This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

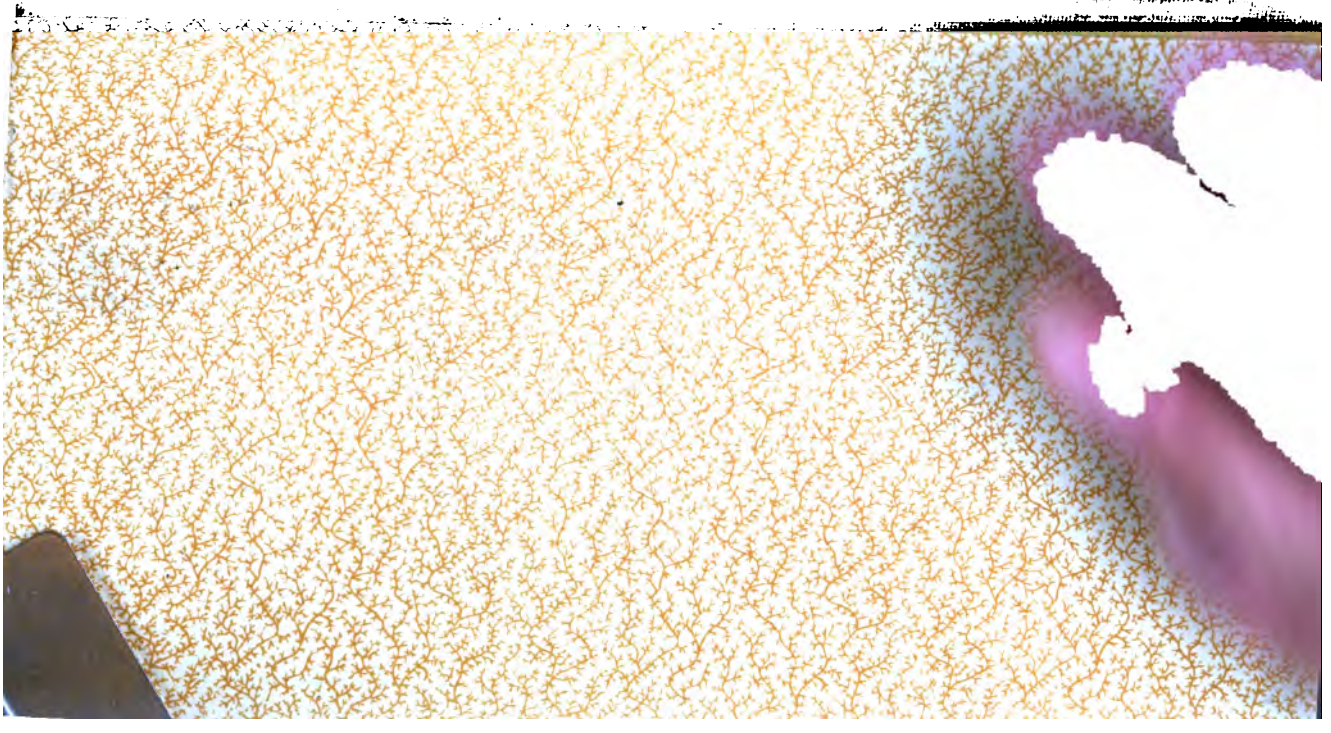
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Strobeck
E C

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
472344
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1909

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Darstellungen
aus meinem Leben
und
aus meiner Zeit.

Von
Friedrich Karl von Strombeck.

Was ich besitze seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand wird mir zu Wirklichkeiten.
Göthe.

Vierter Theil.

Braunschweig,
Verlag von Friedrich Vieweg.
1836.

Darstellungen

aus einer Reise

11585 S:9143-11

durch

Deutschland und Italien

im Jahre 1835.

Von

Friedrich Karl von Strombeck.

C

Zweites Theil.

Braunschweig,
Verlag von Friedrich Vieweg.

1836.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Inhalt.

VI. Reise durch die päpstlichen Delegationen. — Von Ferrara über Bologna nach Florenz ..... S. 1

VII. Reise durch das Großherzogthum Toscana. — Von Florenz über Siena nach Viterbo ..... — 41

VIII. Reise durch den südlichen Theil des Kirchenstaats. — Von Viterbo über Rom nach Terracina ..... — 149

Zu Louis Napoleons, ehemahligen Königs von Holland, Characteristik ..... — 350

Anlage zu Seite 16.

Orario della Pontificia università di Bologna. Per l'anno scolastico 1834 — 1835 *) ..... — 354

*) Durch diese Mittheilungen erkennt man auf das Bestimmteste den jetzigen Standpunkt der Universitäts-Studien im Kirchenstaate.

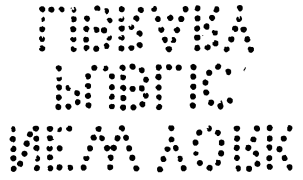
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

VI.

Reiſe durch die päpſtlichen Delegationen.

Von Ferrara über Bologna nach Florenz.



VI.

Reiſe durch die päpſtlichen Delegationen.

Von Ferrara über Bologna nach Florenz.

Göthe äußert ſich, als er von Ferrara redet, folgender Maaßen: »Die meiſten Reiſenden haben etwas »Handwerksburſchenartiges und ſehen ſich gern nach »Wahrzeichen um.« — Ich geſtehe, daß ich zu dieſen »meiſten Reiſenden« gehöre — welches denn vielleicht daher kommen mag, daß in meinen Kinderjahren Berkenmeyers curiöſer Antiquarius, bei welchem die Wahrzeichen der Städte die Hauptſache ſind, meine Lieblings-Lectüre geweſen. So war denn mein erſter Gang zu Ferrara (16. Mai) nach dem St. Annen-Hospitale (l'Arcispedale), um den Ort zu ſehen, wo Torquato Taſſo von einem Fürſten, welchen Er verewigt hatte, unter dem Vorwande des Wahnſinnes, ſieben Jahre lang gefangen gehalten wurde. Auch Göthe ſah dieſen Ort, meint aber: »ſie zeigten »ſtatt Taſſo's Gefängniß einen Holzſtall oder ein Kohlen»gewölbe, wo er gewiß nicht aufbewahret worden.« — Dem er noch hinzuſetzt: »Auch weiß im Hauſe kaum

»Jemand mehr, was man will. Endlich beſinnen ſie »ſich um des Trinkgeldes willen. Es kommt mir vor, »wie Doctor Luthers Dintenklecks, den der Caſtellan von »Zeit zu Zeit wieder auffriſcht.« — Ich geſtehe, daß ich keinen Zweifel hege, daß Taſſo wirklich an dem Orte, den man als ſein Gefängniß zeigt, eingekerkert geweſen ſey. Man hat mich in Ferrara verſichert, daß nie in dieſer Beziehung Zweifel obgewaltet haben, daß alte Aufzeichnungen eben dieſen Ort als Taſſo's Gefängniß angeben; daher man denn auch ohne alles Bedenken, und ohne alle weitere Unterſuchung, ihn als ſolchen durch eine über der Thür befindliche Inſchrift auf einer Marmorplatte bezeichnet hat. — Und warum ſollte denn hier nicht Taſſo's Gefängniß geweſen ſeyn? — Daß dieſes ein erbärmliches Loch im Annen-Hospitale war, wiſſen wir aus ſeinen Klagen; auch war der »magnanimo Alfonso« eben nicht der Fürſt, von welchem beſondere Milde gegen einen Dichter, der ſeinen Stolz beleidigt hatte, zu erwarten ſtand. Wie viele und kräftige Verwendungen waren erforderlich, um dem Unglücklichen die Freiheit zu verſchaffen! Das Gefängniß, welches man billig mehr in Ehren halten, und nicht zu niedrigen ökonomiſchen Bedürfniſſen verwenden ſollte, befindet ſich auf ebener Erde an einem feuchten Corridor. Es hatte ehemahls ein Fenſter nach dem Garten

oder Hofe, das jetzt, da, wie man mir sagte, mit dem Gebäude Veränderungen vorgenommen, vermauert ist. Die Thür von starkem, mit Eisen beschlagenem Eichholze zeigt deutlich, daß sie eine Gefängnißthür war. Sie ist ziemlich zerschnitten, da die Reisenden, vorzüglich die Engländer, Späne davon abzuschneiden und mitzunehmen pflegen.

Ludovico Ariosto's Gebeine ruhten sanft in der Kirche des heil. Benedict. Als Kloster und Kirche 1801 zu einem Militär-Hospitale bestimmt wurden, führte man, auf Verfügung des französischen Generals Miollis, die irdischen Reste des großen Dichters nach einem der Bibliothek-Säle der Universität, wo sie in marmornem Sarkophage aufbewahrt werden. Die Bibliothek besteht aus mehr als 70,000 Bänden, enthält seltene Incunabeln und schätzbare Manuscripte griechischer und römischer Classiker. Auch eigenhändige Handschriften von Ariosto, Tasso und Guarini werden hier als Heiligthümer, nebst Ariosto's Dintenfasse, aufbewahrt. Die Universität ist jetzt, der bekannten politischen Verhältnisse wegen, suspendirt; doch werden einige Privatvorlesungen gehalten.

Die Cathedralkirche des H. Georg ist ein prachtvolles gothisches Gebäude aus dem zwölften Jahrhundert, von Innen in neuerm römischen Geschmacke

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
472344
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1909

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Der Frau Gräfinn

Helena Veterani,

gebornen Gräfinn Caratti,

zu

Udine.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Inhalt.

VI. Reise durch die päpstlichen Delegationen. — Von Ferrara über Bologna nach Florenz ..... S. 1

VII. Reise durch das Großherzogthum Toscana. — Von Florenz über Siena nach Viterbo ..... — 41

VIII. Reise durch den südlichen Theil des Kirchenstaats. — Von Viterbo über Rom nach Terracina ..... — 149

Zu Louis Napoleons, ehemahligen Königs von Holland, Characteristik ..... — 350

Anlage zu Seite 16.

Orario della Pontificia università di Bologna. Per l'anno scolastico 1834 — 1835 *) ..... — 354

*) Durch diese Mittheilungen erkennt man auf das Bestimmteste den jetzigen Standpunkt der Universitäts-Studien im Kirchenstaate.

Ottendorfer Bar. May. 13. 08.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

VI.

Reiſe durch die päpſtlichen Delegationen.

Von Ferrara über Bologna nach Florenz.

Göthe äußert ſich, als er von Ferrara redet, folgender Maaßen: »Die meiſten Reiſenden haben etwas »Handwerksburſchenartiges und ſehen ſich gern nach »Wahrzeichen um.« — Ich geſtehe, daß ich zu dieſen »meiſten Reiſenden« gehöre — welches denn vielleicht daher kommen mag, daß in meinen Kinderjahren Berkenmeyers curiöſer Antiquarius, bei welchem die Wahrzeichen der Städte die Hauptſache ſind, meine Lieblings-Lectüre geweſen. So war denn mein erſter Gang zu Ferrara (16. Mai) nach dem St. Annen-Hospitale (l'Arcispedale), um den Ort zu ſehen, wo Torquato Taſſo von einem Fürſten, welchen Er verewigt hatte, unter dem Vorwande des Wahnſinnes, ſieben Jahre lang gefangen gehalten wurde. Auch Göthe ſah dieſen Ort, meint aber: »ſie zeigten »ſtatt Taſſo's Gefängniß einen Holzſtall oder ein Kohlen»gewölbe, wo er gewiß nicht aufbewahret worden.« — Dem er noch hinzuſetzt: »Auch weiß im Hauſe kaum

»Jemand mehr, was man will. Endlich beſinnen ſie »ſich um des Trinkgeldes willen. Es kommt mir vor, »wie Doctor Luthers Dintenklecks, den der Caſtellan von »Zeit zu Zeit wieder auffriſcht.« — Ich geſtehe, daß ich keinen Zweifel hege, daß Taſſo wirklich an dem Orte, den man als ſein Gefängniß zeigt, eingekerkert geweſen ſey. Man hat mich in Ferrara verſichert, daß nie in dieſer Beziehung Zweifel obgewaltet haben, daß alte Aufzeichnungen eben dieſen Ort als Taſſo's Gefängniß angeben; daher man denn auch ohne alles Bedenken, und ohne alle weitere Unterſuchung, ihn als ſolchen durch eine über der Thür befindliche Inſchrift auf einer Marmorplatte bezeichnet hat. — Und warum ſollte denn hier nicht Taſſo's Gefängniß geweſen ſeyn? — Daß dieſes ein erbärmliches Loch im Annen-Hospitale war, wiſſen wir aus ſeinen Klagen; auch war der »magnanimo Alfonso« eben nicht der Fürſt, von welchem beſondere Milde gegen einen Dichter, der ſeinen Stolz beleidigt hatte, zu erwarten ſtand. Wie viele und kräftige Verwendungen waren erforderlich, um dem Unglücklichen die Freiheit zu verſchaffen! Das Gefängniß, welches man billig mehr in Ehren halten, und nicht zu niedrigen ökonomiſchen Bedürfniſſen verwenden ſollte, befindet ſich auf ebener Erde an einem feuchten Corridor. Es hatte ehemahls ein Fenſter nach dem Garten

oder Hofe, das jetzt, da, wie man mir sagte, mit dem Gebäude Veränderungen vorgenommen, vermauert ist. Die Thür von starkem, mit Eisen beschlagenem Eichholze zeigt deutlich, daß sie eine Gefängnißthür war. Sie ist ziemlich zerschnitten, da die Reisenden, vorzüglich die Engländer, Späne davon abzuschneiden und mitzunehmen pflegen.

Ludovico Ariosto's Gebeine ruhten sanft in der Kirche des heil. Benedict. Als Kloster und Kirche 1801 zu einem Militär-Hospitale bestimmt wurden, führte man, auf Verfügung des französischen Generals Miollis, die irdischen Reste des großen Dichters nach einem der Bibliothek-Säle der Universität, wo sie in marmornem Sarkophage aufbewahrt werden. Die Bibliothek besteht aus mehr als 70,000 Bänden, enthält seltene Incunabeln und schätzbare Manuscripte griechischer und römischer Classiker. Auch eigenhändige Handschriften von Ariosto, Tasso und Guarini werden hier als Heiligthümer, nebst Ariosto's Dintenfasse, aufbewahrt. Die Universität ist jetzt, der bekannten politischen Verhältnisse wegen, suspendirt; doch werden einige Privatvorlesungen gehalten.

Die Cathedralkirche des H. Georg ist ein prachtvolles gothisches Gebäude aus dem zwölften Jahrhundert, von Innen in neuerm römischen Geschmacke

ausgebaut und verziert. Ich mußte sehr beklagen, daß es mir an Zeit fehlte, den vielen Kunstwerken, die sie enthält, volle Aufmerksamkeit schenken zu können. Man findet hier eine Menge schätzbarer Basreliefs und Gemählde aus der römischen Schule. Drei und zwanzig Choralbücher im größten Formate mit den herrlichsten Miniaturen hält man mit Recht für das Schönste, was in dieser Art vorhanden ist. — In der Kirche St. Francesco sind die Grabmähler der Herzoge von Este, von Azzo IX. bis Alberto III. — Ferrara hat über hundert Kirchen und eine Menge öffentlicher Gebäude und Privatpaläste, welche die Aufmerksamkeit eines Reisenden in Anspruch nehmen können. Sie ist eine der schönsten Städte Italiens; ihre Straßen sind breit, zum Theil schnurgerade und vortrefflich gepflastert. Freilich ist sie sehr öde; denn ihrer Größe nach (man sagt, sie sey so groß als Roms bewohnter Theil) würde sie 150,000 Einwohner fassen können und hat deren nur fünf und zwanzig tausend. Ein verfallenes Ansehn hat Ferrara aber keinesweges; im Gegentheil erschien mir diese Stadt heiterer und netter als die meisten großen Städte Italiens. Die Localbehörden verwenden offenbar eine große Sorgfalt auf den äußern Glanz der Stadt, die einer solchen aber auch im hohen Grade werth ist. Wahrhaft imposant ist der Corso di porta Po oder

(Strada di S. Benedetto), der eine Länge von einer halben deutschen Meile hat und mit Palästen geschmückt ist. Der päpstliche Cardinal-Legat residirt auf dem Castell, das gut unterhalten zu seyn scheint und von Schweizern im päpstlichen Dienste besetzt ist. Die Besatzung der Stadt besteht aus Oestreichern. — Wer zu einem wohlfeilen Preise einen Palast eigenthümlich erwerben möchte, muß nach Ferrara gehen, wo für 6000 Gulden Paläste zu kaufen sind, die in Wien wohl eine halbe Million Gulden werth seyn möchten. — Die Luft soll hier sehr ungesund seyn, und ich möchte, nach der Lage der Stadt nicht daran zweifeln. Man braucht nur eine Specialkarte der hiesigen Gegend zu betrachten, um die vollständigste Idee von dem hydrographischen Verhältniß derselben zu erhalten. — Der Po hat sich hier zertheilt und bildet ein Delta gleich dem Nil. Ungefähr an der Spitze dieses Delta im Westen liegt Ferrara. Nördlich der Stadt fließt der Hauptstrom des Po, nur mit Mühe durch Dämme in seinen Ufern zurückgehalten; südlich folgt dann ein zweiter Arm des mächtigen Flusses, der Po di Volano, und noch südlicher der Po di Primaro. Alles zwischen diesem letzten Arme und dem Haupt-Po Gelegene ist Sumpf oder seichtes Wasser. Die Hauptvertiefung bildet das seiner einträglichen Fischereien wegen bekannte Valle di Comachio. In diese

Niederungen nun ergießen sich eine Menge größerer und kleinerer Ströme von Süden und Westen her, welche auf dem Apennin ihren Ursprung nehmen, von denen besonders der Panaro und Reno stets viel zu schaffen gemacht haben. Der Abfall des Terrains nach dem Meere zu ist äußerst gering, das Wasser fließt also nur langsam ab: sein Spiegel erhebt sich daher oft über die Dämme und durchbricht diese mit großen Verwüstungen, besonders wenn beim Aufgehen des Schnees auf dem Apennin die Gebirgsströme große Wassermassen hinunterführen. Um diesen unglücklichen Zustand der Gegend abzuhelfen, hat man seit Jahrhunderten viele Projecte zu Tage gefördert und Versuche gemacht, doch bis jetzt ist Alles so ziemlich in demselben Zustande geblieben. Hier ist ein dem Terrain-Verhältniß der Niederlande völlig analoges; doch fehlt es an niederländischem Gelde, und vielleicht selbst an einer völlig gründlichen Kenntniß der Wasserbaukunst.

Nachdem ich so, flüchtig genug, mir wenigstens eine allgemeine Idee von Ferrara zu verschaffen gesucht hatte, setzten wir unsere Reise nach Bologna fort. — Dieselbe Einförmigkeit der Gegend als gestern: Canäle, Reisfelder, Sümpfe, auch wohl Wein und Maïs (gran turco). Bei Malalbergo machte mich die Gräfinn Veterani darauf aufmerksam, daß wir über den »Reno«

führen. In der That wird die Heerſtraße hier von dem rechten Arme des italiäniſchen Rheins (Reno) durchſchnitten, welcher ſich nicht gar weit von hier in den oben erwähnten Po di Volano ergießt. Meine Reiſegefährten hatten dieſen Weg ſchon öfter gemacht, und ſo hatte ich den Vortheil, von ihnen auf die eigenthümlichen Localverhältniſſe aufmerkſam gemacht zu werden, und dieſes um ſo ernſtlicher, da unter den vielen trefflichen Eigenſchaften der Gräfinn ſich auch die befand, eine äußerſt ſcharfe Beobachterinn zu ſeyn. Keine Beſchwerde hielt ſie ab, zu ſehen und zu unterſuchen was ſie ihrer Beobachtung würdig hielt. — Der Kunſtweg durch dieſe Sumpfgegend iſt jetzt vortrefflich. Wer eine Vorſtellung zu haben wünſcht, wie er noch im Anfange dieſes Jahrhunderts beſchaffen war, den lade ich ein, des braven Seume »Spaziergang nach Syracus« im Jahre 1802 nachzuleſen (S. 99). Ausnahmsweiſe legte er die Reiſe von Ferrara nach Bologna mit einem Vetturino zurück; ausnahmeweiſe, denn der rüſtige Fußgänger ſchämte ſich dieſer Art zu reiſen, befürchtend, ſo zwar nicht »für einen Lump,« wohl aber für einen Weichling gehalten zu werden. — Wie doch die Anſichten der Sterblichen verſchieden ſind! — Doch ſo viel ſcheint mir gewiß zu ſeyn, der »Spaziergang nach Syracus« wird noch geleſen

werden, wenn die »Warnungsſtimme« längſt verſchollen ſeyn wird. — Freilich iſt es nicht Jedem gegeben, wie Seume, den in Schlamm verſunkenen Vetturino-Wagen mit untergeſtemmter Schulter wieder flott zu machen, und ich möchte ein ſolches Hercules-Stück wahrlich nicht unternehmen: aber Achtung flößt uns doch der Mann ein, der ſich nicht ſchämt, auch durch körperliche Anſtrengung zu helfen, und der deutſche Mannskraft zu beſitzen, im Lande der Wälſchen ſich zur Ehre achtet.

Schnell flogen uns beim raſchen Trabe unſeres Sechsgeſpanns auf dem ſchönſten Kunſtwege die Stunden hin, und ohne irgend wo angehalten zu haben, waren wir bereits um fünf Uhr Nachmittags zu Bologna, wo wir in der »Aquila nera« abſtiegen. — Zimmer, Speiſen, Betten und Bedienung waren in dieſem Gaſthofe gut, obwohl ich Alles zum Voraus genau bedungen, weil ich, nach dem Contracte mit meinem Vetturino, zu Bologna ſelbſt bezahlen mußte.

So wie wir in ein Land kommen, wo die Mutterſprache nicht mehr geredet wird, werden wir noch parteilicher für das liebe Vaterland, als wir vielleicht früher daheim waren. Wenigſtens geht es mir ſo. — Auf dieſe Weiſe will ich entſchuldigen, aber keineswegs loben, daß ich den Italiänern, wie in frühern Zeiten den

Franzoſen, oft genug die deutſche vaterländiſche Weiſe, lobpreiſend als nachzuahmendes Muſter, vorgehalten habe. Und bei der Darſtellung dieſer deutſchen Art ſolche wohl nicht ganz ſelten ein wenig zu ſehr idealiſirend. Wir wollen aufrichtig ſeyn, und unſere eigenen Fehler gern bekennen. Humani nil a me alienum puto. — So redete ich denn, als ich meinen Handel abgeſchloſſen hatte, den Bologneſer Cameriere ungefähr auf folgende Weiſe an: »Wie ſchön iſt es doch in dem guten Deutſchland, wo Handel dieſer Art unerhört ſind, die den Gaſtwirth, nach meiner Anſicht, hinabwürdigen! — Dort frägt Niemand zum Voraus, was er zu zahlen habe. Dieſes ſagt ihm bei der Abreiſe die Rechnung. Nicht einmahl dieſe prüft der Reiſende bei uns: er ſchaut nur nach der Summe, bezahlt, ohne ein Wort zu verlieren, und reiſet zufrieden davon.« — »Ich achte dieſe Gewohnheit der Herren Deutſchen,« antwortete der Cameriere, »und wollte, ſie wäre auch hier üblich. Doch als ich in frühern Jahren zu Wien in einem groſſen Gaſthofe im Dienſt ſtand, habe ich oft genug die Herren Reiſenden klagen hören, ſie ſeyen überſetzt, obwohl dieſes nicht der Fall war. Geſtehen Sie, mein Herr, es darf doch auch dem Fremden nicht unangenehm erſcheinen, wenn er genau zum Voraus weiß, wie viel er in einer gewiſſen Zeit zu zahlen habe. — Sie wer-

den ſagen, dieß ſey freilich nicht übel; aber warum das Vorſchlagen, Handeln und Ablaſſen? — Deßhalb, weil dieſes hier zu Lande bei jeder Verkaufung, bei jeder Vermiethung üblich iſt. — Auch räume ich ein, daß wir auf Stand und Vermögen — ſo viel wir dieſes beurtheilen können — bei unſern Gäſten Rückſicht nehmen. — Finden Sie unbillig, daß wir uns unſere Mühwaltung bezahlen laſſen? — Sie haben keinen Begriff davon, was für einen Lärm eine engliſche reiſende Familie im Hauſe macht. Da iſt keine Cameriera, die ſich nicht wenigſtens eben ſo viel dünke, als eine italiäniſche Gräfinn oder eine deutſche Baroninn. Und nun gar ein Mylord! — Die Grobheit halten wir einem ſolchen zu Gute, weil wir die Engländer mit Recht für Barbaren anſehen, die den Werth civiliſirter Nationen nicht zu ſchätzen wiſſen: aber bezahlen müſſen ſie doppelt, und dieſes iſt um ſo billiger, da jetzt Niemand knickeriger iſt, als eben ſie. Je vornehmer ſich Jemand bei uns gebehrdet, je weniger er mit unſerer Art zu ſeyn zufrieden iſt, und je mehr Lärm und Umſtände er macht, deſto mehr auch muß er bezahlen: daß iſt nun einmahl italiäniſche Sitte.« — So ungefähr ſchwatzte mein Cameriere, und ich geſtehe, daß ich ihm nicht ganz Unrecht geben konnte; ja, daß ich es ſpäterhin nicht unangenehm fand, meinen kleinen Wirthshaushandel zum

Voraus abſchließen zu können. Ich wenigſtens habe mich recht gut dabei befunden, und bin während meines Aufenthalts in Italien nicht ein einziges Mahl übertheuert, wie doch im lieben Vaterlande wohl zuweilen geſchehen iſt.

Bologna iſt eine wahrhaft großartige Stadt, ganz von dem Anſehn einer mächtigen Capitale. Siebenzig tauſend Einwohner geben ihr ein reges Leben, und doch würde ſie ſehr füglich nach ihrer Größe hundert und funfzig tauſend faſſen können. Früher vielfach innern politiſchen Stürmen ausgeſetzt, dann, bei einer faſt republicaniſchen Stadtverfaſſung, unter dem Schutze der Kirche emporblühend, brachten ihr die revolutionären Verhältniſſe der neuern Zeiten mannichfaches Unglück. Bekannt iſt die Rolle, die ſie nach dem Aufſtande in Modena im Jahre 1831 ſpielte, durch welche die Revolution vorzüglich herbeigeführt wurde, die ſich faſt über den ganzen Kirchenſtaat, während der Wahl des jetzigen Papſtes Gregor XVI., erſtreckte, Schrecken in Rom ſelbſt verbreitete, dann die Beſetzung der Legationen durch öſtreichiſche und Ancona's durch franzöſiſche Truppen zur Folge hatte. — Dieſer Zuſtand dauert nun noch jetzt fort, und man würde ſich ſehr täuſchen,

wenn man annähme, daß hier die höhern und mittlern Stände — denn der Pöbel ſchlägt ſich da hin, wo er für den Augenblick zu gewinnen glaubt — mit der päpſtlichen Regierung zufrieden ſeyn; wie wohl auch dieſe die Nothwendigkeit der öſtreichiſchen Beſatzung erkannten, durch welche einzig Ruhe erhalten wird, und die, bei vortrefflicher Mannszucht und bei der freundlichen und humanen Perſönlichkeit des Befehlshabers, der Stadt nicht die mindeſte Unbequemlichkeit verurſachte wohl aber bedeutende Summen in Umlauf bringt. Der beſte Beweis von der Richtigkeit dieſer letzten Behauptung iſt, daß man hier jetzt, wie im lombardiſch-venezianiſchen Königreiche, die in Deutſchland geprägten Zwanzigkreuzerſtücke (Lire austriache), faſt ausſchließlich im Umlaufe ſieht und daß man hier eben ſo fertig danach rechnet, als nach den einheimiſchen abgenutzten Münzſorten.

Es kann jedoch nicht fehlen, daß der geſchilderte Zuſtand der Regierung höchſt unangenehm ſeyn müſſe, und ſie, da die Liebe und das Vertrauen des Volkes die beſte Sicherheit gewähren, gewiſſer Maaßen unſicher mache. — Wie ſteht dieſem abzuhelfen? — durch Conceſſionen im ſogenannten conſtitutionell-liberalen Sinne? — Ich zweifle ſehr: das non plus ultra der Partei, welche dieſe in Italien, wie in Frankreich, verlangt, iſt

einzig und allein die Republik. Vor einer democratisch-republicanischen Verfassung mag aber ein guter Genius das schöne Italien bewahren; diese passet nur für einzelne Städte. Die Blutscenen des Mittelalters und unserer eignen Zeit würden sich sofort erneuen. Wenn ich als ein Fremder, der nur sehr unvollständige Kenntnisse von der innern Lage des Landes haben kann, hier ein Urtheil wagen dürfte, so würde es Folgendes seyn. — Mich dünkt, daß die Legationen vollkommen und gründlich beruhigt werden könnten, wenn Justiz und Verwaltung mehr durchgreifend, als bisher geschehen, verbessert würden; wobei es im höchsten Grade der Politik gemäß erscheint, so viel irgend hiermit bestehen kann, der Stadt Bologna, die hier so mächtig einzuwirken vermag, diejenigen Privilegien und Ehrenrechte unvermindert zurück zu geben, die ihr vertragsmäßig zugesichert sind.

Bis jetzt ist die erledigte wichtige Stelle eines außerordentlichen Commissärs in Bologna nicht wieder besetzt, woraus man sieht, mit welcher Vorsicht die Regierung hiebei verfährt. Man nennt indessen mehrere Candidaten, und unter diesen auch den Cardinal Mario-Sforza aus Neapel, welcher viele Wahrscheinlichkeit für sich hat. Die ganze Verwaltung in den Legationen ist übrigens jetzt Seculären anvertraut, und nur die obere

Leitung ist einem Cardinal vorbehalten, der zugleich die Gerechtsame der Regierung wahrnehmen und das Wohl der ganzen Provinz im Auge haben soll. Von diesem hängt es nun natürlich ab, in welchem Lichte über die vorzunehmenden Verbesserungen nach Rom berichtet wird. Denn obgleich der außerordentliche Commissär mit großer Vollmacht ausgestattet ist, so ist er doch keineswegs ganz unabhängig, wie man gewöhnlich annimmt; die Regierung hat sich Vieles vorbehalten, worüber nur sie Entscheidung ertheilen kann *).

Eine höchst unglückliche Folge des Revolutions-Wesens in den Legationen für die Stadt Bologna ist die große Einwirkung, welche es auf die Universität gehabt hat. Ist diese gleich nicht, wie man aus dem Lections-Catalog für das laufende Studien-Jahr ersehen kann, völlig suspendirt, so unterliegt ihr Besuch doch Beschränkungen, und die Vorlesungen werden — außer den theologischen — nicht in den öffentlichen Hörsälen des Universitäts-Gebäudes, sondern, gleichsam als ein Privat-Unterricht, in den Wohnungen der Professoren gehalten.

---

*) Aus öffentlichen Nachrichten.

Wenn man die herrlichen Gebäude dieſes uralten Inſtituts betrachtet, die Säle mit wiſſenſchaftlich geordneten naturhiſtoriſchen Sammlungen, die wichtige Bibliothek »des Inſtituts« von mehr als hundert und funfzig tauſend Bänden, und dann die verödeten Hörſäle durchwandert, ſo kann man ſich kaum der Thränen enthalten. Und was für eine Univerſität könnte in Bologna blühen! In einer Stadt, welche, außer der Hochſchule, ſo großartige Anſtalten für Wiſſenſchaft und Künſte beſitzt! — Die dem Publikum geöffneten Sammlungen des von dem gelehrten Grafen Ferdinando Marſigli 1712 geſtifteten Inſtituts (»Istitut«), deſſen Geſchichte und Verfaſſung Zanotti ausführlich darlegte, ſetzten mich in Erſtaunen; man kann nichts Großartigeres in ſeiner Art ſehen. Der botaniſche Garten, das »Museo diantichità«, die Sternwarte und ihre Inſtrumenten-Sammlungen, vor allen andern aber die »Accademia delle belle arti«, mit einer Gemählbegallerie, die unter die erſten Italiens und alſo Europa's, zu zählen iſt: wie könnten alle dieſe harmoniſch in einander greifenden Inſtitute eine höchſte Studien-Anſtalt unterſtützen! —

Die zuletzt erwähnte Sammlung iſt reich an den berühmten Cinquecentiſten. Hier kann man erkennen, wie ein Raphael entſtehen konnte, und wie er einwirkte.

Wäre hier auch kein Bild als seine Cäcilia, so darf man doch eines gänzlichen Mangels entweder an Kunstsinn oder an Kenntniß der Kunstgeschichte denjenigen Reisenden beschuldigen, der von der Cäcilia Raphaels, in Bologna verweilend, gar keine Notiz nimmt. »Rücksichtslos,« so erzählt dieser Reisende uns, »hatte man »so eben ein geheimes Gemach ausgetragen« (nämlich gleich nach drei Uhr Morgens); »der entsetzliche Gestank »benahm uns fast den Athem, schien aber den italiäni»schen Nasen recht wohl zu gefallen. Wir verlangten »eiligst Frühstück, und man kann sich denken, daß ich »den Cameriere nicht mit besonders guter Laune be»grüßte. Eine Stunde verging; das Frühstück kam »nicht. Eben so fehlten unsere Pässe noch. — — Der »Gestank wurde immer ärger; endlich, um halb »acht Uhr, kam das Frühstück. — — Es ist halb zehn »Uhr, so eben bringt uns ein ganz unbekannter Kerl die »Pässe.« — — Die armen Reisenden! — Aber warum benutzten sie die lange Zeit nicht dazu, aus dem Gestanke auf eine halbe Stunde zu Raphaels Cäcilie zu flüchten? Oder war ihnen nicht einmahl Göthe's Entzücken bekannt geworden, in welches er bei dem Anschaun des Bildes gerieth, dem er »die Dauer einer Ewigkeit wünscht; zufrieden, selbst aufgelöset zu werden?« — Sollte man es glauben, daß es möglich sey,

daß Jemand in Bologna bei dem Geſtanke einer Cloaca, »der faſt den Athem benahm, und der »den italiäniſchen Naſen recht wohl zu ge»fallen ſchien,« zwar »eiligſt ein Frühſtück verlangen,« vergeblich ein paar Stunden die Päſſe erwarten, nicht aber auf den einfachen Gedanken kommen ſollte, ſich allem Ungemach dadurch zu entziehen, daß er ſich zur heiligen Cäcilia rettete? — Doch »gern »möchten unſere Reiſenden, der Merkwürdigkeiten Bo»logna's wegen, noch hier verweilen; allein dieß würde »den ganzen Reiſeplan zerſtören.« Aber wohin eilten ſie denn ſo ſehr, daß ſie weder dem heiligen Antonio zu Padua, dem ehrwürdigen Ferrara, noch dem gelehrten Bologna einige Stunden ſchenkten? — Da wir »noch zum Frohnleichnamsfeſte nach Florenz »wollen, ſo iſt unſere Zeit ſehr koſtbar.« *)

*) Unglücklicher Weiſe war alle Eile und Anſtrengung unſerer Reiſenden, durch welche ſie ſo Vieles und Großes zu ſchauen verſäumten, gänzlich vergeblich geweſen. »Als wir heute »Nacht in Florenz angekommen waren,« — berichtet Herr Nicolai Seite 108, »fragten wir ſogleich, wann die »Proceſſion hier beginnen würde. Man antwortete uns: um »neun Uhr Morgens. Wir ſtanden daher ſchon um ſieben »Uhr auf, hörten aber nun mit Verdruß, die Proceſſion habe

Es giebt keine Wissenschaft, keine Kunst, in welcher Bologna nicht große Gelehrte, ausgezeichnete Meister hervorgebracht hätte, und noch jetzt ist es einer der Hauptsitze der italischen Musen. Bologna war die Vaterstadt des Francia, der drei Caracci, des Domenichino, des Guido Reni, des Albano und des Tibaldi, und die Meisterwerke dieser Künstler zieren seine Kirchen, deren drei und siebenzig vorhanden sind, und seine Paläste. In dem Dome, einem prächtigen, doch nicht ganz vollendeten gothischen Gebäude, befindet sich des Ludovico Caracci letztes Fresco-Gemählde, die Verkündigung vorstellend. In der Basilica des h. Petronio die berühmte Mittagslinie Cassini's. In dieser Kirche wurde Kaiser Karl V. von dem Papste Clemens VII. 1530 gekrönt; der letzte römische Kaiser, welchem der Papst die Krone aufsetzte. Wo man in Bologna hinsieht, erblickt man Merkwürdigkeiten.

»bereits um fünf Uhr Statt gefunden: es sey abgeändert worden. Alle unsere Anstrengung war sonach vergeblich gewesen.« — Ich beklage dieses aufrichtig, und zweifle auch nicht, daß man auf diese Art die Reisenden tröstete. — So früh beginnt aber in Italien keine feierliche Procession, die so viele Zubereitungen, als die hier in Frage stehende, erfordert. Sie wird um neun Uhr Statt gefunden haben — und die Reisenden hatten die Zeit verschlafen.

Die Straßen der Stadt sind trefflich gepflastert, zum Theil breit und prächtig und Nachts auf das schönste erleuchtet. Da die Vorderseite der Häuser in der Regel auf Arcaden ruht, so kann man zwar unter diesen, vor Sonne und Regen geschützt, fast durch die ganze Stadt wandern, aber es schadet doch, wie sich nicht leugnen läßt, diese Einrichtung der Schönheit der Gebäude und macht die schmälern Straßen dunkel.

Unter allen den nur flüchtig angedeuteten Merkwürdigkeiten Bologna's zog mich nichts mehr an, als der 1801 ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt bei dem ehemahligen Karthäuser-Kloster (Certosa) angelegte Kirchhof. Ich zweifele, daß etwas Prächtigeres und zugleich Zweckmäßigeres in seiner Art in Europa vorhanden sey, und könnte mich hierbei auf das Urtheil des verewigten Kaisers Franz I. stützen, welcher nicht ohne Erstaunen über das, was er sah, dieselbe Meinung ausdrückte.

Ein viereckter Platz, von ungefähr acht Morgen, ist mit hohen Arcaden umschlossen und mit einem wahrhaft majestätischem Pilaster-Eingange versehn, an dessen Seiten weite, zu dem Ganzen gehörige Hallen und Corridore aufgeführt sind. Hier erblickt man zuerst eingemauerte antike Grabschriften, dann prächtige und kunstreiche Grabesdenkmähler des Mittelalters, die aus auf-

gehobenen Klöstern und in den Revolutionszeiten abgebrochenen Kirchen hierher versetzt wurden. Diese Corridore und Vorhallen führen zu den Arcaden, welche den Kirchhof umschließen. Alles steht in vollkommenster architectonischer Harmonie. Der Platz in der Mitte enthält, in der genauesten Ordnung, die mit Nummern versehenen gewöhnlichen Gräber. Die ausgezeichneten befinden sich unter den gedachten Arcaden, in deren Rückwand die Leichen in Nischen beigesetzt und vermauert werden. Hier sind denn auch die Grab-Monumente, unter denen über vierzig von carrarischem Marmor, und zum Theil von den ausgezeichnetsten Meistern Italiens, — selbst Canova und Thorwaldsen nicht ausgeschlossen — aufgestellt. Auch Fresco-Gemählde findet man den Verstorbenen zu Ehren an den Wänden, in deren Nischen die Leichen beigesetzt wurden. Doch wie man mich versicherte, ist es für die Zukunft nur erlaubt, hier Monumente von Marmor, Statuen oder Basreliefs, setzen zu lassen. Die Grabes-Inschriften sind größten Theils in ächt classischem Latein abgefaßt; aber auch unter den italiänischen erkennt man den reinen Geschmack der Einwohner Bologna's. — Ich mußte beklagen, daß, als ich am andern Tage meines Hierseins diese ehrwürdigen und rührenden Monumente betrachtete, mich die Dunkelheit überraschte. Es war

ſchon völlig finſter, als ich zur Stadt zurückkam. Von dieſer führt bis zum Gottesacker (campo santo) ein Arcadengang von zweihundert Bogen, ſo daß die Leichenproceſſionen, geſchützt vor Regen und Sonne, dort hingelangen können. Mein Lohnbediente, ein faſt achtzigjähriger, doch noch rüſtiger Greis, verſicherte mich, daß jeder einzelne Bogen dieſer Arcaden hundert Scudi koſte, daß der Aufwand von den verſchiedenen Claſſen der Bürger, vorzüglich von den Zünften und Gewerken, durch perſönliche Geldbeiträge beſtritten, und der große Bau in kurzer Zeit zu Stande gebracht worden. Hiernach darf man wohl annehmen, daß in Bologna, bei großer Wohlhabenheit, eine ausgezeichnete Anhänglichkeit an den Geburtsort herrſche. Dieſes Letzte findet man in Italien gewöhnlich. Mit dieſem Arcadengange ſteht nun der in Verbindung, welcher nach dem Heiligthume der Madonna di S. L. führt, das ſich drei ital. Meilen von der Stadt auf dem Gipfel eines Vorberges des Apennins „della Guardia“ befindet; eines der berühmteſten Wallfahrts-Orte Italiens. Zu Bologna kann man daher, vor Regen und Sonne geſchützt, nicht nur in der Stadt, ſondern auch meilenweit außerhalb derſelben umherwandern.

Ich habe zu Bologna mehrere sehr interessante Bekanntschaften gemacht, unter denen ich die des Oberbefehlshabers des k. k. östreichischen Occupations-Heeres, des Generals Baron von Puchner, und seiner liebenswürdigen Tochter voran setze. Der Graf Veterani hatte den General besucht und dieses gab die Veranlassung, daß er nicht nur diesen und seine Gemahlinn, sondern auch mich, ihren Reisegefährten, zum Mittagsessen einladen ließ. Da wir uns in dieser Beziehung entschuldigt hatten, weil uns noch so Manches zu betrachten übrig blieb, so hielt ich es um so mehr für Pflicht, dem General gegen Abend, den Grafen Veterani und seine Gemahlinn begleitend, einen Besuch abzustatten, wo ich denn auf das wohlwollendste sowohl von Jenem als seiner geistreichen Tochter aufgenommen wurde. Ein wahrer Genuß war es mir, einmahl recht nach Herzenslust deutsch schwatzen zu können und auch von dem General zu vernehmen, wie rühmlich sich mehrere meiner braunschweigischen Landsleute (unter denen ich hier nur den General, Baron von Mengen nenne) sich im Kriegsdienste des Kaisers auszeichnen.

Jetzt kam die Trennungsstunde von meinen so liebgewonnenen Reisegefährten. Sie schlugen morgen die Straße nach Ancona, ich die nach Florenz ein. Doch die Trennung sollte ja nicht lange dauern; wir

bestimmten Ort und Zeit, wo wir uns in Rom wiederfinden würden.

Am andern Morgen (18. Mai) fuhr ich aus Bologna, stets denselben Vetturino behaltend. Dem Grafen Veterani hatte er zu der Reise nach Ancona ein anderes eben so gutes Fuhrwerk geliefert. — Auch dieses Mahl reis'te ich nicht allein; ich hatte einen neuen, im hohen Grade interessanten Reisegefährten bekommen. Es war dieses der Graf Carlo Marulli, Militär-Intendant von Palermo, der in Familien-Angelegenheiten sich ein paar Monate zu Bologna aufgehalten hatte, und jetzt, nach abgelaufenem Urlaube, nach Sicilien zurückkehrte. Er war nie außerhalb Italien gewesen, kannte aber dieses Land von Turin bis nach Sicilien durch eigene Anschauung auf das genaueste. Dabei hatte er eine vollkommen wissenschaftliche Bildung, war in der classischen Literatur wohlbewandert, sprach seine Muttersprache auf das eleganteste und drückte sich auch in französischer Sprache mit vieler Fertigkeit aus. Auch die deutsche Literatur war ihm nicht unbekannt. Ohne deutsch zu sprechen, verstand er doch unsere Schriftsteller. — Ich hoffe, Herr Nicolai wird jetzt anfangen, sich zu überzeugen, daß auch der Gebildetste, ohne

sich selbst im mindesten herabzusetzen, sich der Vetturino-Fuhren in Italien bedienen könne, und daß er sich in bedeutendem Grade übereilte, wenn er, im Selbstgefühl mit Extrapost sich befördern zu lassen, während er von Filigara berichtet a. a. O. Seite 99 folgende Zeilen niederschrieb:

»In einem Nebenzimmer ätzte (!) man ein mit einem Vetturin angekommenes deutsches Ehepaar. Wer »mit einem Vetturin reiset, wird in Italien für einen »Lump gehalten. Ein solcher Reisende verdingt bei dem »Lohnkutscher Fuhrlohn und Kost. Der Vetturin wird »nun der Beschützer und Freund des Reisenden, und »dieser ist genöthigt, mit ihm an der Fuhrmannstafel »zu speisen.«

Hätte Herr Nicolai sich dessen erinnert, was der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg in seiner »Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien (Königsberg und Leipzig, 1794. Vier Bände)« von dem Reisen mit Lohnfuhren in Italien berichtet — es würde aber eine Beleidigung des Herrn Nicolai seyn, anzunehmen, er habe, sich auf die Reise nach Italien vorbereitend, dieses Hauptwerk zu lesen versäumt — dann hätte er auch gewiß Anstand genommen, eine achtungswerthe Classe von Reisenden als in einer Lage befindlich darzustellen, die jedem Zartfühlenden, oder auch

nur nicht zum Pöbel Gehörigen, jeden Genuß der Reise verleiden müßte. — Die Sache ist nicht unwichtig. — Ich behaupte, daß ein Jeder, der nicht eine zu beeilende Geschäftsreise in Italien zu machen gezwungen ist — in welchem Fall ich die ganz vortrefflichen italiänischen Extraposten, auf denen man schnell und völlig reglementsmäßig bedienet wird, als nothwendig erkenne — unbedingt sich keines zweckmäßigern Transportmittels als der Vetturino-Fuhren zu bedienen vermögt, und halte es für wichtig, besonders zum Besten meiner reisenden, wissenschaftlich gebildeten Landsleute, dieser Behauptung Geltung zu verschaffen, oder vielmehr nur gegen Aeußerungen, die ich aristokratisch-anmaaßende nennen würde, wenn sie von einem Comte oder Marchese herrührten, zu vertheidigen. Es möge demnach ein hochgebildeter Gelehrter aus einer den Fürstenhäusern Deutschlands gleichstehenden Familie, ein Graf Stolberg, meine Behauptung unterstützen. In dem angeführten Werke (B. I. S. 261.) erzählt dieser im dreißigsten Briefe Folgendes:

„Wir hatten (zu Genf) Vetturini (Fuhrleute) gemiethet, welche uns bis Turin brachten. Solche Vetturini machen nicht große Tagereisen, und fahren langsam. Da sie aber im ganzen Lande Bescheid wissen und die Beköstigung in den Wirthshäusern überneh-

»men, wo man ſonſt, wenn man der Kunſt des Din»gens nicht kundig iſt, ſehr betrogen und ſchlechter be»dient ſeyn würde, auch die Unverſchämtheit der italiäni»ſchen Poſtillons groß ſeyn ſoll, ſo halte ich dieſe Art »zu reiſen für die beſte. Derjenige, welcher unſere »Chaiſe fuhr, iſt ein Neapolitaner aus Lena in der »terra d'Otranto. Wir haben Urſache, vollkommen mit »ihm zufrieden zu ſeyn, und ich hoffe, ihn auf der gan»zen Reiſe durch Italien zu behalten. Er iſt immer »guter Laune, ſcheint ehrlich zu ſeyn und fährt ſehr gut. »Seine mit Schellen behangenen Mauleſel ſind nicht »ſchnell, aber ſtark und ſicher. Er heißt Guido »Droncio.«

Sollte aber ja dem Herrn Nicolai, wider Vermuthen, Stolbergs wichtiges Werk nicht zu Geſicht gekommen ſeyn, ſo war dieſes doch unſtreitig mit Göthe's Reiſeberichten aus Italien der Fall geweſen. (S. Göthe's Werke, Band XXVII. Seite 176.) Wie konnte er aber nur einen Augenblick die Vermuthung hegen, daß ſich ein Mann wie Göthe, welchen man wahrlich den Mangel an einem, ich möchte ſagen, vornehmen und edelm Selbſtgefühl nicht vorwerfen darf, eines Transportmittels bedient habe, welches ihn in den Augen der Eingebornen zu einem Lump geſtempelt, welches ihn gezwungen hätte, unter dem Schutze eines

Vetturins, mit diesem an einer Tafel sich »äßen« zu lassen (wie Herr Nicolai nicht ganz human sich von dem deutschen Ehepaar ausdrückt, welches nicht, wie er, die Geldmittel hatte, mit Extrapost durch das Land zu fliegen)! — Und Göthe war, als er in Italien mit Vetturinen reiste, nicht ein junger Student, der sich über Meinungen wegzusetzen pflegt, sondern er war schon Mitglied des Staatsministeriums eines der geachtesten und gebildetsten Fürsten Deutschlands, und hatte sich bereits einen Dichterruhm erworben, der längst die Grenzen des Vaterlandes überschritten.

Aus gleichem Gesichtspuncte wie Graf Stolberg und Göthe, denen ich noch ein paar fürstliche Namen hinzufügen könnte, sieht jeder gebildete Italiäner diese Sache an, der ich — gern gestehe ich dieß — in einer gewissen Indignation schon zu oft erwähnt habe: denn nichts empört mehr, als wenn man erblickt, wie Jemand, dem das Mittel nicht fehlt, sich eine gewisse Bequemlichkeit zu verschaffen, diejenigen, die dieses Mittel nicht haben, oder (wie ein Göthe und Stolberg) nicht anzuwenden für erforderlich halten, durch beleidigende Worte herabzuwürdigen sucht.

Der Graf Marulli war, was ich dem Range und der Gelehrsamkeit weit vorziehe, ein höchst liebenswürdiger, wahrhaft humaner Mann. Ich darf mich rühmen,

daß er mir seine Freundschaft schenkte, welches er dadurch bethätigte, daß er mich auf das dringendste zu sich nach Palermo einlud, mich nach Neapel mit Empfehlungen an mehrere hohe Staatsbeamte versah, und meinetwegen in Rom — wohin er später als ich kam — denselben Gasthof wählte, den ich gewählt hatte. Er kannte die Gegend genau, und so war es denn unmöglich, daß ich einen zugleich angenehmern und mir nützlichern Reisegefährten, als den Grafen Marulli, hätte erhalten können. — Nun bitte ich den geneigten Leser, diese Lage mit der zu vergleichen, in welcher ich mich befunden hätte, wenn ich, allein mit einem Bedienten in meinen Reisewagen sitzend, diplomatisch-vornehm Italien durchjagt hätte. Ein Tag mit einem so gebildeten und gelehrten Geschäftsmann, als der Graf Marulli war, allein gab mir mehr anschauliche Kenntniß von Italiens Verhältnissen, als funfzig gewöhnliche, wenn auch von Einladungen gefolgte Besuche. — Und doch muß ich mich anklagen, diese schöne Gelegenheit, Nachrichten von der Verfassung Neapels und Siciliens einziehen zu können, nicht so benutzt zu haben, wie ich billig hätte thun sollen. — Wie Manches — jetzt, da ich zu Hause bin und es zu spät ist, — möchte ich davon wissen, worüber mir kein Buch Belehrung giebt. Zu meiner Entschuldigung kann ich nur sagen, daß mir

der Mensch bei dem Grafen Marulli noch lieber als der Geschäftsmann war, und daß ein großer Theil unserer Unterhaltung dem Gebiete der Psychologie und Religions-Philosophie angehörte.

Während der heitersten Unterhaltung mit meinem neuen Reisegefährten, der gleich beim ersten Zusammentreffen mich mit Offenheit und Freundlichkeit anredete, ging es im tüchtigen Trabe aus der Porta di S. Stefano, (dieses Mahl jedoch nur mit vier Pferden) auf dem vortrefflichsten Wege, stets am rechten Ufer des von dem Apennin hinunterströmenden Savena. Einige Vorberge des Apennin streichen bis Bologna hin und geben eben der Stadt die ihr eigenthümliche reizende Lage. Mit Recht heißt Bologna la grassa, denn die Fruchtbarkeit der Thalebene, worin diese Stadt liegt, ist ausgezeichnet und durch ganz Italien berühmt. Wohin das Auge schaut, sind Fruchtfelder, Landhäuser mit weitläuftigen, oft schön geschmückten Gärten, denen Gruppen von hohen, dunkeln Cypressen einen eigenen Charakter des Ernstes geben, Weingärten und Haine von süßen Kastanien. Italien prangt hier mit seinen Reizen. Der Nordländer erkennt in der gesammten Vegetation, wenn er auch kein Botaniker ist, daß er sich unter dem 44sten Grade befindet. Doch bald geht es ziemlich steil bergan, man kömmt an den Fuß des ernsten Apennin, der das

ganze Land Italien von Norden nach Süden in den mannichfachsten Krümmungen durchzieht. Schon zu Pianoro nahm unser Vetturin Vorspann *) und behielt diesen, bis wir auf den Kamm der Gebirgskette gelangt waren. Wer den Apennin nicht sah, macht sich von diesem Gebirge, welches hier aus grauem, dichtkörnigen und mit Versteinerungen angefüllten, geschichteten Kalkstein besteht, kaum eine Vorstellung. Mit unsern deutschen Gebirgen oder mit den Vogesen hat er, hinsichtlich seiner äußern Form, gar keine Aehnlichkeit. — Es ist nicht anders, als wenn der Gebirgszug, erst vor hundert Jahren aus der Meerestiefe durch unterirdische Kräfte emporgehoben, noch nicht Zeit gehabt, seine Felsenzacken abzurunden und sich, gleich unserm Harze, mit

*) Mit Unrecht beklagt sich Herr Nicolai a. a. O. S. 96, daß ihm, der in einer mit vier Personen besetzten Chaise reis'te, zu Pianoro ein viertes Pferd von dem Posthalter aufgedrungen wurde, obwohl in dem Postreglement steht: — »terzo cavallo senza reciprocità«: denn nach demselben Reglement sind vier Personen mit einem Koffer schon in den Ebenen drei Pferde zu nehmen verpflichtet; da denn hier »ein drittes« Pferd nichts als ein hinzugefügtes bedeutet. — Gewiß würde auch in keinem deutschen Lande die Post über ein so steiles Gebirge, als der Apennin, vier Reisende mit weniger als vier Pferden befördern. — Oder geschähe dieses doch, so wäre es eine Gefälligkeit des Posthalters.

dichten Wäldern zu bekleiden. Groteske Formen von Felsenbergen, schluchtenartige Thäler; die ersten meist nackt oder doch nur mit sparsamem Gebüsch bedeckt, die Thäler durch Bergströme zerrissen und öde. Landschaftlich genommen, ist die Natur hier schön, aber schrecklich schön: der Forstmann und Oekonom wird unsere waldbedeckten Gebirge und üppigen Wiesengründe ihrer Thäler den grauen Zacken des Apennin und seinen öden Schluchten weit vorziehen. Der Reisende muß sich an den prachtvollen Aussichten auf Felsen und Gründe, und über diese hinaus in das weite Land, bis selbst zum adriatischen Meere hin, zu entschädigen suchen. Auf körperliches Labsal darf er auch nicht rechnen; denn so wie man die Höhen des Apennin betritt, haben die Wirthshäuser das Ansehen, wie es Herr Nicolai mit seiner „Warnungsstimme“ vollkommen der Wahrheit gemäß schildert; wobei sich die genießbare Kost, so viel der Schüsseln auch vorgesetzt werden mögen, so ziemlich auf = 0 reducirt. Wie oft klagten wir Reisenden scherzend uns wechselseitig an, daß wir, da uns die apenninische Wirthschaft doch nicht ganz unbekannt war, nicht auf die einfache Idee gekommen, einen Vorrath von einigen Bouillon- oder Chocolaten-Tafeln mitzunehmen. — Nichts war hier zu erhalten, was wir genügsamen und keineswegs verwöhnten Men-

schen hätten nur kosten mögen. — Von diesem Fasten wurden wir am Ende des Tages so abgemattet, daß, als wir, schon hoch auf dem Appenin, hinter Pietra mala linker Hand das Feuer des Monte di Fuoco (oder Monte Fò) in einer Vertiefung, ungefähr 2000 Schritt vom Wege, brennen sahen, nicht ein Mahl den Versuch, bei freilich schon eingetretener Dunkelheit, machten, uns dem merkwürdigen Phänomen zu nähern. — So viel erblickten wir: die Flamme loderte von Zeit zu Zeit hoch auf; dann wurde sie blau und niedrig und schien sich zu einer andern Stelle hinzubewegen *). — Wir waren jetzt so hoch, als mein vaterländischer Brocken (über 3400 Fuß ü. d. M.) und die Luft war nicht

*) Man hat bisweilen die Sache so dargestellt, als wenn hier ein halb erloschener Vulcan vorhanden wäre. Dieses ist keinesweges der Fall. Hier sind keine Spuren eines Kraters, ausgeworfener Steine oder Lava; nicht einmahl Schwefel wird hier erblickt. Nur Wasserstoffgas entströmt dem Boden, welches, einmahl entzündet, zu brennen fortfährt, so lange es in hinlänglicher Quantität vorhanden ist. Dann entzündet es aber auch das dem Boden ebenfalls entquellende Steinöhl. Bisweilen erlöscht die Flamme. Entströmt dem Boden hinlängliches Gas, so kann dieses künstlich wieder entzündet werden.

Diese Nachrichten sind mir im Institut zu Bologna mitgetheilt, und ich hatte die Absicht, das Phänomen selbst zu untersuchen.

freundlicher, als dort. Doch oben auf dieſem Hexenberge empfing mich ſo oft mein alter Freund, der nun auch entſchlafene gute Brockenwirth Gerlach, und reſtaurirte, unter freilich nicht gar zu anziehenden aber gut gemeinten Erzählungen, die geſunkenen Kräfte bald mit tüchtiger, wohlzubereiteter Hausmannskoſt. Und dabei das sine qua non körperlichen Wohlſeins in einem Zimmer, welches 3400 Fuß über dem Meere liegt — ein warmer Ofen. Nicht ſo hier. Die winterlichen Höhlen zu Covigliajo brachten uns nichts. In der ſogenannten Mineſtra ſchwammen nichts als verwelkte Kräuter, die übrigen Gerichte waren auch nicht zu genießen. So labten wir uns denn, geduldig uns in Ort und Zeit ſchickend, an ſchwarzem Kaffee, in welchem wir ſteinhartes Brot aufweichten, denn Milch ſtand nicht zu erhalten. Wunderbarer Weiſe giebt es hier zu Lande im Gebirge keine Milch. Fordert man dieſe, ſo heißt es ſofort: „ma, latte non c'è.“ *) — Hier alſo wäre es Unrecht, Herrn N. der Uebertreibung zu beſchuldigen. Aber was iſt denn am Ende eine ſolche Entbehrung?

*) Dieſe Erſcheinung kommt daher, daß man keine Butter bereitet, und alſo die Kälber nicht abſetzt, ſondern ſo lange ſaugen läßt, als ſie Luſt haben. Statt der Butter bedient man ſich des Oehls.

Ist sie überstanden — ein Nichts. — Bei allem dem ist es — die Wahrheit zu gestehen — jedoch angenehmer, unterwegs, und noch dazu im kalten Winter-Klima des Apennin, zu essen, als zu fasten: ich will mithin jedem Reisenden, der den Weg von Bologna nach Florenz — wie auch nachher von Siena nach Rom — einschlägt, wohlmeinend rathen, sich mit einigem angemessenen Reiseproviant, oder wie es die italiänischen Gastwirthe nennen, mit einer »provisione di campagna« versehen zu lassen. Unser Vetturino war übrigens nur in soweit schuldig, daß er uns nicht zu Bologna einen bezüglichen Wink gegeben: denn für baare Zechinen würde man zu Covigliajo auch keinen Eierkuchen haben bekommen können. Die Nacht ging gut genug hin; denn die Matratzen waren hart und völlig eben (mein Schlafbedürfniß); von Flöhen verspürte ich nichts. Am andern Morgen (19. Mai) setzten wir mit Tagsanbruch, durch den Schlaf gestärkt, heiter unsere Reise fort. Als ich einsteigen wollte, überreichte mir eine Cameriera (denn hier auf dem Gebirge erblickte man einmahl ein dienendes Wesen weiblichen Geschlechts) zu meinem nicht geringen Erstaunen ein Glas Milch, die, wie ich vernahm, einer armen, eben eingefangenen Ziege abgequält worden. Ein wahres Labsal war mir dieser Nectar, und mit Dankbarkeit drückte ich meiner

Wohlthäterinn eine Lira in die Hand. Und nun ging es fort, nach Montecarello hinunter. — Beinahe hätte ich über dieſe Klagen — deren ich mich faſt ſchäme, die ich aber nicht unterdrücke, da mir die Gerechtigkeit zu erfordern ſcheint, auch von den Beſchwerden, die den Reiſenden in Italien erwarten, zu berichten — zu ſagen vergeſſen, daß wir ſchon auf der Station unmittelbar vor Cavigliajo, zu Filigara, das geſegnete Toscana betreten hatten, und daher berechtigt zu ſeyn ſchienen, auf dem Kamm des Apennin wenigſtens ſo viel als auf dem Brenner, dem Kamm der Alpen, zu finden. Aber der Brenner iſt ein Parnaß gegen die Pietra mala und ihre Nachbarſchaft. Merkwürdig iſt es in der That, wie Regierungen, welche das Wohl des Ganzen ſo ſehr vor Augen haben, als jeder Unbefangene von der toscaniſchen anerkennend rühmen muß, nicht darauf denken, ernſtlich einem Unweſen ein Ende zu machen, welches das ſchöne Italien in den Augen der Fremden hinunter würdigt.

Selbſt auf unſerm rauhen Harze fehlen Gaſthöfe nicht, wo der Reiſende mit Annehmlichkeit nicht nur eine Nacht, ſondern auch eine Reihe von Tagen zubringen könnte; und hier auf einer Hauptſtraße iſt man in Gefahr, zu verhungern. Die Gegend des Monte Fò iſt überdieß ſo ſehr reich an Naturmerkwür-

digkeiten, daß schon in dieser Beziehung ein Gasthof auf dem Kamm des Apennin nicht unbesucht bleiben würde. — Jetzt wird man bei den Gasthöfen dieser Straße an die Beschreibungen erinnert, die Reisende von den Cabanen zu machen pflegen, in denen sie in der Moldau und Wallachey zu übernachten gezwungen waren.

Bis Montecarello hat man zu beiden Seiten noch beständig hohe Gebirge, zwischen denen sich der Weg abwechselnd hebt und senkt; dann geht es ernstlich bergab nach Caffaggiolo, wo der Großherzog eine reizende Villeggiature besitzt. Jetzt ist die Vegetation der Gebirgsabhänge und Thäler üppig; nur die Felsenspitzen ragen kahl hervor. Cypressen, Fichten, Lerchen-, Wallnuß-, Kastanien- und Olivenbäume erfreuen das Auge, und von Ulme zu Ulme hängen die Festons der Traube.

Vor Fontebuona hebt es sich noch einmahl ein wenig, und dann schaut man in das unaussprechlich reizende Thal des Arno. Durchschnitten von dem herrlichen Strome liegt vor unsern Augen Florenz, so weit die Blicke reichen umgeben von Dörfern und palastgleichen Landhäusern, die, wie Petrarca singt, hier der Erde zu entsprossen scheinen. Seit undenklichen Zeiten hat man dieses Thal für ein Paradies, für ei-

nen kleinern Garten in Europa's großem Garten, dem schönen Italien, gehalten. Ich war wie entzückt über den wunderbaren Reiz der Gegend.

Schnell rollten wir zum Arno hinunter, und bald hielten wir vor dem von uns gewählten Gasthofe »Pensione Suizzera« zu Florenz.

VII.

Reise
durch das Großherzogthum Toscana.

Von Florenz über Siena nach Viterbo.

VII.

Reise
durch das Großherzogthum Toscana.

Von Florenz über Siena nach Viterbo.

---

mehr das Anſehen von Citadellen und mächtigen Gefängniſſen als von Wohnungen reicher Privatperſonen. Der im hohen Grade ernſte Charakter dieſer Gebäude iſt unbeſchreiblich. So macht man ſich z. B., ſelbſt wenn man die Zeichnung vor ſich liegen hat, keine völlig der Wirklichkeit angemeſſene Vorſtellung von dem Grauſen erregenden Ernſte des meinem Gaſthofe gegenüber liegenden Pallazzo Strozzi, einer wahrhaft koloſſalen Ritterburg. Von ungeheuern Felſenmaſſen — ich habe einzelne Steine des Erdgeſchoſſes betrachtet, die zehn meiner Schritte lang waren — ganz im ruſtiken Style drei Stockwerk hoch aufgethürmt, in dem Erdgeſchoſſe nur mit niedrigen, wenigſtens zwanzig Fuß von der Erde erſt beginnenden, mit dicken Eiſenbarren verwahrten Fenſtern verſehen, hat dieſer Palaſt ein Anſehn, daß man darauf ſchwören ſollte, man habe ein Gefängniß vor Augen. Einen ungleich heitereren Anblick gewährt auch in der That das berüchtigte Gefängnißgebäude zu Venedig, welches durch die Seufzerbrücke mit dem Palaſt des Dogen verbunden iſt. Eigenthümlich gebildete mächtige Eiſenringe, eine ſonderbare Zierde, die vier Fuß vom Boden (unter jedem Fenſter einer) eingemauert ſind, und wunderlich geformte, mit ſtrahlenartigen Zacken oberwärts gekrönte Laternen von Eiſen an den Ecken des Gebäudes — ein altes Eh-

renzeichen — vermehren das wahrhaft unheimliche mittelalterige Ansehn des Ganzen, welches man sich dadurch nicht ausreden läßt, daß es in seiner Art schön, groß und würdig sey. Dieser Festungshäuser giebt es aber eine bedeutende Menge in Florenz. — Die Straßen sind vorzüglich gut, ganz und gar mit breiten Steinen, gepflastert; aber keinesweges rein gehalten. Widerwärtig und wahrhaft unanständig erschien mir der Gebrauch, an denjenigen Stellen der Gebäude, wo eine nicht weiter hier zu bezeichnende Gewohnheit von Seiten des Straßen-Publikums übermäßig einzureißen beginnt, drei große Kreuze mit Oehlfarbe mahlen zu lassen, um so durch das Heilige dieser Zeichen fernere, nur zu profane Besudelungen abzuwehren. An einigen Palästen ist zu diesem Zweck das ganze Erdgeschoß mit einer langen Reihe lateinischer Kreuze bezeichnet. — Wenige Straßen haben eine Breite von mehr als zwölf Schritten, und sogar die »via larga« verdient wenig diese Benennung, indem sie nur vierzehn Schritte, wie ich selbst gezählt habe, breit ist, in dieser Beziehung der berühmten rue Richelieu (de la loi) zu Paris und der obscuren Brauergilden-Straße in meinem Wohnorte Wolfenbüttel gleich zu stellen. Ueber Alles dieses muß man sich wegsetzen, wenn man Florenz, welches indeß in diesen engen Straßen hunderte prächtiger Pa-

läſte beſitzt, ſchön finden will. — Aber Alles, was hier geſagt iſt, findet auf die beiden breiten Straßen keine Anwendung, welche, an den Ufern des Arno ſich hinziehend, die Schönheit dieſes prächtigen Fluſſes noch erhöhen. Größtentheils beſtehen ſie aus Paläſten und palaſtähnlichen Gebäuden. Die Quais des Arno bekommen dadurch ein Anſehn, welches ſehr an die Quais der Seine zu Paris erinnert. — Der Arno theilt die Stadt in zwei ungleiche Theile, indem er ſie von Süd-Oſt nach Nord-Weſt durchſtrömt. Vier prächtige Brücken, die eine, welche zu der Piazza bei Pitti führt, mit Häuſern an beiden Seiten bebaut, ſetzen beide Theile in Verbindung.

Dieſe allgemeine Idee von der Stadt hatte ich ſchon am Tage meiner Ankunft aufgefaßt, als ich am Morgen des zwanzigſten Mai's, in Begleitung eines recht unterrichteten Lohnbedienten, meine Wanderungen durch die Stadt von Neuem begann.

Unſer erſter Gang war zu der hochberühmten Kathedrale S. Maria del Fiore, einem bewundernswerthen Gebäude des Arnolfo de Cambio, deſſen Grundſtein ſchon im Jahre 1298 gelegt worden. Es hat drei Schiffe, welche zuſammen 120 Fuß breit ſind, und eine Länge von 467 Fuß. Die Kuppel, ein Octogon, erhebt ſich am öſtlichen Ende der Kirche über dem Chore

zu einer Gesammthöhe, einschließlich des Kreuzes, von 362 Fuß, in Verhältnissen, die in mancher Hinsicht selbst die der Kuppel der Peterskirche zu Rom noch übertreffen, obwohl die Höhe dieser vom Boden der Kirche bis zum Kreuze ungleich beträchtlicher ist *). Filippo Brunelesco war ihr Baumeister, und Michel Angelo war von dem Ganzen so entzückt, daß er mehrmahls äußerte: dieses Werk sey schwer nachzuahmen; nicht zu übertreffen. — Die Kirche ist von Außen — außer der unvollendet gebliebenen Façade — mit schwarzem und weißem polirten Marmor, nach gewissen Zeichnungen, bekleidet, und gewährt vorzüglich einen wahrhaft majestätischen Anblick von der vollendeten Ostseite, auf der die Kuppel thront, welche über drei niedrigere Kuppeln, die drei ebenfalls Octogone bildende Nebenkapellen bedecken, hervorragt. Die Hauptkuppel mit diesen Nebenkapellen und ihren Kuppeln stellt die

*) Das Gewölbe, die Laterne, die Kugel und das Kreuz der Florentiner Kuppel bilden eine Gesammthöhe von 186 Fuß; diese Theile der Peterskirche erreichen dagegen nur 179 Fuß. Auch übertrifft die Florentiner Kuppel die römische im Durchmesser um 7 Fuß 2 Zoll. Nach meinen Empfindungen gewährt jedoch diese einen ungleich erhabeneren Anblick, als die erste, welches vorzüglich im Verhältnisse der Trommel zum Gewölbe liegt. Jene bildet bei der Peterskirche gleichsam einen schwebenden Tempel.

Krone und die Blätter der ungeheuren Blume dar, nach welcher die Kirche »del fiore« genannt wird. Eben so majestätisch und im höchsten Grade ernst als das Aeußere, ja noch mehr, als dieses, ist das Innere der prächtigen Basilica, die sich mit dem Dome zu Meiland messen kann, obwohl beide in ganz verschiedenen Baustylen aufgeführt sind: Der Dom zu Meiland nämlich (außer der zum Theil neu-römischen, mit dem Ganzen nicht harmonirenden Façade) im rein-altdeutschen oder sogenannten gothischen Style; diese Kathedrale hingegen in einem eigenthümlichen, der dem byzantinischen Style zwar nahe kommt, aber es nicht vollkommen ist. — Ich schweige von der Menge oft beschriebener Kunstwerke, welche dieser herrliche, oftmals von mir wiederholt besuchte Tempel enthält, und bemerke nur, das von Michel Angelo, dem großen Florentiner, sich nichts weiter darin befindet, als dessen letztes unvollendet gebliebenes Werk, eine Gruppe Josephs von Arimathia und des vom Kreuz abgenommenen Heilands, welche von Rom hier hergeführt und hinter dem Hauptaltar aufgestellt ist. Doch eine Menge Statuen, Basreliefs, Mosaiken und Gemählde von Künstlern der besten Zeit befinden sich hier, und machen auch in dieser Beziehung die Kirche äußerst sehenswerth.

Kaum weniger merkwürdig, als die prachtvolle Ka-

thedrale ist das ganz in ihrer Nähe, dem Haupteingange gegenüber, befindliche Battistero (Kirche S. Giovanni), welches schon am Ende des siebenten Jahrhunderts zu der Zeit als die Longobarden Herren von Toscana waren, erbaut worden. Durch die von dem Baumeister der Kathedrale Arnolfo veranstaltete äußere Bekleidung mit dunkelm und weißem Marmor, nach bestimmten architectonischen Zeichnungen, hat das Battistero ein mit der Kathedrale harmonirendes Ansehn bekommen. Auch jenes Gebäude ist, gleich der Kuppel der letzten, ein Octogon, welches jedoch mit einem Zeltdache, der von einer Laterne überragt wird, bedeckt ist. — Auch von innen ist dieser kleinere Tempel prachtvoll verziert. Der Boden ist von kostbaren Marmorarten mosaikartig zusammengesetzt, und es fehlt nicht an Gemählden und Statuen von berühmten Meistern. Vorzüglich wird der Cicerone nicht ermangeln auf die Vorderseite des Hauptaltars von massivem Silber, 325 Pfund an Gewicht, aufmerksam zu machen, auf welcher in halberhabener getriebener Arbeit zwölf Scenen aus dem Leben Johannes des Täufers in eben so viel Feldern vorgestellt sind; ein Werk, an welchem mehrere berühmte Künstler der guten Zeit fast hundert Jahre lang gearbeitet haben. Dieses kostbare Heiligthum ist reich mit Email und Lapislazuli verziert. Kein Rei-

sender wird versäumen, den drei Thüren von Bronze des Battistero eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu schenken. Seit Jahrhunderten sind sie hochberühmt, und Michel Angelo sagte, sie seyen werth Thüren des Paradieses zu seyn. Schon im vierzehnten Jahrhundert sind sie, die eine von Andrea Pisano, und die beiden andern von Laurenzio Ghiberti verfertigt. Sie stellen Scenen aus den biblischen Büchern dar.

Nachdem ich in den genannten beiden Kirchen und einigen weniger bedeutenden der Nachbarschaft bis gegen Mittag mich beschäftigt hatte, verfügte ich mich zu dem Palast des Prinzen Jerome von Montfort, vormahligen Königs von Westphalen, dessen hiesigen Aufenthalt ich erst auf der Reise von dem Grafen Marulli erfahren hatte. Ich war der Meinung gewesen, dieser Fürst wohne noch zu Rom, und hatte längst den Entschluß gefaßt, ihm dort meine Aufwartung zu machen nicht zu versäumen. Hierin erkannte ich nur Anstand und Pflicht. Ich hatte sechs Jahre lang in dem Dienste des Königs von Westphalen gestanden, der als solcher — mit Ausnahme von England und Sicilien — von allen Herrschern Europa's anerkannt war, an dessen Hofe sich Gesandten der ersten europäischen Großmächte befanden, mit welchen er durch nahe Verwandtschafts-Verhältnisse verbunden, und den ein Privatmann, der

in seinem Dienste stand, also doch auch wohl so lange als legitim anzuerkennen die Pflicht hatte, als das Verhältniß bestand, in welchem er Staatsdiener haben konnte. Dieser Monarch, der nie etwas Anderes von mir verlangt, als unpartheiisch und schnell die Justiz zu verwalten, und bei der Entwerfung von Civil-Gesetzen als Mitarbeiter zu wirken, hatte mich mit Vertrauen und Beweisen seines Wohlwollens und der Anerkennung meiner Dienste überhäuft, er hatte mich zum Präsidenten der Gesetzgebungs-Commission der Stände, zum Präsidenten eines Appellationshofes und zuletzt zu seinem Staatsrathe ernannt, er hatte mich mit seinem Orden geschmückt, jede Bitte, welche ich für die Fürstinn-Aebtissinn von Gandersheim, Schwester des unvergeßlichen Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der ich als Geschäftsführer zu dienen die Ehre hatte, bei ihm vorgetragen, mit der größten Humanität erfüllt — und diesem Fürsten hätte ich einen Beweis der Achtung und Dankbarkeit, wozu ich Gelegenheit hatte, nicht darbringen sollen, jetzt, nachdem ich seiner nicht mehr benöthigt war, nachdem des großen Bruders Waffenglück, welches die Königskrone auf sein Haupt gesetzt, gewichen, und er in den Privatstand zurückgekehrt? — Niemahls würde ich einer solchen Vernachlässigung der Pflicht fähig gewesen seyn. — Nichts ist schöner als

Dankbarkeit, wenn gleich sie so selten ist. Auch dünkt mich, müssen die Fürsten, die hier dargelegte Gesinnung achten; ja selbst die Politik verlangt, daß ein Fürst, welcher eine Krone trug, die Friedensschlüsse auf sein Haupt setzten und Anerkennung darauf befestigte, und der mithin, wenn den Worten eine angemessene Bedeutung bleiben soll, nicht Usurpator genannt werden darf, auch im Unglück, mit der Ehrfurcht behandelt werde, welche die Majestät erheischt. Hat ein solcher auch aufgehört ein regierender Fürst zu seyn: der unvertilgbare Charakter fürstlicher Hoheit bleibt ihm beständig.

Mit diesen Gesinnungen ließ ich mich zum Palaste des Fürsten Jerome von Montfort führen, lediglich, um mich zu melden, und zu erfragen, welche Stunde mir zur Audienz bestimmt werde. — Ich schrieb also meinen Namen auf, und ein Kammerdiener entfernte sich mit dem Zettel, kehrte aber gleich mit der Bestellung zurück: die Königinn wünsche, mich sofort zu sehen. Ich wurde also in das Zimmer dieser Fürstinn geführt, welche mich mit demselben Wohlwollen empfing, von welchem ich in Cassel so oft Beweise von ihr erhalten, wenn ich Begrüßungen von ihrer Großtante, der Fürstinn-Aebtissinn, ihr überbrachte. Ja, ich darf behaupten, daß sie eine recht herzliche Freude äu-

ßerte, einen alten Bekannten, wie sie sich gütig ausdrückte, wieder zu sehen. »Ihr Gemahl sey nicht ganz wohl und wäre noch nicht aufgestanden,« äußerte sie sodann, »sonst würde sie mich sofort zu ihm führen.« — Dann erkundigte sie sich nach meiner eigenen Familie, nach meinen bisherigen Schicksalen, nach den Dienstverhältnissen, in denen ich jetzt stände, nach der Absicht und Richtung meiner Reise und überhaupt nach menschlichen Dingen, wie sie dem wohlwollenden Sterblichen, lebe er in welcher Sphäre er wolle, ansprechen. Auch von ihren Kindern sprach sie viel; wobei ihr die Freude einer Mutter aus den Augen leuchtete. — Sie lud mich zuletzt auf den Abend ein: »dann würde ich ihren Gemahl und ihre Kinder sehen.« — Der politischen Verhältnisse in Europa, ja nicht einmahl des dahingeschwundenen Königreichs Westphalen, wurde mit keiner Sylbe erwähnt. — Nach ungefähr einer unter solchen Gesprächen verflossenen Stunde beurlaubte ich mich, wobei die Fürstinn noch einmahl bestimmt erinnerte: »nicht zu versäumen, am Abend zurückzukehren: denn ich müsse ihre Kinder sehen.« Noch bemerke ich, daß ich nicht verfehlte, der Fürstinn von Montfort (mit welcher ich deutsch sprach) den Majestäts-Titel in der Anrede zu geben, den sie und ihr Gemahl in Florenz von Jedem empfangen. Die Fürstinn hat ein sehr gesundes

und blühendes Ansehn, und scheint im Besitz ihres Gemahls, ihrer Kinder und der hohen Achtung, die sie Beide genießen, glücklich zu seyn *).

*) Längst war das Obige niedergeschrieben, als ich in öffentlichen Blättern folgendes Schreiben aus Stuttgart vom 4ten December 1835 las.

»Nach so eben eingegangenen Nachrichten aus Lausanne sind Ihre Königliche Hoheit, die Prinzessinn Friederike Katharine Sophie Dorothea, Fürstinn von Montfort, (Gemahlinn des vormahligen Königs Hieronymus Napoleon von Westphalen), Schwester Sr. Majestät des Königs, zu Lausanne, woselbst die fürstliche Familie sich seit einigen Monaten aufhält, am 28sten v. M. gegen Mitternacht, nach kurzer Krankheit, an einer Lungenlähmung sanft verschieden, durch welchen schmerzlichen Verlust die königliche Familie in die tiefste Trauer versetzt wurde. Die hohen Eigenschaften des Geistes und Herzens, welche die Verewigte auszeichneten, die seltene Hingebung und Treue, welche sie den Ihrigen widmete, und die Erhabenheit und Größe der Gesinnung, welche sie bei dem empfindlichsten Wechsel äußerer Verhältnisse kund gab, haben derselben stets die aufrichtigste Theilnahme und Zuneigung der königlichen Familie gesichert, und die gerechtesten Ansprüche auf die Anerkennung Ihrer Zeitgenossen erworben.« — Mit tiefem Schmerz erfüllte mich diese Nachricht. — Vor wenigen Monaten sah ich die edele Fürstinn froh und still im Kreise ihrer erhabenen und wahrhaft liebenswürdigen Familie wirken; aufgenommen auf die gütigste Weise, versprach ich, auf ihre Aufforderung, ihr meine Reisebemerkungen, wenn sie gedruckt seyn würden, zuzusenden; und nun bleibt mir nichts übrig, als ihren Manen, tief gerührt, ein ave atque vale! zuzurufen. — Wenn aber treuen Gat-

Ich habe schon irgendwo meine Schwäche bekannt, nach Art der reisenden Handwerker, nicht ohne Interesse die Wahrzeichen der Städte zu sehen. Für einen Juristen von Profession ist ein solches, und zwar der ersten Classe, zu Florenz: die weltberühmte Florentinische Pandecten-Handschrift *). Mir war die Stunde bestimmt, wo ich diesen allerdings merkwürdigen Codex, welcher in der Bibliotheca Mediceo-Laurentiana aufbewahret wird, schauen könnte; denn seitdem man sich überzeugt hat, daß er nicht aus dem Zeitalter Justinians herrühre, und also auch nicht ganz von dem eminenten Werthe sey, welchen man ihm in frühern Zeiten beilegte, kann man ihn ohne Schwierigkeit zu sehen bekommen. — Während der Besetzung Toscana's durch die französischen Heere war diese höchst merk-

---

tinnen und frommen Müttern Lohn wird für Treue und Liebe: so wird dieser im reichen Maaße zu Theil werden einer Fürstinn, die, indem sie ein vergängliches Diadem verlor, sich eine strahlende Krone von ewigen Sternen errungen hat.

*) Sie ist in einem eigenen Werke genau beschrieben, nämlich in Henrici Brencmanni J. C. et academici Florentini historia pandectarum, seu fatum exemplaris Florentini. Trajecti ad Rhenum, 1722. 4. — Eine Schriftprobe der Florentinischen Pandecten befindet sich in diesem Werke und ebenfalls in dem Gebauer-Spangenbergischen Corpus juris. Tom. I.

würdige Handschrift verschwunden, und hat daher nie die Wanderung nach Paris angetreten, von woher sie übrigens jetzt, in Begleitung der Mediceischen Venus, und zwar, ohne in dem unterirdischen Versteck von der Nässe gelitten zu haben, zurückgekehrt seyn würde. — Diese berühmte Handschrift besteht aus zwei mit rothem Sammt überzogenen Folio-Bänden. Zur Erhaltung liegen zwischen den einzelnen Blättern Stücke Atlas. Die Bände sind mit Silber beschlagen und mit Email verziert. Der erste Band umfaßt die neunzehn ersten, der zweite die ein und dreißig folgenden Bücher. Auch diese Handschrift hat das Schicksal so mancher andern gehabt, der man durch einen kostbaren Einband ein würdigeres Ansehn zu geben gedachte; sie ist so stark beschnitten, daß die Randbemerkungen sehr hierunter gelitten haben. Die Blätter sind von dem schönsten und feinsten Pergament und in zwei Columnen beschrieben, von denen jede im Durchschnitte ungefähr fünf und vierzig Zeilen, jede Zeile aber dreißig Buchstaben faß't. Die Dinte muß eine bedeutende Menge Vitriol enthalten haben, denn sie hat hin und wieder die Blätter durchfressen, welche denn an solchen Stellen mit seidenen Fäden zusammengeheftet sind. Auch findet man Auffrischungen verblichener Stellen. Die Schrift besteht aus lauter dicht an einander gereihten Buchstaben von nicht

völlig gleicher Größe, die meiſten von der Form der römiſchen Majuskeln *), ohne Abſatz der Worte, und iſt, da nur wenige Abkürzungen vorkommen, ziemlich leicht zu leſen. Die Form der Buchſtaben iſt von der Beſchaffenheit, daß man beim erſten Anblick griechiſche Schrift vor ſich zu haben glaubt. Man erkennet, bei genauer Vergleichung der Blätter, die Arbeit verſchiedener Abſchreiber, welche, wie, außer der Form der Buchſtaben, aus machen Kennzeichen zu ſchließen iſt, Griechen waren. Es leidet keinen Zweifel, daß dieſe Handſchrift die älteſte iſt, welche wir von den Pandecten beſitzen, doch daß alle übrigen nur Abſchriften von dieſer ſeyen, wie man ehemahls glaubte, iſt völlig irrig. Auch hat der Florentiniſche Codex Fehler der Abſchreiber, welche andere Handſchriften wiedergeben, und wiederum Irrungen der Abſchreiber, die ein Reviſor, offenbar nach einer andern Handſchrift, verbeſſert hat. Auf folgende Weiſe iſt nun dieſer berühmte Codex nach Florenz gekommen **). — Ungefähr um das Jahr 1130 eroberten die Piſaner im Gefolge des Kaiſers Lotharius II.,

*) Die Größe der Lettern möge man ungefähr aus folgender Zeile abnehmen:

MODESTINUSLIBROTERTIORESPONORUM

**) Vergl. Brencmanni historia u. ſ. w. S. 24. ff.

unſers Süpplingenburgers, die Stadt Amalfi in der neapolitaniſchen Provinz principato citra und eigneten ſich hier die vorgefundene Pandecten-Handſchrift als Beute an, ſofort den großen Werth des Fundes erkennend. Keine Spur iſt vorhanden, wie ſie nach Amalfi gekommen. Jetzt wurde ſie nach Piſa gebracht, und blieb auch, wie die Rechtsgeſchichte lehrt, keineswegs dort ungenutzt. Doch auch an die Piſaner kam die Reihe die Unabhängigkeit zu verlieren. Nach einer langen Belagerung eroberten im Jahre 1406 die Florentiner Piſa, und die Pandecten mußten die Wanderung nach Florenz antreten. Hier wurden ſie nun noch höher als zu Piſa geehrt, ſie bekamen den jetzigen koſtbaren Einband und zur Ruheſtätte, aus der ſie nur ſelten und unter großen Feierlichkeiten hervorgezogen wurden, eine mit himmelblauem geſtickten Sammet überzogene Kiſte *).

Die Bibliotheca Mediceo-Laurentiana befindet ſich in einem wahrhaft majeſtätiſchen Gebäude, welches eine Länge von 143 und eine Breite von 35 Fuß hat, und welches ein Werk Michel Angelo's iſt. Es ſind

*) Brenckmannus a. a. O. S. 65.

hier mehr als 6000 der wichtigsten Handschriften, von denen Assemanni, Biscioni und Bandini Verzeichnisse bekannt machten. Unter den Handschriften ist wohl die merkwürdigste der berühmte Virgil aus dem fünften Jahrhundert, von welchem der gelehrte Abbate Fuggini gewissermaaßen ein Fac-simile mit besonders zu diesem Zwecke gegossenen Lettern hat drucken lassen.

Nachdem ich in meinem Gasthofe an der Wirthstafel sehr gut und in einer ganz ausgezeichnet angenehmen Gesellschaft zu Mittag gegessen, durchstreifte ich mit meinem Lohnbedienten wieder die Stadt nach allen Richtungen, mich besonders bei Betrachtung der Kirchen verweilend, da Galerien, Sammlungen und Bibliotheken Nachmittags geschlossen sind. Ich überzeugte mich bei dieser Besichtigung der Stadt immer mehr, daß ich ihr Aeußeres gleich Anfangs richtig aufgefaßt habe. — Auch wahrhaftig großartig schöne Plätze hat Florenz nicht, wenn ich allenfalls den Platz vor dem Pallazzo Pitti, den, welcher die Kathedrale umgiebt und die Piazza del gran Duca ausnehme, die aber dennoch keineswegs entfernt mit dem Marcusplatze zu Venedig zu vergleichen stehen. Die Piazza del Pitti könnte noch am ersten ein großartig schöner Platz genannt wer-

den, da sie von drei Seiten von dem allerdings imposanten großherzoglichen Palast und dessen zwei Flügeln umschlossen wird; aber dem Hauptgebäude gegenüber befindet sich eine Straße mit gewöhnlichen Bürgerhäusern und die Fläche des Platzes erhebt sich so bedeutend, daß auch hierdurch Schönheit und Regelmäßigkeit ausgeschlossen werden.

Der Platz, welcher die Kathedrale, ihren Thurm und das Battistero umgiebt, hat gewöhnliche Häuser und ist nur jener Prachtgebäude wegen, die er umschließt, merkwürdig.

Die Piazza del gran Duca ist unregelmäßig, und, außer dem Pallazzo Vecchio und der Loggia de' Lanzi, nur von gewöhnlichen Häusern umgeben. — Dieser an sich ziemlich unscheinbare Platz ist jedoch mit so herrlichen Kunstwerken ausgeschmückt, daß er in dieser Beziehung keinem Platze in der Welt nachsteht. — Vor dem Pallazzo Vecchio stehet der David des Michel Angelo und der Hercules, welcher den Cacus erschlägt, des Baccio Bandinelli; colossale Bildsäulen in grandioseſtem Style; unter der Loggia de' Lanzi der berühmte Perseus des Benvenuto Cellini und die Judith des Donatello, beide von Bronze, dann der Raub der Sabinerinnen aus einem Marmorblock von Johann von Bologna. Dieser Meister verfertigte auch die Reuterstatue Cos-

mus I., die zum Gesichtspunkt des schmalen Platzes degli Ufici dient. Auch die prächtige Fontaine zur Seite des Palazzo Vecchio ist ein höchst beachtenswerthes Werk des Bartolomeo Ammanati. Die Marmor-Statue Neptuns, 18 Fuß hoch, ist von Nymphen und Tritonen umgeben, welche, Werke von Bronze, wiederum eine Arbeit Johanns von Bologna sind. — Alle diese Kunstwerke sind Meisterstücke; und so dürfte, was ich sagte, anerkannt werden müssen, daß auf keinem Platze der Welt solche Kunstwerke vereint stehen.

Es giebt auch zu Florenz eine Piazza di S. Marco, die aber nicht das Geringste darbietet, das an den Marcusplatz zu Venedig erinnern könnte. — Kurz, so viel Schönes und Großes im Einzelnen Florenz enthält, im Ganzen ist es nicht schön. — Dennoch aber möchte ich dem gebildeten Fremden, der ein Paar Jahre in Italien zu verweilen gedächte, vor allen andern, diese Stadt zum Haupt-Aufenthalte vorschlagen. Die Gegend ist paradisisch, das Clima milde und gesund, die Einwohner sind geistreich, gebildet und zufrieden, die Regierung ist vortrefflich, und die Zahl der Kunstschätze ist hier unermeßlich. Umstände genug, wenn innere Zufriedenheit nicht fehlt, hier glücklich leben zu können.

Gegen neun Uhr Abends verſäumte ich nicht, mich zu dem Palaſt des Prinzen Jerome von Montfort zu begeben. Dieſer iſt ein ſehr ſchönes Gebäude in der Nachbarſchaft der Kathedrale, doch von keinen größern architectoniſchen Verhältniſſen als die Wohnungen der Privatperſonen vom erſten Range in Italien zu ſeyn pflegen. Dem ſchien mir auch die häusliche Einrichtung des Prinzen zu entſprechen. Aufgang, Corridore und Vorzimmer fand ich anſtändig, aber nicht mit Luxus, erleuchtet. Die Geſellſchaft befand ſich in einem Salon und zwei Zimmern, von denen eins ein Billard enthielt. Auch dieſe waren auf das Anſtändigſte, doch ohne allen Luxus ebenfalls, erleuchtet und meublirt. — Der Prinz Jerome ſpielte Billard, kam mir aber, ſo wie bei meinem Eintritte in das Zimmer mein Name gerufen, auf das Freundlichſte und Gütigſte entgegen. Nachdem ich nun auch der Fürſtinn meine Ehrerbietung bezeigt, nahm mich der Prinz mit ſich in den angrenzenden Salon und unterhielt ſich mit mir von meinen eigenen Verhältniſſen, von den Zwecken und der Dauer meiner Reiſe u. ſ. w. auf das Freundlichſte. Politiſcher Verhältniſſe wurde nicht entfernt gedacht. Unter dieſen Geſprächen mochte eine halbe Stunde verſtrichen ſeyn, ſo führte mich der Prinz Jerome wiederum zu ſeiner Gemahlinn, die ſich nicht

weniger gütig und theilnehmend als am Morgen gegen mich benahm, und mich mit sichtbarer Freude mit ihren anwesenden beiden Kindern, einer Prinzessinn von fünfzehn und einem Prinzen von nicht völlig dreizehn Jahren, bekannt machte. Die Prinzessinn Mathilde — geboren am 27sten Mai 1820 — ist die schönste und liebenswürdigste junge Dame, welche ich in Italien gesehen habe. Was sie sage, was sie thue, schmückende Grazien stehen ihr stets zur Seite. Daß sie dem Geschlechte Napoleons angehört, leuchtet aus ihren milden Zügen freilich hervor, aber bei weitem nicht in dem Maaße, als dieses bei dem Prinzen Napoleon — geboren am 9ten September 1822 — der Fall ist. Ich halte es nicht für möglich, daß noch eine größere Aehnlichkeit Statt finden könne, als diejenige ist, welche zwischen des Kaisers Napoleon und des Prinzen Napoleon Profile herrschet. Soll ich aber aufrichtig seyn, so glaube ich nicht, daß der Kaiser in seinem dreizehnten Jahre so schön war, als dieser blühende Prinz ist. Seine Farbe ist, bei dunkeln Haaren und Augen, das schönste Weiß und Roth. — „Ich müsse auch ihren ältesten Sohn, wenigstens im Bildnisse sehen,“ äußerte die Fürstinn Montfort, und nun wurde ein Gemählde des Prinzen Jerome Napoleon — geboren am 24sten August 1815 —, welcher sich in königlich

wirtembergiſchen Militär-Dienſten zu Stuttgart befindet, herbei geholt. Auch dieſes zeigte mir mit ſichtbar großer Freude die glückliche Mutter. Selbſt in dieſem Bilde war Napoleons Geſchlecht nicht zu verkennen; wobei ich bemerke, daß auch der vormahlige König Jerome dem Kaiſer Napoleon im Geſichte noch weit ähnlicher geworden iſt, als er ſchon früher war. — Die Prinzeſſin Mathilde ſpricht auf das vollkommenſte deutſch; mit dem jungen Prinzen habe ich nur franzöſiſch geſprochen; doch zweifle ich nicht, daß auch er der deutſchen Sprache mächtig ſey, denn die beiden jungen Gelehrten — Heinrich und Eugen Meyer —, denen der Unterricht der Prinzeſſin und des Prinzen anvertraut zu ſeyn ſchien, ſind, eben ſo wie die Ehrendame der Fürſtinn von Montfort, deren Namen ich mit Gewißheit nicht angeben zu können bedauern muß, Deutſche. Sie waren alle drei gegenwärtig. — Ich hatte die Ehre, auf einen Divan neben der Prinzeſſinn Mathilde zu ſitzen, nicht fern von ihrer königlichen Mutter, die an einem Arbeitstiſche, wenn ich nicht irre, ſich mit Stickerei in Wolle beſchäftigte. Die Unterhaltung war die heiterſte und unbefangenſte, wobei es mich unendlich freute, daß die Prinzeſſinn Mathilde mit ſo vielem Antheil nach den letzten Schickſalen der Fürſtinn-Aebtiſſinn von Gandersheim, Prinzeſſinn von Braunſchweig, der

Großtante ihrer Frau Mutter, ſich erkundigte. Ich halte dieſen Abend für einen der ſchönſten meines Lebens. Die Unterhaltung in deutſcher Sprache mit der Königinn und ihrer mit allen Grazien geſchmückten Tochter hielt mich ab die Bekanntſchaft anderer anweſender Perſonen zu machen: doch als ein mir Unbekannter Jenen nahte, um ſie zu anzureden, ſtand ich auf und begab mich in die Mitte des Zimmers. Sofort verließ der Prinz Jerome von Montfort das Billard und fuhr fort ſich mit mir auf das wohlwollendſte zu unterhalten. Irre ich mich nicht, ſo war es dem vormahligen Monarchen angenehm, einen alten Staatsdiener nach ſo vielen Jahren wieder zu ſehen, der nicht glaubte, ſich zu compromittiren, wenn er ſich dankbar zeigte.

Es mochte elf Uhr ſeyn, als ich mich beurlaubte, wobei ich auf den folgenden Tag zur Tafel — ſechs ein halb Uhr Abends — eingeladen ward.

Voll von Gedanken über das, was ich erblickt, erwägend das ungeheure Schickſal, welches die Napoleoniſche Dynaſtie hob und ſtürzte, fuhr ich nach Haus.

Den Morgen des ein und zwanzigſten Mai's hatte ich vorzüglich dazu beſtimmt, die erſte Bekanntſchaft mit der weltberühmten florentiniſchen Ga-

lerie zu machen, welche allein mit den Sammlungen im Vatican verglichen werden mag, denen beiden aber nichts auf der ganzen Erde, in dieser Art, nur annähernd zur Seite gesetzt werden kann. Jene Galerie, mit den Nebensälen, nimmt das obere Geschoß des Pallazzo degli Uficj ein, welcher mit dem Pallazzo vecchio zusammenhängt, so wie dieser wiederum durch einen sich weit hin über den Arno, eine fast unglaubliche Sache, fortziehenden Gang mit dem Pallazzo Pitti verbunden ist. Es kann unmöglich hier meine Absicht seyn, eine Beschreibung von dem höchst alterthümlichen Pallazzo vecchio, von dem Gebäude degli Uficj, (in welchem Staatsbehörden in dem untern Geschosse ihre Locale angewiesen bekommen haben), und von der Galerie selbst liefern zu wollen: alles dieses ist unzählige Mahle beschrieben, und keiner der vielen Berichterstatter von Reisen durch Italien läßt es unerwähnt; auch traue ich mir bei weitem nicht hinlängliche Kunstkenntniß zu, um über so eminente und verschiedenartige Gegenstände, als hier dem Beschauer vor Augen gestellt sind, ein genügendes Urtheil fällen zu können. Je öfter ich die unermeßliche Sammlung sah, desto mehr wurde ich gleichsam von ihrer Fülle erdrückt, und gewann zuletzt die Ueberzeugung, daß nicht ein, sondern mehrere Jahre dazu gehören würden, um von ihren Schä-

ten eine einigermaaßen gründliche Kenntniß zu erwerben, und daß ich noch manchen Theil meiner Studien bedeutend ergänzen müsse, um hier als mir selbst genügender Beurtheiler aufzutreten. Diese unermeßliche Sammlung ist von neun Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags Jedem, auch dem Geringsten, geöffnet. Da hat man nicht nöthig, sich vorher um Einlaßkarten zu bemühen: man kömmt und geht unbefragt und unbelästigt nach Belieben. Mit dem Catalog in der Hand, der am Eingange käuflich zu erhalten steht, mag Jeder hier beschauen und studiren: von Niemand wird er gestört und nicht die geringste Belohnung hat man zu reichen. Den vorzüglichsten Kunstwerken gegenüber stehen Lehnsessel, auf welche sich Jeder nach Belieben niederlassen kann, um in größter Bequemlichkeit sich ganz und gar dem Kunstgenusse hinzugeben. So ist es auch im Pallazzo Pitti, wo sogar auf Papp gezogene Cataloge der Gemählde auf den kostbaren Mosaik-Tischen liegen, und Jedem zu Gebrauche stehn. — Die Liberalität der florentinischen Regierung in allen diesen Hinsichten könnte schlechterdings nicht weiter ausgedehnet werden, und verdient die größten Lobsprüche und die innigste Dankbarkeit von Seiten Jedes, der ihrer theilhaftig wurde.

Die Galerie verdankt Ursprung und Fortführung zu dem jetzigen großartigen Zustande den Beherr-

schern Toscana's aus dem Hause Medici, von Cosmus, dem »Vater des Vaterlandes«, an, bis zu dem letzten der Mediceer Johann Guaston, welcher unglücklich genug war, zu sehen, wie sich noch bei seinen Lebzeiten Europa's Fürsten um seinen Nachlaß stritten. Franz von Lothringen und die Großherzöge aus dem Hause Oestreich, bis zu den neuesten Zeiten, sind würdig in die Fußstapfen ihrer großen Vorgänger getreten; vor allen aber läßt es der jetzige Beherrscher von Toscana, Leopold II., selbst Gelehrter und Kunstkenner, an keiner Sorgfalt und keinem Aufwande fehlen, dem großartigen Institute immer höhern Glanz zu verleihen.

Die florentinische Galerie ist oft, und in kostbaren Werken beschrieben worden. Das Hauptwerk in dieser Hinsicht ist das »Museum Florentinum,« von welchem zusammen zwölf Bände in Folio erschienen. Die Kunstwerke der Galerie sind hier zugleich in vorzüglich gut ausgeführten Kupferstichen dargestellt worden *). Eine Idee der Unermeßlichkeit der Sammlung

*) Vergl. Eberts bibliograph. Lexicon, Thl. II., S. 177, Nr. 14584. — Museum Florentinum, exhibens insigniora vetustatis monumenta, quae Florentiae sunt in thesauro Mediceo, cum observationibus Ant. Fr. Gorii. Flor. 1731 — 42. 6 Bände. — Serie di ri-

geben schon die im Museum selbst verkäuflichen Cataloge; vorzüglich möchte ich aber in dieser Beziehung meinen Lesern folgendes Werkchen empfehlen *): Nouveau Guide de la ville de Florence, avec la description de la Galerie et du Palais Pitti; orné de vues et de statues. (Florence, 1835.), in welchem eine dem Liebhaber völlig befriedigende Beschreibung der beiden auf dem Titel genannten Institute enthalten ist.

Nach der Treppe, welche nichts Ausgezeichnetes hat, folgen zwei Vorhallen. In der ersten erblickt man die Büsten derjenigen Fürsten, denen die Galerie ihren Glanz zu danken hat, unter welchen mehrere von Porphyr. In der zweiten sind schon einige Haupt-

---

tratti degli eccellenti pittori, descritte da Fr. Moucke. Firenze, 1752 — 62. 4 Bände. — Serie di ritratti originali d'eccelenti pittori .... da Orazio Marrini. Firenze, 1765 — 66. — Man findet alle 12 Bände selten zusammen. — Ein zweites Werk über diesen Gegenstand: Le Muséum de Florence, ou Collection de pierres gravées, statues, Médailles etc. Dessiné et gravé par F. A. David, avec des explications françaises, par F. V. Mulot et P. S. Maréchal. VI Tomes. Paris, 1787 — 96. 4to.

*) Es ist durch den deutschen Buchhandel zu beziehen, und wird auch denen, die Florenz nicht zu sehen bekommen, die großartige Stadt genügend kennen lehren.

werke aufgestellt, unter denen ich nur den famosen colossalen Eber (il Cinghiale) nenne, welcher beweis't, daß die Alten selbst ein wildes Schwein, fast möchte man sagen edel, darzustellen vermochten. — Die Corridore (die eigentliche Galerie) bestehen aus zwei langen Gängen — jeder von 430 Fuß — welche durch einen Verbindungs-Gang von 97 Fuß Länge mit einander zusammenhängen, so daß das Ganze in der Gestalt eines griechischen H erscheint. Diese Corridore haben nur die mäßige Höhe von 20 Fuß, und in architectonischer Hinsicht nichts Imposantes, so daß sie auch nicht entfernt mit den Aufbewahrungssälen und Galerien im Vatican, zu Paris oder zu München verglichen werden mögen. In diesen fast unabsehbaren Gängen stehen die alten Kunstwerke — Sarkophage, Büsten, Statuen — zu beiden Seiten, gut erleuchtet und so gestellt, daß sie nach den Catalogen mit Leichtigkeit aufgefunden werden können. Auch den größten Theil der Gemählde fassen diese Galerien. Am Ende der ersten prangt die berühmte Nachbildung der Gruppe des Laocoon von Baccio Bandinelli (1500), welche zeigt, daß man im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die alten Meister in der Behandlung des Marmors erreicht, oder doch fast erreicht hatte. Dieses Werk setzte mich in Erstaunen; ich glaubte, das mir von Paris her be-

kannte Original vor mir zu ſehen, und wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen ſollte. — Die Folge von Büſten der römiſchen Imperatoren und ihrer Familien-Mitglieder iſt ſehr vollſtändig und einer der ſehenswertheſten Gegenſtände der Sammlung. Voll von dem, was der von mir nachgebildete Tacitus von ihren Sinnesarten berichtet, war es mir höchſt anziehend, ihren Charakter in ihren Geſichtsbildungen aufzuſuchen. — Nicht carricaturmäßig, wie ſchlechte Schauſpieler Phyſiognomien auf den Brettern darzuſtellen pflegen, und wie wir ſie in mimiſchen Darſtellungen wohl erblickt haben, ſondern wie die Seele wider Willen durch den Körper ſcheint, blickt hier das Innere der Imperatoren durch den Marmor. Insbeſondere waren mir in dieſer Beziehung Tiberius und Nero merkwürdig. Ganz bedeutungsloſe Geſichtsbildungen erblickt man unter den römiſchen Imperatoren und ihren Familien-Mitgliedern nicht: ſey es, daß die Künſtler auch der völligen Nichtigkeit einigen Geiſt in der körperlichen Darſtellung einzuhauchen wußten, oder daß in dieſer Beziehung das Menſchengeſchlecht tiefer ausgeartet ſey.

Unter den Statuen der Galerie gedenke ich nur der wunderlieblichen Gruppe des Amor und der Pſyche, der Venus Anadiomene, des Ganymedes mit dem Adler und vor allen Andern der halb-

nackten Venus, welche nach der mediceiſchen den erſten Rang in der Galerie unter allen marmornen Liebesgöttinnen behauptet.

Dem weltberühmten Hermaphroditen iſt ein beſonderes Cabinet angewieſen. — Wenn Dupaty in ſeinen von Georg Forſter überſetzten »Briefen über Italien« (Brief XXXII.) bei dieſer Statue ausruft: „Wenn ihr nicht wollt, daß Lüſternheit und »Sittſamkeit zugleich in euch erröthen, ſo betretet nie »des Hermaphroditen Kammer. — Kaum wag ich es, »ihn gar zu ſchön zu nennen. Verdoppele deinen »Schleier, züchtige Schöne!« — ſo darf man dieſe Warnungen nicht gar zu ernſtlich nehmen. Auch die züchtigſte Schöne, wenn ſie ſich einmahl entſchlöſſe, eine Sammlung alter Statuen zu betrachten, oder auch nur in Becker's Auguſteum zu blättern, mag ohne alle Gefahr auch das Cabinet des Hermaphroditen beſuchen. — Sie wird nichts ſchauen, als ein wunderſchönes weibliches Weſen, welches, mit dem Geſichte auf der rechten Hand und größtentheils auf dem Vorderkörper liegend, nur wenig von einem jungfräulichen Buſen und noch weniger von dem zeigt — welches ſie zum Hermaphroditen macht. — Wer ſich getraut, »siccis oculis« einen Hermes und eine Aphrodite zu ſchauen, mag es immer auch wagen, zu dem Hermaphroditen zu

treten. — Uebrigens ist dieser eines der schönsten Kunstwerke, welches uns das Alterthum übrig ließ.

In dem Corridor für die moderne Plastik zeichnet sich ein Bacchus Michel Angelo's aus: ein ernster Gott, nicht der freundliche Jüngling der Griechen.

Die Gemählde sind meist kunstgeschichtlich zwischen den Werken der Plastik aufgestellt, und gewähren in historischer Hinsicht den vortrefflichsten Unterricht. — Meisterstücke aus allen Schulen, doch vorzüglich aus der florentinischen. Selbst die deutsche, von der man nur selten in Italien Ausgezeichnetes erblickt, ist nicht vernachlässigt. Die Sammlungen von antiken und modernen Broncen, Vasen von terra cotta, Inschriften, Basreliefs, geschnittenen Steinen, Münzen u. s. w. auch von den vorzüglichsten, zu besondern Zwecken zusammengeordneten Gemählden, z. B. die Bildnisse der Mahler von ihrer eignen Hand, enthalten die an die Hauptgalerien grenzenden Neben-Säle und Cabinette. — Unter den Sälen stehen »der Saal der Niobe« und die sogenannte »Tribune« oben an. Den ersten ließ der Großherzog Peter Leopold erbauen, und die aus der Villa Medici zu Rom nach Florenz versetzte Gruppe der Niobe und ihrer Kinder hier aufstellen, doch

nicht als Gruppe, sondern in zwei geordneten Reihen. — Wer möchte ohne Rührung bleiben, wenn er hier die unglückliche Mutter erblickt, wie sie die ihr einzig übrig gebliebene jüngste Tochter mit dem eigenen Körper zu schützen sucht! „Unam minimamque“ scheint sie zu rufen; doch vergeblich: auch diese trifft der Pfeil der rächenden Göttinn.

Die »Tribune« ist ein Saal in Form eines Octogons, welcher sein Licht von oben erhält. Der Dom dieses Allerheiligsten der Kunst ist mit Perlemutter und der Fußboden mit seltenen Marmorarten ausgelegt. Hier vereinte man das Kostbarste der Sammlung, sowohl an Bildsäulen als Gemählden. — Den Ehrenplatz, dem Eingange gegenüber, über die Mitte des Saales hinaus, hat mit Recht die mediceische Venus. — Dieses höchste Meisterstück der alten Sculptur darf man nur nennen. — Ich bewunderte schon oft zu Paris diese jugendlichen noch im Reize erster Unschuld sich entwickelnden Formen. Es folgen im Kreise aufgestellt, der junge Apoll (Apollino), der Schleifer (l'Arrotino), die Gruppe der Ringer (la Lotta), der Faun; lauter, jedem Gebildeten bekannte Werke der alten Kunst. — Auch die vorzüglichsten Gemählde der Sammlung sind hier aufgestellt. Ich nenne nur zwei Liebesgöttinnen von Tizian, und von Raphael ein

Bildniß der Florentinerinn Magdalena Doni, eine Madonna, eine heilige Familie, den heiligen Johann in der Wüſte, den Papſt Julius II. und das ſechſte, und vielleicht ſchönſte, das Bildniß der durch Raphaels Liebe unſterblich gewordenen Fornarina. Stets fand ich Künſtler, welche ſich beſtrebten, dieſe hoch berühmten Meiſterſtücke des unſterblichen Raphael nachzubilden. Aber wer würde den ſeelenvollen Reiz der Fornarina erreichen können? — Nur die Kunſt eines Raphael mit der Liebe vereint vermochte dieſes. — Welch ein Genuß müßte es ſeyn, ſo recht in Ruhe, ein paar Monate lang, mit den nöthigen literariſchen Hülfsmitteln verſehen, hier die Kunſt und ihre Geſchichte zu ſtudiren! — Nur Weniges, ſehr Weniges, erwähnte ich hier, ſelbſt von dem, was ich ſah; und welch ein geringer Theil des Ganzen iſt dieſes geweſen, wenn man unter „ſehen“ mehr als flüchtig anblicken verſtehen will. — Noch ſtehe hier die Bemerkung, daß den plaſtiſchen Beſtrebungen eines Michel Angelo und eines Benvenuto Cellini nirgend beſſer nachgeforſcht werden kann, als zu Florenz. — Sonderbar, daß Michael Angelo ſo viele große Kunſtwerke unvollendet ließ. Auch dieſe unvollendeten Marmore wurden, als ich hier war, für die Sammlungen

zu Paris mit großer Sorgfalt und Mühe in Gyps abgeformet.

Eine der geistreichsten und liebenswürdigsten Frauen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, die Baroninn Theresia von Bacheracht, Gemahlinn des kaiserlich russischen General-Consuls Ritters von Bacheracht zu Hamburg und Tochter eines meiner theuersten und ältesten Freunde, des kaiserlich russischen Gesandten Ritters v. Struve daselbst, eben die muthvolle und hochgebildete Frau, die vor ein paar Jahren mit ihrem Gemahl eine Reise durch den Orient machte, hatte mich mit einem Empfehlungsschreiben an den vormahligen König von Holland, den Prinzen Louis Bonaparte, der sich unter dem Namen eines Comte de Saint Leu zu Florenz aufhält, beehrt. Ich hatte daher in dem Palaste des Prinzen anfragen lassen, wann ich ihm aufwarten dürfe. Am heutigen Morgen war ein Secretair desselben bei mir erschienen, um mit mir die Zeit zu verabreden, wann mein Wunsch erfüllet werden könne, und es war bestimmt worden, daß dieses um zwei Uhr Nachmittags geschehen solle. Um diese Zeit erschien ich also im Palast des Prinzen, welcher ihm eigenthümlich zugehört und nicht weit von

der Brücke della trinità, dem Arno gegenüber, belegen ist. Ich wurde sofort in den Bibliothekſaal geführt, wo der Prinz Louis in einem Hausgewande saß, mich auf das gütigſte begrüßte, ſich entſchuldigend, daß er nicht aufſtehend mich empfangen könne, weil er krank ſey, und an einer Schwäche in den Füßen leide. Ich mußte mich dicht neben ihm ſetzen, und nun erkannte ich bald an den freundlichſten und wohlwollendſten Aeußerungen, daß ich mit dem ſanfteſten und liebenswürdigſten Fürſten zu thun hatte. Nachdem er ſich nach dem Befinden der Dame, welche mir den Brief an ihn mitgegeben, mit der innigſten Theilnahme erkundigt, dabei bemerkend, daß ich nicht beſſer bei ihm als von einer ſo liebenswürdigen und geiſtreichen Frau empfohlen werden könne, ging er auf meine eigene Perſon, meine literariſchen Beſtrebungen und meine jetzige Reiſe über, und ſo dauerte es nicht lange, daß ein völlig gelehrtes Geſpräch ſich zwiſchen dem Prinzen und mir entwickelte. Da ich mich in der italiäniſchen Sprache beſſer als in der franzöſiſchen ausdrücken zu können glaube, ſo hatte ich den Prinzen — dem ich (nach meinen ſchon dargelegten Grundſätzen) den Majeſtäts-Titel zu geben nicht verſäumte, und den man ihm zu Florenz auch allgemein giebt — italiäniſch angeredet. Doch er forderte mich bald auf, franzöſiſch die Unterhaltung fortzuſetzen, wobei

er lächelnd äußerte: »Ob ich vielleicht in jungen Jahren eine Italiänerinn zur Geliebten gehabt, da ich italiäniſch gleich einem Eingebornen ſpräche,« welches ich mit der Bemerkung, »daß mir ein ſolcher Lebensgenuß nicht zu Theil geworden,« verneinen mußte. — Unter Andern hatte ich auch dem Prinzen erzählt, daß ich verſucht habe, eine ganze Reihe lateiniſcher Dichterwerke in den Sylbenmaaßen der Originale in deutſcher Sprache nachzubilden. Dieß gab Gelegenheit, von dem Vorzuge zu reden, den dieſe, hinſichtlich der Fähigkeit die Sylbenmaaße der Alten wieder zu geben, vor denjenigen neuern Sprachen habe, die man Töchter der lateiniſchen nennen muß, und dieſes Geſpräch führte dann wieder auf die Nothwendigkeit des Reimes in der franzöſiſchen Sprache. Der Prinz leugnete dieſe Nothwendigkeit, in ſo fern die franzöſiſchen Dichter ſich nicht begnügen würden, wie bis jetzt gewöhnlich geſchehen, nur die Sylben ihrer Verſe zu zählen, allenfalls mit Beobachtung einer Cäſur, ſondern die Verſe »wahrhaft rythmiſch« bildeten. Ein einziger ſo gebildeter Vers ſey unſtreitig ein ſolcher, wenn er auch von keinem zweiten, und alſo auch von keinem Reime gefolgt würde. — »Un nombre determiné de syllabes et la distri»bution symétrique des accens forment le vers; de »cet ordre répété nait le rythme poëtique et une

„versification véritable, sans nulle besoin de la rime.“ — Dieſes war kurz die Theorie des geiſtreichen Fürſten, der Alles, was er ſagte, mit einer logiſchen Schärfe, die ich nicht genug bewundern konnte, vortrug. — „Er habe dieſe ſeine Grundſätze in einem eigenen Werke entwickelt, welches er mich zu ſeinem Andenken anzunehmen erſuche. — Jetzt befahl er einem jungen Manne, der in der Bibliothek mit Ordnen einiger Bücher beſchäftigt war, ein Exemplar ſeines „Mémoire sur la versification“ *) herbei zu bringen, und überreichte mir dieſes Werk auf die gütigſte Weiſe.

---

*) Mémoire sur la versification et essais divers par le Comte de St. Leu; adressés et dediés à l'academie française de l'institut, mit den Motto's:

Decipitur specie recti; (Hor.) und

Et souvent la césure
Plait, je ne sais comment, en rompant la mesure.
(Voltaire.)

à Florence, chez Guillaume Piatti, 1819. — Dieſes prächtig in Groß-Quart gedruckte Werk zerfällt in fünf Theile. I. Mémoire sur la Versification. II. Observations sur les vers des grands poëtes français. III. Essais de versification d'après le mode proposé. IV. Vers rimés. (par le Comte de St. Leu.) V. Mémoire sur la versification, cinquième et dernière partie, contenant la traduction de l'ouvrage de Mr. l'Abbé Baini sur le rythme.

Unter Geſprächen dieſer Art — von Politik war auch hier nicht entfernt die Rede — mochte ungefähr eine Stunde verſtrichen ſeyn, als ich mich empfahl. Der

---

Ich kann es mir nicht verſagen, aus einem größern Gedichte des Grafen von St. Leu (aus der Mitte hinaus), wodurch gezeigt werden ſoll, daß bei wahrhaft rythmiſchen franzöſiſchen Verſen der Reim überflüſſig ſey, folgende Stanzen mitzutheilen, da aus ihnen die liebenswürdige Perſönlichkeit des Dichters ſo recht klar hervorleuchtet:

Si les champs de bataille ou la place sanglante,
Où l'homme, au nom des loix, plus lâche qu' au
désert,
Immole ses pareils si souvent sans raison,
Oui: s'ils pouvaient parler, que ne diroient-ils pas!

„Etre d'un seul instant, de quel front oses-tu
„Sur mon sein nourricier égorger ton semblable
„Autour d'une bannière et d'un chef triomphants
„Au nom de l'Eternel, au nom de l'équité?

„Et bientôt, avec joye, au nom du même Dieu,
„Sous d'autres étendarts, plein d'une égale ardeur,
„Tu reviens immoler tes amis de la veille,
„Et te crois toujours juste, et toujours en ton droit!

„Eh! quoi n'aurois tu donc ni bon sens ni mémoire?
„Tu prêtes au Très-Haut ton inconstante humeur!
„Est-ce par des délits, les meurtres et le sang,
„Que la faible raison croit imiter le ciel?“

Prinz lud mich zur Mittagstafel ein; da ich aber bereits eine gleiche Einladung bei dem Prinzen Jerome angenommen, ſo mußte ich mich entſchuldigen, worauf er die Einladung für den andern Tag wiederholte, und dabei auf die gütigſte Art äußerte: »wenn ich ihn mit Gewißheit zu Hauſe treffen wolle, ſo möchte ich ihn ſtets Nachmittags um drei Uhr beſuchen.« — Ich bemerke, daß dieſes die Zeit iſt, zu welcher der Prinz zu Mittag zu ſpeiſen pflegt. — Bei dem Prinzen Je-

---

Ainsi, quand des vainqueurs, orgueilleux conquérants,
Plus heureux que sensés, aspirent à régner
Sur l'univers entier qu'ils voudroient asservir,
Le sage leur répond d'une tranquille voix:

„Un maître universel existe dès long-tems,
„Dès longtems nous vivons sous son unique empire,
„Il plane sur les cieux, son trône est l'univers,
„Il passe l'infini, mais remplit chaque monde.

„Infailliblement juste, éclairé, bienfaisant,
„Il prévoit l'avenir, il sait tout le passé;
„Rien n'échappe à son oeil vigilant et serein,
„Rien ne peut fatiguer ni troubler son esprit.

„Pour partager son trône, ou pour le remplacer,
„Comme lui soyez donc indulgents et parfaits;
„Faites que votre loi jamais ne puisse atteindre
„Et le faible innocent, et le faible égaré.«

rome hingegen wird erſt um ſechs und ein halb dinirt, daher denn mir noch mehrere Stunden übrig waren, welche ich dazu anwandte, die Kirche di Santa Croce und ihre Merkwürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen. Dieſe Kirche iſt durch ihre Gemählde und Sculpturwerke ein wahres Muſeum. Ich nenne nur die Grabmähler Michel Angelo Buonarotti's, dieſes großen Mahlers, Bildhauers, Architecten und Dichters, Dante Alighieri's (ein neues Werk) mit der Inſchrift: »Onorate l'altissimo poeta,« Nicola Machiavelli's und Vittore Alfieri's, des erſten Tragikers Italiens. Dieſes letzte Mauſoleum (von dem ſchönſten carrariſchen Marmor) iſt von der Hand Canova's *). — Die Kirche wurde ſchon im dreizehnten

*) Dieſes wunderſchöne Sculpturwerk iſt in dem Werke de Latouche's: »Die Werke Canova's« (deutſch: Stuttgart, 1835) folgendermaßen beſchrieben:

»Italien, die Stirn mit Thürmen und Zinnen gekrönt, weint an dem Grabe ihres berühmten Sohnes. Ein Medaillon ſtellt die Züge des Dichters dar. Vier antike Masken, an den Winkeln des Sarcophages angebracht, erinnern an die ſcenischen Spiele, in welchen Alfieri den Sieg davongetragen. Sein und ſeiner Vaterſtadt Aſti Namen bilden die Umſchrift des vollkommen ähnlichen Bildes.

Der Sorge der Gräfinn Albani verdanken die Künſte dieſes Denkmahl. Die Grabſchrift Alfieri's, welche die Seite des Grabmahls ſchmückt, iſt von ſeiner eigenen Feder.

Jahrhundert gebaut, und hat, bei einer Breite von 125 Fuß, die ansehnliche Länge von 430. Zwei Reihen achteckiger Pfeiler, welche gothische Bogen tragen, theilen das Innere in drei Schiffe. Balken und Sparrwerk sind unbedeckt, wie dieses z. B. auch an der durch Brand zerstörten Kirche St. Paolo fuori delle mura zu Rom der Fall war. — Ein alterthümlicher Gebrauch.

Er machte zu gleicher Zeit die Grabschrift seiner würdigen Freundinn, die hier, aus dem Lateinischen übersetzt, stehen mag, weil ihre Einfalt der rührende Ausdruck langer ungetrübter Freundschaft ist:

»Hier ruhet Heloise Stolberg, Gräfinn Albani, erlaucht durch ihre Ahnen, berühmt durch die Reize ihres Körpers, durch die Vorzüge ihres Geistes, durch die unvergleichliche Lauterkeit ihres Gemüths. Beigesetzt nach dem Willen Victor Alfieri's in ein und dasselbe Grab.«

Bei diesen Worten bemerkte Alfieri: So hab' ich geschrieben, in der Hoffnung und im Verlangen vor ihr zu sterben; sollte Gott es anders wollen, so muß anders geschrieben werden:

»Beigesetzt nach dem Willen Victor Alfieri's, der bald neben ihr begraben werden wird.« — Alfieri † am 8. Oct. 1808. — »Er zog sie sechs und zwanzig Jahre allen Dingen auf der Erde vor. Obwohl sterblich, ward sie von ihm beständig begleitet und verehrt wie eine Gottheit.«

Dieses Mausoleum ist eine der schönsten Zierden der Kirche Santa-Croce. Die ersten Blicke des Eintretenden fallen auf dasselbe, und selten entfernt man sich, ohne den letzten Blick darauf zu werfen.

Ihre Façade iſt — wie ſo oft der Fall — nicht vollendet.

Um 6½ Uhr fuhr ich zum Palaſt des Prinzen Jerome, und wurde von ihm, ſeiner Gemahlinn und der Prinzeſſinn Mathilde mit eben der Freundlichkeit und Güte aufgenommen, als geſtern. — Es wurde an einer runden Tafel in einem ſchön decorirten Saale geſpeiſet, und mochten, mit Einſchluß des Fürſten und ſeiner Familie, ungefähr zwölf Perſonen gegenwärtig ſeyn. Gerichte, Tafel-Service, Erleuchtung und Bedienung waren wie bei italiäniſchen Privatperſonen vom höchſten Range oder wie an einem der kleinern deutſchen Höfe. Nichts fehlte, und die Unterhaltung in franzöſiſcher Sprache war die heiterſte und unbefangenſte. Ich hatte die Ehre, bei der Fürſtinn zu ſitzen, die ſich mit vielem Wohlwollen nach einer Menge von Perſonen, die an dem weſtphäliſchen Hofe Hofchargen bekleidet hatten, erkundigte. Der Prinz Jerome ſprach mit wahrer Rührung von meinem edeln Freunde, dem Miniſter Grafen von Wolffradt. Da ich dieſen einige Jahre vor ſeinem Tode auf der Inſel Rügen beſucht hatte, ſo gab ſolches mir Stoff zu mancher treuen Darſtellung ſeines und ſeiner Gemahlinn dortigen Lebens. Auch die furchtbare Kataſtrophe des braunſchweigiſchen Schloßbrandes mußte

ich erzählen, wobei es der Fürstinn sehr zu Herzen zu gehen schien, daß die Burg ihres erhabenen Großvaters, des unsterblichen Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, die sie, durch Braunschweigs Bürger neu ausgeschmückt, in glänzender Pracht gesehen hatte, auf eine solche Weise den Flammen überliefert, in Ruinen zusammengesunken sey. Auch von dem Baue des neuen Schlosses und seinen wahrhaft grandiosen architectonischen Verhältnissen erzählte ich, und dieses mit leichterm Herzen. Als die Tafel aufgehoben, wollte ich mich beurlauben; ich wurde aber auf das gütigste eingeladen, zur »Conversatione«, die um neun Uhr stattfindet, und zu der sich mehrere angesehene Florentiner und Fremde einfanden, zu bleiben. Ich sandte daher meinen Wagen zurück, weil ich den kurzen Weg nach meinem Quartier zu Fuß mit dem Lohnbedienten zurückzugehen gedachte. Da jedoch gegen elf Uhr ein starkes Gewitter eingetreten war, so befahl der Prinz Jerome, daß einer seiner Wagen angespannt und ich nach Hause gefahren würde. — Als ich mich beurlaubte, sagte mir die Fürstinn ausdrücklich, »sie hoffe, mich bei meiner hiesigen Anwesenheit noch öfter zu sehen«, und doch ist dieses nicht der Fall gewesen; nur die Prinzessinn Mathilde und den Prinzen Napoleon sah ich noch einmahl in Gegenwart der Gouvernante und der Hofmeister, mich bei ihnen em-

pfehlend; denn der Fürſt Jerome und ſeine Gemahlinn waren am zweiten Tage nachher unvermuthet nach Livorno abgereiſet, wo ſie einige Tage zu bleiben gedachten. Auf das freundlichſte ſagte mir die Prinzeſſinn Mathilde Lebewohl; — vielleicht hatte ſie noch keinen ehemahligen Staatsrath ihres Vaters geſehen. — Auf dem Tiſche, an dem ſie ſaß, lagen einige weiße Cartonblätter, wovon einer der Anweſenden eins benutzte, mir Namen und Geburtstage der fürſtlichen Kinder aufzuſchreiben, worum ich gebeten hatte. Dieſes gab mir die Idee, die liebenswürdige Prinzeſſinn zu bitten, mir, dem ſie wiederzuſehen wohl keine Hoffnung ſeyn kann, mit Bleiſtift ein Wort zum Andenken auf ein ſolches Blatt zu ſchreiben. Indem jedoch die Prinzeſſinn meine Bitte zu erfüllen ſich anſchickte, bemerkte die anweſende Gouvernante: »Sie »dürfe dieſes ohne Erlaubniß des Königs nicht zuge»ben« —: worauf ein allgemeines Stillſchweigen erfolgte, ich mich aber, ohne das gehoffte Andenken, auch bald darauf empfahl.

Alles dieſes, was ich hier zum voraus ſo mittheile, hatte erſt ein Paar Tage nachher Statt.

Den heutigen Vormittag (22. Mai) widmete ich zum voraus ganz und gar der weltberühmten Gemähl-

de-Sammlung im Pallazzo Pitti, dem großherzoglichen Reſidenzſchloſſe. — Als ich aus München von dem dortigen »Königsbaue« erzählte, welcher, dem Aeußern nach, im Weſentlichen und beim Anblick aus der Ferne als Nachbildung des Pallazzo Pitti ſich darſtellt, äußerte ich mich ſchon über deſſen Architectur, welche mir zwar im hohen Grade grandios, aber, ich möchte ſagen, cyclopiſch ſcheint, eher anpaſſend für ein Zeughaus oder eine Strafanſtalt, als für eine Fürſtenwohnung, in welcher billig Friede und Freude, dieſe im edelſten Sinne, herrſchen ſoll, und die ich daher lieber im corinthiſchen, als im doriſchen Style, oder gar à la rustica aufgeführt ſehn möchte. Doch der Pallazzo Pitti war ja auch anfänglich gar nicht zur Fürſtenwohnung, ſondern zum ſichern, feſtungsartigen Aufenthalte eines reichen florentiner Bürgers beſtimmt. Schwerlich würden die heitern, kunſtliebenden Mediceer, hätten ſie den Bau begonnen, dieſen Styl erwählt haben. — Man ſieht ja, daß bei der von ihnen veranſtalteten Fortſetzung des Baues im innern Hofe, ſo viel als irgend der Charakter des Gebäudes es erlaubte, der ſtrengſte Ernſt der Vorderſeite vermieden wurde. Iſt auch dieſer Bau im innern Hofe ebenfalls à la rustica, ſo ſind doch die drei gewöhnlichen Säulenordnungen in Pilaſtern angebracht.

In dieſem Palaſte befindet ſich im erſten Geſchoſſe

in einer Reihe prachtvoller Säle und daneben befindlicher Cabinette die großherzogliche Bildergalerie, welche mit der hier hergebrachten Liberalität täglich (außer den Festtagen) den Künstlern und überhaupt dem Publicum geöffnet ist.

Nachdem man rechts vom Eingange die großartige Treppe hinaufgestiegen, tritt man in eine mit antiken Statuen geschmückte Vorhalle — hier merkwürdig eine Venus, ein Hercules — und neben dieser, der Treppe gegenüber, in eine zweite. Auch in dieser stehen antike und moderne Statuen. — Aus der ersten Halle tritt man in einen wahrhaft grandiosen, mit zehn antiken Statuen besetzten Saal, den »Salotto della Guardia« — so genannt, weil bei feierlichen Gelegenheiten hier die Garden ihren Aufenthalt haben — und von diesem wieder in die »Sala delle Nicchie.« Dieser, mit Nischen, in welchen antike Statuen aufgestellt sind, geschmückte Saal — daher der Name — theilt das erste Geschoß des Pallazzo Pitti in zwei gleiche Theile. Links sind die großherzoglichen Prunksäle (gli appartamenti nobili della corte), rechts ist die Folge von Sälen und Cabinetten, welche »die Galerie der Gemählde« enthalten. So glaube ich dem Leser eine deutliche Vorstellung von der Eintheilung des Hauptstockwerks des Pallazzo Pitti gegeben zu haben.

Wie prächtig und merkwürdig durch ihre Deckengemählde, ihre großartigen Verzierungen, Porcellan-Vasen, Tische von florentinischer Mosaik u. s. w. nun auch die bemerkten, linkerhand der Sala delle Nicchie gelegenen Säle sind, so erwähne ich doch allein des »runden Cabinetts,« welches äußerst glänzend durch vergoldeten Stuck und durch Gemählde von Gherardini ausgezeichnet ist, weil in der Mitte desselben die berühmte Venus des Canova thront, welche, so lange die Mediceerinn in Paris verweilte, deren Stelle in der Tribune einnahm. Die Liebesgöttinn ist hier aus dem Bade tretend und sich scheu umsehend dargestellt, wie sie mit einem hinunterfallenden Badetuche den vordern Theil ihres schönen Körpers zu verhüllen sucht. Hierin glücklicher als die Mediceerinn, der allein die Hände zu Gebote standen. Ich möchte glauben, daß der Künstler ein weibliches Wesen vom höchsten Reize ungefähr im achtzehnten oder neunzehnten Jahre (nach germanischer Entwickelung zähle ich hier) darzustellen beabsichtigte. Die Venus der Medici ist bedeutend jünger.

Die Folge der Säle der rechten Seite (der Galerie) ist nicht minder prächtig als die der linken. Die Wände decken zwar Gemählde größtentheils ganz und gar, und sind eben hierdurch auf das edelste geschmückt: denn die Decken können in ihrem vergoldeten Stucke und

Meisterwerken in Fresco nicht prächtiger gedacht werden.

Zuvörderst fünf Säle, deren Decken fast ausschließlich Pietro Berrettini mahlte, und die daher zusammen »quartiere di Pietro da Cortona« genannt werden. So glaubt man hier, in dem Lande der Künste, fürstliche Gemächer zu ehren, wenn man ihnen den Namen eines großen Künstlers beilegt. Nach den Fresken der Decken haben diese Säle einzeln ihre Namen empfangen. — Ich will nur aus jedem derselben einige wenige Hauptbilder erwähnen, wie ich denn auch aus der unermeßlichen Masse von Kunstsachen mich nur zu einigen wenigen gleichsam zurückzog.

Saal der Venus. — Eine Eva von unserm vaterländischen Lucas Cranach; ein Bild, welches mich um so mehr anzog, da ich in meiner kleinen Sammlung eine Venus von diesem Künstler besitze, die mit dieser Eva fast identisch ist. — Ein Adam, auch von Lucas Cranach. — Die Vermählung der h. Catharina, von Tizian. — Ein wunderliebliches Portrait einer jungen Frau, von demselben. — Saal des Apollo. Die Gemahlinn Paolo Veroneſe's, von ihm selber. — Pietro Aretino, von Tizian. — Angelo Doni, von Raphael. — Die h. Magdalena, von Tizian. — Saal des Mars. — Die Madonna della seggiola, von Raphael. — Der Papst Leo X. mit zwei Cardinälen, von Raphael. Die heil. Fa-

milie (l'impannata), von Raphael. — Die heil. Familie, von Palma vecchio. — Saal des Jupiter. Ein Bacchanal, von Tizian. — Die drei Parzen, von Michel Angelo. (Man weiß, daß dieser Mahler die Oelmalerei für weibisch hielt. — Ist dieß Gemählde also gewiß echt?) — Eine heil. Familie, von Rubens. — Leonardo da Vinci's Gemahlinn, von ihm selber. — Saal des Saturn. Papst Julius II., von Raphael. — Die heilige Jungfrau unter dem Throne, von Raphael. — Thomas Fedra Inghirami, von Raphael. — Die Vision des Proph. Ezechiel, von demselben. — Das Bild des Cardinal Bernard Dovizi, von Raphael. — Ich bin weit entfernt, diese Gemählde für das Vorzüglichste und Merkwürdigste der fünf Hauptsäle auszugeben. Noch größere umfassendere Darstellungen der Meister der venezianischen, florentinischen und römischen Schule sind hier, die den genannten Werken an Werth gleich stehen mögen: aber diese Gemählde zogen mich vorzüglich an, und übertroffen werden sie gewiß von keinem andern. — Den ursprünglich zur Galerie bestimmten fünf Sälen sind in spätern Zeiten nach und nach noch elf andere (Sale nuove und nuovissime) von den kunstliebenden Herrschern Toscana's hinzugefügt, welche ebenfalls ihre Benennung von den Gemählden ihrer Decken empfingen. So finden

wir z. B. einen Saal der Ilias, in welchem Sabatelli die Decke mit Fresken, deren Gegenstände aus der Iliade Homers genommen sind, verzierte; einen Saal der Erziehung des Jupiter — einen des Ulysses u. s. w. Die Gemählde, welche hier aufbewahrt werden, stehen kaum denen in den erstgedachten fünf Sälen nach. Ausgezeichnete Werke von Tiziano, Paolo Veroneſe, Leonardo da Vinci, Salvator Roſa, Annibal Caracci, Rubens, und überhaupt fast aus allen Schulen Meisterstücke, sind hier aufgestellt. Hier kann man sich, wie zu Venedig, auch überzeugen, wie oftmahls Tiziano seinen Pinsel zur Portraitmahlerei anwandte, sich derselben keinesweges schämend, wie neuere Künstler vornehm zu affectiren pflegen; hier kann man schauen, wie er jede Physiognomie zu idealisiren wußte. Vielfach wurde ich hier an das schöne Gemählde der venezianischen Familie Cornaro von Tiziano, das ich selbst zu besitzen das Vergnügen habe, erinnert, und welches ich, nach einem langjährigen Besitze, erst durch den Kupferstich Bernhard Baron's von demselben als solches erkannte.

Im obersten Geschosse des Pallazzo Pitti befindet sich die Privatbibliothek des Großherzogs, die, ge-

stiftet von Ferdinand III., von dem regierenden Großherzoge zu ihrer jetzigen Vollkommenheit gebracht ist. Sie ist in acht und zwanzig Sälen aufgestellt, und mag ungefähr siebenzigtausend Bände, fast aus allen Gebieten der Literatur, enthalten. Besonders fand ich die deutsche sehr berücksichtigt, und ich gestehe, daß es mich überraschte, hier, in der Mitte Italiens, die vorzüglichsten deutschen kritischen Blätter, z. B. die göttingenschen gelehrten Anzeigen, von ihrem Beginne bis zu dem vorletzten Monat vollständig gesammelt zu finden. Aber wie mich der Bibliothekar der kostbaren Sammlung, Innocenzio Giampieri, der selbst mich herumzuführen und auf die merkwürdigsten Gegenstände aufmerksam zu machen die Güte hatte, versicherte, liegt auch dem, die Wissenschaften auf das ernstlichste pflegenden, Großherzoge seine Bibliothek ganz vorzüglich am Herzen; auch hierdurch den östreichischen Kaiser-Stamm nicht verleugnend. Denn es ward das schöne Erbtheil der Fürsten aus dem Hause Oestreich, daß sie eben so sehr leeren, nur Zerstreuung bezweckenden, das edlere Leben tödtenden Vergnügen abhold, als den edeln Bestrebungen, wodurch der Geist ausgebildet wird, zugethan sich zeigen. — Ich legte auf dieser Bibliothek ein Exemplar meines Entwurfes eines Strafgesetzbuches nieder, den ich dem Andenken des unsterblichen

Beherrschers von Toscana, nachherigen Kaisers der Deutschen, Leopold, gewidmet hatte, und Herr Giampieri versprach mir, dieses Werk sofort dem Großherzoge in meinem Namen zu überreichen, welcher auch die Gnade gehabt hat, diese meine persönliche Huldigung auf das gütigste aufzunehmen.

Außer den acht und zwanzig der Bibliothek bestimmten Zimmern giebt es hier noch zwei, welche ganz und gar einer sehr vollständigen Sammlung der musicalischen Compositionen der größten Meister gewidmet sind.

Die Bibliothek, welche keine öffentliche ist, hat eine regelmäßige jährliche Dotation von sechzigtausend Franken, und wenn diese bedeutende Summe nicht ausreicht, so verweigert der Großherzog niemahls anderweite Zuschüsse, da ihm wissenschaftlicher Genuß über jeden andern geht. Die ausgebreitete Correspondenz des Herrn Giampieri setzt diesen in Stand, schnell der Bibliothek Alles zu verschaffen, was das wissenschaftliche Leben in Europa hervorbringt. — Der Bibliotheca Mediceo-Laurenziana habe ich bereits erwähnt. Von den übrigen habe ich nur noch die Magliabechiana besucht, welche der berühmte Literator Antonio Magliabecchi stiftete und der Großherzog Leopold durch die da-

mit vereinte Bibliotheca Mediceo-Lotharingea *) so sehr vermehrte. Sie hat über hunderttausend Bände, merkwürdige alte Handschriften und Incunabeln in großer Anzahl, und ist diejenige öffentliche Bibliothek, welche am meisten besucht wird. — Ueberhaupt findet man in Italien in den öffentlichen Bibliotheken stets eine bedeutende Anzahl studirender und Auszüge machender Personen, zum deutlichen Beweise, daß die Wissenschaften hier zu Lande auf das eifrigste betrieben werden. Da jedoch das Fortschreiten in denselben in jetziger Zeit vorzüglich durch einen gut organisirten Buchhandel bedingt wird, dieser aber in Italien fast gänzlich fehlt, so ist erklärlich, woher es komme, daß dieses schöne Land, die Wiege der Wissenschaften für die neuere Zeit, in literarischer Hinsicht gegen Deutschland, Frankreich und England jetzt so sehr zurückstehe. — Fragt man nun, welche Hindernisse einem gut organisirten Buchhandel in Italien entgegen seyen, so darf man nicht leugnen, daß zuvörderst die Fesseln der Censur, schon durch den Aufenthalt, den sie bewirken, Vieles verschulden, dann zunächst der Mangel eines Central-

*) Es sind zu Florenz noch zwei öffentliche Bibliotheken. Die Riccardiana, welche jetzt der Stadt gehört und über 3000 Handschriften besitzt, und die Marucelliana.

Platzes des Buchhandels, und drittens der Nachdruck. Wenn in Deutschland, Frankreich oder England ein Schriftsteller ein Werk ausgearbeitet hat, so findet er leicht, besonders bei uns, einen Verleger, der ihm ein Honorar, oft sogar ein bedeutendes, bezahlt, der den Druck besorgt und den Schriftsteller jeder fernern Mühwaltung überhebt. So nicht in Italien. Ein noch unbekannter Schriftsteller findet nie einen Verleger; ihm bleibt nichts übrig, als sein Werk auf eigene Kosten drucken zu lassen, wenn er es gedruckt sehen will, und sodann die Exemplare einem Buchhändler in Commission zu geben, wo er von Glück zu sagen hat, wenn er nach mehreren Jahren einen geringen Ersatz seiner Auslagen erhält; an einen Lohn für Zeit und Mühe ist aber gar nicht zu denken. — Den bekannten, ja berühmten Schriftstellern geht es nicht viel besser. Sie finden wohl einen Verleger; von einem Honorar ist aber nur selten die Rede: denn findet das Werk Beifall, so ist es auch sofort in einem andern Staatsgebiete Italiens nachgedruckt, und der Absatz im Vaterlande des Verfassers, in welches die Nachdrücke ebenfalls einzudringen wissen, deckt kaum die Kosten.

Ein großer Schritt würde geschehen, wenn durch eine Uebereinkunft der Fürsten Italiens der Nachdruck verboten würde, und sodann Meiland — welches sich

am Beſten dazu eignet — hinſichtlich des Buchhandels die Rolle übernähme, die in Deutſchland von Leipzig mit ſo großem Erfolge übernommen iſt. — Doch kaum iſt die entfernteſte Hoffnung der Erfüllung ſolcher frommen und ſanguiniſchen Wünſche.

Um drei Uhr begab ich mich zu dem Prinzen Louis, vormahligem Könige von Holland, zur Mittagstafel, welche, mit Einſchluß des Prinzen, nur vier Perſonen vereinte. Es war die Tafel mit Silbergeſchirr reich beſetzt, das Ganze auf das Eleganteſte und völlig vornehm eingerichtet, wobei die Aufwartung von fünf Bedienten beſorgt wurde. Der Prinz war äußerſt heiter und von einer ſolchen Liebenswürdigkeit, daß man ohne alles Gefühl und Herz geweſen ſeyn müßte, um nicht eine wahrhafte Anhänglichkeit an ihn zu gewinnen. Ich geſtehe, daß ich bis zu meinem letzten Lebenstage in dankbarem Andenken bewahren werde, mit welchem Wohlwollen der Prinz Louis mich, einem ihm bis dahin völlig Fremden, aufgenommen hat. Da war keine Spur weder von Ueberhebung noch Herablaſſung, die einem edeln Gemüthe und einem Mann, dem ſein eigner Werth nicht unbekannt iſt, gleich unerträglich erſcheinen. — Der Florentiner Gelehrte, welcher gegenwärtig war,

und deſſen Namen ich leider vergeſſen habe, trug nicht wenig dazu bei, daß die Unterhaltung niemahls ſtockte, und ſo flogen ein Paar Stunden auf das Schnellſte dahin. — Die Zimmer des Palaſtes, und ſo auch der Speiſeſaal, ſind mit lebensgroßen Bildern der Familien-Mitglieder des Fürſten und einigen Marmor-Büſten, unter denen ſich eine von Napoleon, von Canova verfertigt, auszeichnet, geſchmückt.

Ich bin überzeugt, daß Niemand, im belohnenden Bewußtſeyn nur Gutes gethan und gewollt zu haben, im Innern glückſeliger iſt als Prinz Louis Napoleon, und daß bei ſolcher Seelenruhe ihm, dem edelſten und beſten Menſchen, nichts entbehrlicher ſcheint als die — nicht verlorene, ſondern freiwillig zur Zeit der höchſten Macht ſeines durch Europa gebietenden Bruders niedergelegte Königskrone.

Nachdem ich den ganzen Vormittag des 23. Mai's im Pallazzo Pitti und dem Muſeum zugebracht, ſehnte ich mich in's Freie, und ſchlug mit meinem Cicerone den Weg nach Süden aus der Porta romana nach dem großherzoglichen Luſtſchloſſe Poggio imperiale ein. Es führt dahin eine Cypreſſen-Allee, die einen Nordländer in Erſtaunen ſetzt. Hier erkennt man das Mahleriſche

des Virgiliſchen Verſes: »Quantum lenta solent inter viburna cupressi« u. ſ. w. Dieſe Allee beginnt gleich links am Thore und zieht ſich ſchnurgerade allmählig empor, ſo daß man — nach einer kleinen Stunde — angelangt bei dem Poggio imperiale, der unausſprechlich ſchönen Ausſicht in das Arno-Thal und auf die es einſchließenden Gebirge genießt. Dieſer Frühling hatte viele Gewitterregen gebracht, und auch an den letzten Tagen hatte es oftmahls geregnet: ſo prangte denn die ganze Natur in dem friſcheſten Grün, und zu allen Seiten ſchaute das Auge auf die üppigſte Vegetation. Wie oft beklagte ich bei ſolchen Gelegenheiten, kein Botaniker zu ſeyn! — Die Villa und das Schloß Poggio imperiale möchte ich der Lage nach, beſonders in Beziehung auf die Stadt, mit Wilhelmshöhe bei Caſſel vergleichen. Doch übertreffen dieſes Schloß und ſeine Anlagen die Florentiner Villa bei weitem. Das Aeußere des Poggio imperiale, welches im obern Geſchoſſe zwei und zwanzig Fenſter hat, und deſſen Hof, durch zwei Flügel von einem Erdgeſchoß eingeſchloſſen, iſt in einem einfachen und edeln Style aufgeführt, aber es hat nichts Großartiges und hat dieſes auch wohl nicht haben ſollen. Auch die Garten-Anlagen ſtehen mit denen zu Wilhelmshöhe nicht zu vergleichen, welchem Schloſſe nun freilich, ſo ſchön ſeine Lage ebenfalls iſt, die Ausſicht in

472344

Nacht, welches ſchon bei des Künſtlers Leben mit der größten Bewunderung aufgenommen ward. — Als Jemand einſt zu den Füßen des herrlichen Werkes folgende Verſe niedergelegt hatte:

»La Notte, che tu vedi in si dolci atti
»Dormir, fù da un Angelo scolpita
»In questo sasso: e perche dorme ha vita. —
»Destalla, se nol credi, parleratti. —

(Die Nacht, ſo du im ſanften Schlummer ſchauſt,
Schuf aus dem Stein der Meißel eines Engels:
Und Leben hat ſie eben weil ſie ſchläft.
Dr glaubſt es nicht? Erwecke ſie und — höre).

Da antwortete der mit ſeiner Zeit unzufriedene Künſtler:

»Grato mi è il sonno, e più l'esser di sasso,
»Mentre che il danno e la vergogna dura.
»Non veder, non sentir mi è gran ventura:
»Pero non mi destar! — Deh, parla basso.«

(Der Schlummer iſt mir ſüß; gern bin ich Marmor.
So lange Schande dauern und Verfolgung
Iſt's nur ein Glück, nichts ſeh'n und nichts vernehmen. —
Drum wecke mich nicht auf — und rede leiſe).

Die heilige Jungfrau mit dem Chriſtkinde, dem Altar gegenüber, dieſer ſelbſt und die dabei ſtehenden Candelaber ſind ebenfalls Werke Michel Angelo's. — Nirgend findet man alſo wohl ſo viele Sculpturwerke des großen Mannes in kleinem Raume vereint,

als hier in dieſer Capelle, welche, wie geſagt, zugleich ſein Werk iſt. — Die ſämmtlichen Statuen wurden eben auf Koſten Frankreichs jetzt mit der äußerſten Sorgfalt in Gyps abgeformt. Hinter der St. Laurentius-Kirche befindet ſich die Begräbniß-Capelle der Mediceer; in ſeiner Art eins der koſtbarſten Bauwerke in Italien. Der Bau dieſer Capelle begann im Jahre 1604. Bei einer Höhe (einſchließlich der Kuppel) von 179 Fuß, hat ſie nur eine Breite von 86, und iſt achteckig. Ungeheure Summen ſind auf die Verzierung dieſes Mauſoleums verwendet, welches, bis auf die unvollendeten Theile, von Innen ganz und gar mit geſchliffenem Jaspis und andern harten Steinen ausgelegt iſt. Es befinden ſich hier die Grabmähler der ſechs erſten Großherzoge von Toscana. Die Form der Grabmähler iſt von Michel Angelo angegeben; vier derſelben ſind von orientaliſchem und zwei von ägyptiſchem Granit. Ueber jedem Grabmahle befindet ſich in einer Niſche von ſchwarzem Marmor die Statue des darunter liegenden Fürſten von vergoldeter Bronze zehn Fuß hoch. Unter dieſen Statuen iſt die von Cosmus II., von Johann von Bologna, dem großen Meiſter, von dem ſo manches Kunſtwerk in Florenz bewundert wird. — Der Aufſeher dieſer prächtigen Capelle heißt Joſeppe Bianchini. Man findet bei ihm kleine

Kunſtwerke in der bekannten florentiniſchen Moſaik zum Kauf.

Jetzt ging ich zur Cathedrale, wo ich der Predigt beiwohnte, die mir nebſt dem Geiſtlichen, der ſie hielt, Zeitlebens im Andenken bleiben wird. Ein ſo wunderſeltſamer Vortrag war mir noch nicht vorgekommen. Das, was der Prediger ſagte, war gut und bezog ſich faſt ausſchließlich auf die Nothwendigkeit einer wahren, aus dem Innern des Gemüths hervorgehenden Buße; indem ohne dieſe alles äußere, anſcheinend bußfertige Weſen nur Heuchelei und Verſtellung ſey. — Aber wie ſonderbar trug der ſchöne junge Mann dieſe nützlichen Wahrheiten vor! — Seine ganze Rede zerfiel in lauter metriſche Abſchnitte von fünf Erhebungen und fünf Senkungen der Stimme. Wo ein ſolcher Vers — nicht unähnlich den Verſen des Niebelungen-Liedes — ſein Ende hatte, da machte er eine kleine Pauſe und ſchöpfte Athem, der Sinn mochte zu Ende ſeyn oder nicht. Hiermit aber nicht zufrieden, trug er erſt einen ſolchen Abſchnitt, die rechte Hand erhebend, der rechten Seite ſeiner Zuhörer vor; dann ſprang er auf die linke Seite der ziemlich langen Kanzel, und gab den dorthin verſammelten Zuhörern einen gleichen Abſchnitt zu vernehmen, mit Erhebung der linken Hand. — So ging es in Einem fort, und mit ſolcher Anſtrengung

der Stimme und der Gliedmaaßen, daß dem zu eifrigen Redner der Schweiß von der Stirn rann. Auffallend war es dabei, daß, so wie er eine Bibelstelle anführte — und zwar stets zuvörderst lateinisch, dann italienisch — er wie jeder andere Sterbliche sprach. Mit dem Augenblick aber, wo er seine eigene Rede fortsetzte, begann das wunderliche Declamations-Wesen von Neuem. — Uebrigens sprach er sein Toscanisch ausgezeichnet schön und wohlklingend, so daß ich ihm schon in dieser Beziehung mit dem größten Vergnügen zuhörte, und mich selbst an seine eigenthümliche Declamationsweise gewöhnte. — Endlich war er fertig, und entfernte sich, ganz erschöpft, mitten durch die versammelten Zuhörer gehend, die ihn mit der größten Ehrfurcht begrüßten, wovon er aber — so ganz und gar schien er ermattet und wie abwesend zu seyn — nicht die geringste Notiz nahm.

Jetzt begab sich eine große Processíon von Landleuten, mehrere Gemeinden, mit ihren Pfarrern an der Spitze, unter Vortragung von Fahnen in die Kirche. Hier sah ich denn Hunderte junger Landmädchen — aber Göthe's reizende Florentinerinnen suchte ich vergebens. Sie sahen nicht viel anders aus, ihrer Gesichtsbildung nach, als unsere niedersächsischen Bäuerinnen. Auch eine Nationaltracht war nicht zu schauen. Freilich saßen ihre weißen oder schwarzen Strohhüte recht

theatralisch auf dem einen Ohre, ihre übrige Kleidung aber war ungefähr die unserer norddeutschen städtischen Dienstmädchen: so modern, von Kattun, als es die Vermögensumstände zulassen mochten. Ich will nicht sagen, daß es unter den Mädchen nicht recht niedliche Gesichter und Figürchen gab: aber nichts Ausgezeichnetes; in einigen Gegenden unsers Nordens finde ich im Ganzen ein schöneres Blut. Mädchen von dem wahrhaft majestätischen Wuchs, wie man sie am Strande der Ostsee, in der Nachbarschaft von Doberan, Rostock und Stralsund findet, habe ich in Toscana nicht gesehen. Doch lacht mancher der Florentinerinnen eine Art Schalkheit allerdings aus den Augen: sie sind frei von dem fast beleidigenden Ernste der Römerinnen.

Nicht nur einer Messe, einer Predigt und Processsion, sondern auch einer Taufe habe ich heute beigewohnt, und also den Sonntag gewiß nicht vernachlässigt. — Wenn Volkmann in seinen »Nachrichten von Italien« berichtet: »Es ist etwas sehr Feierliches und »so zu sagen ein Fest in Florenz, wenn in dieser Kirche »(des heil. Johannes oder dem Battistero) Kinder ge»tauft werden:« so muß seit den sechzig Jahren, da er dieß niederschrieb, in dieser Beziehung eine bedeutende Veränderung in Florenz vorgegangen seyn. — Was ich sah, war Folgendes. — Der Täufling kam, auf dem

Schooße einer wohlgekleideten Frau, in einer eleganten Equipage angefahren, in einer zweiten saßen die Gevattern. Vor der Thüre des Battistero stieg man aus und begab sich in die Kirche. Der Täufling lag auf einem seidenen, mit Gold reich gestickten Kissen, wie denn auch das Gewand des Kindes reich mit Gold gestickt war. — Jetzt trat der Priester an den Taufstein, und die Gevattern stellten sich umher. Man reichte das Kind dem Priester hin, worauf er solchem, es mit dem einen Arme an sich drückend, mit der andern Hand das Gesicht wusch. Nun sprach er den Exorcismus, dann, in lateinischer Sprache, die Taufformel, taufte das Kind, und die Feierlichkeit war vorbei. Ich glaube kaum, daß das Ganze länger als fünf Minuten dauerte. Außer den Gevattern waren nicht über sechs oder acht Zuschauer gegenwärtig.

Eine Stunde des Vormittags brachte ich nun noch bei dem Prinzen Louis Bonaparte zu, bei welchem ich auch zu Mittag speis'te. Ich vermag das wehmüthige Gefühl nicht auszudrücken, welches mich, beim Abschiede von diesem liebenswürdigen Fürsten, den ich wohl schwerlich jemahls wieder sehen werde, überlief. Auch er schien nicht ungerührt zu seyn. Schon am Morgen hatte er mir seine sämmtlichen literarischen Werke geschenkt, die mir nicht nur einen großen Genuß ver-

ſchafft haben, ſondern auch lebenslang das theuerſte Andenken ſeyn werden, und dieſes ein um ſo heiligeres, da er mit eigener Hand in zwei derſelben einige mir ſehr ſchmeichelhafte Zeilen hineingeſchrieben hat. Aus dieſen Werken, vorzüglich aus den documens historiques sur la Hollande, kann man ſo recht den edeln, wahrhaft erhabenen Sinn des Prinzen erkennen. Ich glaube nicht zu viel zu ſagen, behauptend, daß in ihm ſich die menſchliche Natur im höchſten Adel zeigte *). Hier, wo ich gewiſſermaaßen von dem edeln Louis Napoleon Abſchied nehme, ſey es mir erlaubt, aus einem ſeiner

*) Sämmtliche Werke des vormaligen Königs Ludwig von Holland:

1. Marie, ou les Hollandaises. Troisième édition, revue et augumentée. III. Tomes. A Paris, chez Arthus Bertrand; à Londres, chez Berthoud et Weatley. 1815. 8.
2. Documens historiques sur la Hollande, par le Comte de St. Leu. III. Tomes. A Londres, chez Lackington etc. 1820. 8.
3. Mémoire sur la versification (bereits oben angeführt).
4. Essais sur la Versification, 2 Vol. in 8, contenant: l'opera de Ruth, la tragédie de Lucrece; ces deux pièces écrites en vers sans rime, et la comédie de l'Avare de Molière, reduite en vers de la même espèce.

Dieſes Werk empfing ich nicht von dem Fürſten, und ſchreibe den mitgetheilten Titel nur aus dem Werke Nr. 6 ab, wo derſelbe ſich zu dieſem Buche bekennet. — Folgende

Werke *) folgende Stelle mitzutheilen, weil sie so ganz und gar Zeugniß von seiner milden Denkungs- und Handlungsweise giebt. — »Nicht allein hinsichtlich des Continental-Systems war meine Meinung von der Ansicht Napoleons gänzlich verschieden, sondern in Allem, was Holland, was die Conscription, die Religion, den Krieg, den Handel u. s. w. betraf. — Ich habe mich vielleicht geirrt; doch hat die Erfahrung wohl, wie mich dünkt, bewiesen, daß, wenn meine Meinung befolgt wäre, Napoleon noch jetzt auf dem Throne säße.«

»Ich hatte gewollt, weil ein großer Staat nothwendiger Weise einen großen Einfluß auf andere Staaten ausüben muß, daß dieser Einfluß das Ergebniß der Freundschaft, der guten Behandlung, einer wechselseitigen Zuneigung und der Wohlthaten des Mächtigern gegen den Schwächern gewesen: — überhaupt, daß der Vortheil dieses mit seiner Zuneigung sich im Einklange gefunden.«

Sammlung von Gedichten ist übrigens als eine zweite Ausgabe des Essais sur la versification zu betrachten:

5. Poésies du Comte de St. Leu. II. Tomes. Florence, chez Guillaume Piatti.

6. Réponse à Sir Walter Scott, sur son Histoire de Napoléon, par le Comte de St. Leu, Louis Napoléon. Florence, chez Guillaume Piatti. 1831. 8.

*) Réponse à Sir Walter Scott etc. p. 84.

»Wie jeder Andere verabscheute ich den Fanatismus, die Unduldsamkeit, die Vorurtheile: aber ich hätte gewollt, daß Reformen in dem, was die Religion (das Wesentlichste von Allem) betrifft, allein mit Zustimmung der Kirche und ihres Oberhauptes vorgenommen wären.«

»Ich mochte in dem, was den Krieg und die Conscription angeht, Unrecht haben, denn ich gestehe, daß ich in diesen Beziehungen von meiner Kindheit an übertriebene Ideen hatte; welche jedoch die Erfahrung, weit entfernt, sie zu zerstören, nur bestätigt hat.«

»So gut als Andere freute ich mich eines Sieges: aber ich gestehe, daß der Anblick eines Schlachtfeldes auch bei einem Siege mir Schauder erregte, ja Ekel verursachte. — Auch selbst jetzt in vorgeschrittenem Alter begreife ich eben so wenig als im funfzehnten Lebensjahre, wie Wesen, welche sich für vernünftig ausgeben, und die nur vorübergehende Erscheinungen auf dieser Welt sind, das kurze Leben nicht dazu verwenden, sich zu lieben, einander zu helfen, und so ruhig, als möglich, die Tage zu vollbringen, — sondern, im Gegentheil, sich zu vernichten, als wenn die Zeit nicht schnell genug selbst dieses Geschäft übernähme.«

»Was ich im funfzehnten Jahre dachte, denke ich noch jetzt: Der Krieg und die Todesstrafe, welche die Gesellschaft zu verhängen sich an-

maaßet, sind nichts als organisirte Barbarei, eine Erbschaft aus dem Zustande der Wildheit, welche durch wohl ausgedachte Einrichtungen verkleidet und ausgeschmückt wurden, wie nicht weniger durch trügende Beredtsamkeit.«

»Ich theilte der Holländer richtige Ansichten über den Handel und die Rechte der Völker. Ich verlangte die Freiheit des ersten, und wollte ihn durch alle mögliche gerechte Mittel befördern. Hinsichtlich des Völkerrechts glaubte ich, daß die Freundschaft und die Verträge auf wechselseitigen Nutzen begründet seyn müßten, ohne alle Rücksicht auf die Verschiedenheit der Macht der contrahirenden Theile.« — So denkt, so spricht Louis Napoleon! —

Von dem Palaste des Prinzen Louis Bonaparte begab ich mich zu dem hinter dem Pallazzo Pitti befindlichen »Giardino di Boboli,« welcher Sonntags dem Publicum geöffnet ist, aber sehr wenig besucht zu seyn scheint. — Freimüthig gestehe ich es, daß ich auch den fast allgemein erkennbaren Geschmack des Publicums, Gartenanlagen zum Spaziergange langweilig zu finden, theile. — Zu einer Bewegung, die der Gesundheit vor-

theilhaft seyn soll, scheint mir das freie Feld, zu einer solchen, wodurch nur Vergnügen und Zerstreuung beabsichtigt wird, ein Vereinigungsort in der Stadt geeigneter. Nie werden die neuen Gartenanlagen zu Venedig die müssige Menge vom Marcusplatz, nie der Garten der Tuillerien, oder selbst die Elisäischen Felder, vom Palais Royal abziehen. So war denn der Garten der Boboli auch nur von wenigen einzelnen Spazierenden besucht, während sich die große Mehrheit des Volks auf den prächtigen Quais des Arno bewegte.

Der Garten der Boboli ist zum Theil noch im französischen Styl des le Nôtre erhalten, der so ganz eigenthümlich dazu paßt, die Architectur der die Gärten begrenzenden Paläste hervorzuheben und mit Statuen und Fontänen geschmückt zu werden, theils in neuern Zeiten durch Anlagen im Englischen, die Natur nachbildenden Geschmacke umgeschaffen. — Er ist von ansehnlicher Ausdehnung, enthält eine Menge beachtenswerther Kunstwerke, selbst, in einer Grotte, unvollendete Statuen Michel Angelo's (vier Gefangene) und bietet, da er sich, bis zur Stadtmauer hin, bedeutend in die Höhe zieht, eine wunderschöne Aussicht über Florenz und die Gegend dar. — Nach Untergang der Sonne begab ich mich wieder in die Stadt, wo ich in Gesellschaft eines jungen Neapolitaners, dessen Bekanntschaft ich im Gasthofe ge-

macht hatte, noch zu guter Letzt zwischen den Spazierenden am Quai und auf der Piazza del Granduca mich umhertrieb, wobei wir nicht versäumten, auch in ein Paar schön erleuchtete Kirchen zu treten, wo die Gläubigen dem Abendgottesdienst beiwohnten.

Die Theater habe ich auch in Florenz nicht besucht, da, um am Tage thätig seyn zu können, mir nächtlicher Schlaf Bedürfniß war. In Italien aber sitzt man in den Schauspielen um Mitternacht.

Seit länger als einem Jahrhundert haben Italiens criminalistische Schriftsteller, wie auch unser vaterländischer großer Rechtsgelehrter Mittermaier anerkennet*), auf die Ausbildung des Criminalrechts und der Criminalgesetzgebung in Europa den entschiedensten Einfluß gehabt. — Wer kennt nicht Beccaria's Werk dei delitti e delle pene und die Bewegung, welche es in ganz Europa veranlaßte? — Auch der jetzige Zustand der Criminalrechtswissenschaft zeigt, daß fortwährend Italiens criminalistische Schriftsteller einen ehrenvollen Platz in der Literatur behaupten, und daß ein Land, in

*) Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes; Band IV., S. 127.

welchem Carmignani, Romagnosi, Raffaele, Laurea und Nicolini wirksam sind, auch in dieser Beziehung werth sey, die Augen der Rechtsgelehrten und Gesetzgeber auf sich zu ziehen; wie denn überhaupt derjenige in dem tiefsten Irrthume befangen ist, der da glaubt, daß Italien jetzt arm an großen Geistern und ausgezeichneten Schriftstellern sey.

Ich hatte es versucht den Entwurf eines Strafgesetzbuchs abzufassen, in welchem keine Todesstrafe als Strafmittel aufgeführet ist, überzeugt, daß diese zur Verhütung der Verbrechen nichts beitragen könne, dahingegen (wie die Erfahrung lehrt) die erste Veranlassung zu Mordgedanken zu geben vermöge: denn so ist leider die menschliche Natur beschaffen, daß Hinrichtungen und Blutvergießen nicht abschreckend, sondern ansteckend wirken. Die französische Revolution hat diesen schon bekannten Satz deutlich bewiesen. Hierbei hatte ich vorzüglich die Gesetzgebung des unsterblichen Peter Leopold, Großherzogs von Toscana, nachherigen Kaisers der Deutschen, vor Augen gehabt, welcher durch das Gesetz vom 30sten November 1786 die Todesstrafe, nachdem sie in Toscana schon seit vielen Jahren nicht zur Anwendung gekommen, förmlich abschaffte. So mag es denn nicht unpassend erscheinen, hier einige Mittheilungen über diesen wichtigen Gegen-

ſtand folgen zu laſſen *). — Einige nehmen irriger Weiſe an, der Großherzog habe Urſache gehabt, die große Milde ſeiner Strafgeſetzgebung zu bereuen, und daß ſein Syſtem die Zahl der Verbrechen, insbeſondere der Mordthaten, vermehrt habe. Peter Leopolds Geſetz war keine plötzliche Neuerung, durch Voltaire's und Beccaria's Schriften und durch den Wunſch als ein philoſophiſcher Regent — in dem Sinne, welchen man mit dieſer Benennung damahls verband — zu erſcheinen, hervorgerufen. Seit dem Jahre 1765 hatte der edele Fürſt im Stillen eine vergleichende Prüfung der neuen und alten Lehre angeſtellt, und ſich ſo durch die Erfahrung überzeugt, daß die Abſchaffung der Todesſtrafe, im Zuſammenhange mit ſeinem ganzen Regierungsſyſteme, eine nützliche Maaßregel ſey. — Dieſe Regierung, in welcher keine Blutrache, keine die Menſchheit empörenden Strafen, keine Tortur erforderlich waren, brachte ein Phänomen hervor, welches, als einzig in den Annalen der Weltgeſchichte, allein ſchon hinreichen würde, das Andenken Leopolds als eines der größten Wohlthäter

*) Das Folgende größtentheils nach des Ritters Carmignani, Profeſſors der Rechte zu Piſa, brieflichen Mittheilungen, in Mittermaiers angef. Zeitſchrift Band II., Heft 2. 3. S. 385.

der Menschen der Nachwelt zu überliefern und die Aufmerksamkeit aller Jahrhunderte auf eine Regierung zu ziehen, in welcher, was der Fabel vom goldenen Zeitalter anzugehören scheint, ins Leben treten konnte. Der schon ein Paar Mahl von mir erwähnte Parlaments-Präsident Dupaty, der nach 1786 in Toscana reis'te, war Zeuge der Thatsache *), daß die Gefängnisse in Toscana schon drei Monate lang leer von Verbrechern und Angeklagten waren. — Wie bewirkte dieses der edele Fürst? — Für sich war er sparsam; aber keine Summe war ihm zu groß, wenn es darauf ankam, durch wohlthätige Anstalten das Beste seiner Unterthanen zu befördern, für welches selbst zu wachen, er unerläßliche Pflicht des Regenten achtete. »Wenn die Sonne« — sagt Dupaty in dem fünf und zwanzigsten Briefe, an den Marquis von Marnesia — »über den Staaten dieses Fürsten aufgeht, so regiert sie schon der Fürst. Um sechs Uhr des Morgens hat er schon viele Thränen getrocknet. Seine Staats-Secretäre sind bloße Schreiber.« — In diesem Glücke lebte Toscana, so lange der waltende Genius Leopold in ihm weilte. — Er wurde zum Kai-

*) Briefe über Italien, übersetzt von G. Forster, Band I. S. 105.

serthrone berufen. — Die Unruhen in Belgien, die französische Revolution verstimmten ihn schon sehr, und kaum war er nach Wien abgereis't, so zeigten sich auch in Toscana, besonders in Pistoja, Prato und Florenz, Volksbewegungen. Und wogegen empörte man sich? — Gegen den so wohlthätig gewordenen freien Getreidehandel, der den Landgütern erst Werth gegeben und Wohlhabenheit bei dem Bauernstande verbreitet hatte, und nebenbei gegen Bestrebungen Aufklärung unter dem Volke verbreiten zu wollen. — Der städtische Pöbel verlangte Getreidesperren und wohlfeile Preise, nicht bedenkend, daß der Wohlstand des platten Landes auch den der Städte zur Folge hat, mit jenem aber auch diese verarmen. — Die Nachricht von diesen Unordnungen verletzte tief Leopolds Gemüth. Schon befangen durch die ungeheuren Fortschritte der französischen Revolution, durch die Qualen seiner königlichen Schwester in Versailles, betrachtete er die Bewegungen in Toscana von dem größern, mehr Verwickelungen darbietenden Schauplatze, auf den er, jetzt Herrscher über eine große Monarchie, von der Vorsehung gestellt war, nicht mit der Ruhe, mit welcher er sie in Toscana angesehen haben würde, und indem er mehr einer augenblicklichen übeln Laune als seinen alten bewährten Regierungsgrundsätzen folgte, erließ er das Gesetz vom

30sten Juni 1790, durch welches er für Verbrechen gegen die bestehende Regierung die Todesstrafe wieder einführte.

Toscana hatte nicht mehr in seinen Grenzen einen Peter Leopold, der, als man einst in seiner Gegenwart bedauerte, daß seine Staaten nicht größer wären, ausrief: »Ach, es giebt noch Unglückliche in meinen Staaten genug!«

Unter Leopolds Nachfolger, Ferdinand III., wurde, durch die Reform vom 30sten August 1795 jener Abänderung eine noch größere Ausdehnung gegeben, und in Beziehung auf noch mehrere Verbrechen, also man darf sagen im Allgemeinen, die Todesstrafe wieder eingeführt. Nicht, daß dieses der überhand genommenen Verbrechen wegen erforderlich gewesen wäre, sondern aus einer Reaction mehrerer harter Tadler der Regierungs-Maximen Leopolds, denen die untergeordnete Stellung, auf welcher sie unter diesem Selbstherrscher sich befunden, keineswegs zugesagt hatte. — Der Ritter Carmignani berichtet in dieser Hinsicht Folgendes. — Die der Todesstrafe günstige Meinung gewann durch ein sonderbares Zusammentreffen im Rathe des Fürsten die Oberhand. Manfredini bekannte sich zu ihr, weil er dem Adel — der in ihr einen Schutz seines Eigenthums und seiner Privilegien erblickte — keinen

Anstoß geben wollte und weil der ausgezeichnete Geschichtschreiber und Dichter Pignotti, sein intimer Freund, dieselbe Meinung theilte. Ceratti that es aus Haß gegen die Grundsätze Leopolds, und Vanuzzi, der den größten Antheil an der Reform hatte, theilte jene Meinung als ein Schüler Lampredi's, der in dem Streite über die Todesstrafe sich zu ihren Vertheidigern gesellet. — Der Advocat Leonardo Lullani, damahls Regierungs-Auditor zu Livorno, der mit einem Muthe, welcher sein Andenken ehrt, als Organ und Vertreter der Meinung der gelehrtesten und erfahrensten unter Toscana's Magistratspersonen aufgetreten war, vermochte, so hoch ihn auch Ceratti schätzte, nicht die Gewalt so vieler Interessen zu überwinden, da alle wie verschworen waren, die Sache des Schreckens zu vertreten. — Dieses der wahre Hergang der Sache, daher denn auch die Einleitung zu der Reform vom 30sten August 1795, durch welche die Todesstrafe wieder eingeführt wurde, keinen tauglichen factischen Grund für die Nothwendigkeit einer solchen rückwärts schreitenden Veränderung anzugeben wußte. Diese Einleitung führt als Grund der Veränderung an, »daß einige Schlechtgesinnte die Milde der Strafen gemißbraucht hätten und fortwährend mißbrauchten.« — Hier frägt Carmignani mit Recht: »Wie konnten sie sie mißbrauchen? — Waren sie be-

straft worden, so mußten sie zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt worden seyn, und in diesem Zustande konnten sie doch keine Verbrechen ferner begehen. — Waren sie nicht bestraft worden, so war dieses nicht unterblieben, weil die Strafen nicht streng, sondern weil es nicht gelungen war, sie zu entdecken oder zu überführen." — Ein Argument, welches, dünkt mich, unwiderleglich ist. Was war aber der Erfolg der wieder eingeführten Todesstrafe? — Es zeigte sich keine Verminderung desjenigen Verbrechens, gegen welches sie vorzüglich Schutz gewähren sollte, nämlich der Tödtung. Ja, die Anzahl der Tödtungen vermehrte sich noch. Alles dieses hat Carmignani durch Zahlen auf das genaueste dargewiesen. — Also auch hier wieder der Beweis, daß Verbrechen nicht durch eine vermehrte Härte der Strafgesetze, sondern durch eine in jeder Hinsicht gute Regierung verhindert werden. — Man schaffe möglichst dem Volke die Mittel, wenigstens nicht zu darben, und übe eine tüchtige Polizei: und der Verbrechen werden wenigere erscheinen. — Was übrigens die Anwendung des Gesetzes anbetrifft, so wurde die Todesstrafe vom 20sten August 1795 an, der Epoche seiner Publication, bis zum April 1799, wo die Großherzogliche Regierung auf eine Zeitlang aufgehoben ward, und vom Juli 1799 bis zum December 1800, in wel-

cher Zwischenzeit sie sich wieder in dem Besitze ihrer Macht befand, in Toscana nie in Ausübung gebracht; ja es war nicht einmahl ein Scharfrichter im Lande. So sehr widerstrebte das milde Gemüth des Großherzogs Ferdinand III. der auf dem Papier hergestellten Gesetzgebung. Auch während der Existenz des Königreichs Hetrurien, nach dessen Criminal-Codex vom 28sten März 1807 die Legislation hinsichtlich der Todesstrafe und des Begnadigungsrechts des Fürsten keine wesentliche Veränderung erlitten hatte, wurde die Todesstrafe nicht in Anwendung gebracht.

So wie das Gesetz, welches die Todesstrafe zurückrief, die Tödtungen nicht vermindert hatte, so waren sie aber auch durch die Begnadigungen der Verurtheilten — die beim Morde stets die Todesstrafe zu lebenslänglicher Kettenstrafe verwandelte — nicht vermehret worden. Das Verhältniß blieb stets im Allgemeinen dasselbe. — Niemand beklagte sich, daß Leben und Eigenthum in Toscana nicht hinlänglich gesichert seyen.

Im Mai 1808 wurden die französischen Gesetze in Toscana bekannt gemacht. Die erhabene Schutzwehr, die man dem Leben und dem Eigenthume durch öffentliche Hinrichtungen zu gewähren vermeint, wurde durch die französischen Gesetze dem Lande Toscana im hohen Grade verliehen. Drei Guilloti-

nen wetteiferten um den höheren Grad der Thätigkeit. — Was war die Folge dieser energischen Handhabung der strengsten Gesetze? — Schwere Verbrechen der Uebelthäter von Profession nahmen in eben dem Verhältnisse zu, als mehr Blutopfer fielen. Ja in der Nähe der thätigsten Guillotine bildete sich eine gefährliche Verschwörung gegen die Regierung. — So gewiß ist es, daß Hinrichtungen gar nicht die Wirkung haben, welche die Mehrheit der Menschen von ihnen vermuthet.

Im Jahre 1814, zur Zeit der Restauration, wurde das Gesetz von 1795 mit allen übrigen Gesetzen des Großherzogthums wieder ins Leben gerufen, aber auch zugleich die Milde in ihrer Anwendung, und Alles trat wieder in das frühere Verhältniß der öffentlichen Sicherheit zurück. Nur ein Räuber, der unter der Herrschaft der Guillotine vierzehn grausame Mordthaten begangen, wurde aufgehängt. Da aber von 1765 bis 1816 Niemand mit dem Galgen bestraft war, so quälte der Henker, aus Mangel an praktischer Gewandheit, den Verurtheilten so sehr, daß das Mitleid des Volks rege wurde. Dieser Umstand war die Veranlassung des Gesetzes vom 29. August 1817, welches die Todesstrafe durch Enthauptung an die Stelle des Galgens setzt.

Die entscheidenden Bemerkungen, welche der Ritter

Carmignani über den gegenwärtigen Zustand in Toscana, hinsichtlich der Todesstrafe, mittheilt, sind:

1) daß sie nur höchst selten zur Anwendung kömmt;
2) daß der Uebergang von der Anwendung der Todesstrafe zu ihrer Abschaffung auf die Willensbestimmung der Verbrecher keinen Einfluß ausübt und ihre Anzahl nicht vermehrt, diese vielmehr immer diejenige bleibt, die in der Natur der Verhältnisse begründet ist, oder die durch eine schlechte Verwaltung hervorgebracht wird;
3) daß die allgemeine Meinung der Todesstrafe entgegen ist, da die Betrachtung Allen nahe genug liegt, daß in einem Lande, in welchem von 1765 bis 1808 man so sicher und ruhig, als es die gesellschaftliche Natur der Menschen mit sich bringt, ohne Todesstrafe leben konnte, es kein Wunder wäre, wenn man auch in Zukunft eben so sicher und ruhig ohne diese Strafe leben könnte.

Diese Bemerkungen des Ritters Carmignani bestätigt denn auch die Erfahrung der Gegenwart. Gerade in Toscana ist man in Italien am sichersten, und doch sind hier harte Strafen höchst selten. Aber die Regierung ist hier vortrefflich. — Eben dieses muß man von dem lombardisch-venezianischen Königreiche sagen; auch wird Niemand die östreichischen Gesetze der Grau-

samkeit, besonders in ihrer Anwendung, beschuldigen, und doch, so behauptet man noch jetzt, ist die Sicherheit auf den Heerstraßen und Nebenwegen im meiländischen, besonders in der Nähe der Gebirge, nicht vollkommen und läßt zu wünschen übrig. Die Ursache hiervon, dünket mich, kann nur in mangelhaften Policeianstalten auf dem platten Lande liegen; denn die Räuber sind gewöhnlich sogenannte Dilettanti, d. i. Landleute, die das Räuberhandwerk nebenbei in müssigen Stunden betreiben. In der Milde der Strafen, denn diese bestimmt das Strafgesetzbuch nicht unangemessen milde, gewiß nicht. So viel scheint mir aber gewiß zu seyn, daß die Strafe der strafbaren Handlung schnell folgen müsse, wenn sie Eindruck machen soll, und scheint es mir daher angemessen zu seyn, wenn man Straßenräuber, die auf der That ertappt werden, wo also der Thatbestand keinen Zweifel haben kann, als offenbare Feinde behandelt, und sie von Stand-Gerichten verurtheilen läßt.

Auf diese Mittheilungen ernster Art mögen einige ziemlich triviele Bemerkungen folgen, welche jedoch vielleicht für künftige Reisende einigen Nutzen haben können.

Herr Nicolai erzählt in seinem »Italien, wie es ist« (Bd. I. S. 134) bei Gelegenheit seiner Abreise von Florenz: »Sehr heitern Sinnes und nun schon an »Uebertheurungen gewöhnt, zahlten wir ohne Aerger dem »Wirthe« — Hôtel d'Angleterre bei Schneiderff — »620 Paoli (etwa 62 Piaster), und außerdem 20 »Piaster an Trinkgeld für die Bedienung. Für das »Heruntertragen des Koffers und einiger Kleinigkeiten »mußte *) dem Facchino ein Piaster bezahlt wer»den.« — Hier gestehe ich gern, daß Herr Nicolai mit seiner Reisegesellschaft ausgezeichnet vornehm behandelt wurde, und sich auch auch, für eine Bedienung von drei Tagen zwanzig Piaster Trinkgeld gebend, ausgezeichnet genereus bezeigt hat. — Ein Fürst hätte nicht mehr zu geben nöthig gehabt. — Die 83 Piaster, welche allein der Gasthof kostete, betragen nämlich nicht weniger als 166 Gulden Conv. Geld, den Piaster nur zu einem Conventions-Thaler oder zwei Gulden gerechnet **).

Ich wohnte in einem äußerst anständigen Gasthofe, dem Hôtel Suisse (oder Pensione Suizzera), dem Pal-

*) Ich bezahlte für solche Dienstleistung gewöhnlich einen Paolo.

**) Genauer ist ein spanischer Piaster = 1 Thlr. 9 Sgr. 2 Pf. Conv. Geld.

lazzo Strozzi gegenüber, und also nicht weit von dem Ponte della trinità, der besten Gegend der Stadt. In diesem Gasthofe hatte ich in der belle étage ein sogenanntes „Apartamento," d. i. ein Zimmer ohne Bett mit einem daneben befindlichen Schlafzimmer, beide geräumig und sehr gut möblirt. Für diese zwei Zimmer gab ich täglich fünf Paoli oder einen halben Piaster; für den Mittagstisch an der Wirthstafel, wo ich das Vergnügen hatte, in einer gebildeten Gesellschaft von Fremden und Einheimischen zu speisen, und wo man vollkommen mit den Gerichten zufrieden seyn konnte, ebenfalls fünf Paoli. Rechne ich nun eben so viel für Frühstück und Abendbrod — welches beides ich in einem Caffee zu nehmen pflegte — so betrug der Aufwand im Gasthofe täglich 1½ Piaster oder 3 Gulden. — Da nun die Reisegesellschaft des Herrn Nicolai aus vier Personen bestand, so würde deren Rechnung im Hôtel Suisse für den Tag 12 Gulden, und mithin für drei Tage, welche sie in Florenz verweilten, 36 Gulden betragen haben. Ich zahlte für fünf Tage zwei Piaster oder vier Gulden Trinkgeld. Hätte Herr N. für drei Tage drei Piaster oder sechs Gulden gegeben, so war dieses völlig hinreichend. — Nach dieser Berechnung hätte die Reisegesellschaft des Herrn N., im Hôtel Suisse logirend, und N.B. Alles auf italiänische Weise

zum Voraus bedingend, ſtatt 166 Gulden, nur 36 Gulden bezahlt; und mithin allein in Florenz binnen drei Tagen 130 Gulden erſpart. Für jenen Preis hätten ſie aber zwei Wohnzimmer und zwei Schlafzimmer haben können.

Ich bemerke noch, daß die Zimmer im Hôtel Suisse von eben ſo guter Beſchaffenheit ſind, als die zu Braunſchweig in den beſten Gaſthöfen, und daß die Tafel völlig angemeſſen beſetzt war.

Ich bin auch überzeugt, daß in dem Gaſthofe des Schneiderff, der allerdings der erſte in Florenz iſt, unſern Reiſenden nicht bedeutend mehr als im Hôtel Suisse bezahlt haben würden, hätten ſie auf gut italiäniſch die Preiſe zum Voraus feſtgeſetzt. Dieſes iſt nun einmahl in Italien üblich, und Jeder, der ſein Geld nicht wegzuwerfen beabſichtigt, richte ſich nach dieſer, freilich nicht lobenswerthen Landesſitte.

Ich war mit der Aufführung des Vetturins, deſſen ich mich von Padua bis Florenz bedient hatte, ſo zufrieden, daß es mir nur angenehm ſeyn konnte, als er ſich erbot, mich auch nach Rom zu fahren. Da ich langſam zu reiſen beabſichtigte, um die Gegend einigermaaßen kennen zu lernen, ſo wurden wir einig, daß wir

vier Nachtquartire nehmen, und also fünf Tage unterweges seyn wollten. Auch ist Rom von Florenz drei und zwanzig Posten oder ungefähr sechs und vierzig deutsche Meilen entfernt, der Weg aber, obwohl eine trefflich unterhaltene Chaussee, der Gebirge wegen beschwerlich genug. — Am fünf und zwanzigsten Mai, früh Morgens, verließ ich, und zwar in Gesellschaft von zwei Reisegefährten, mit denen genauere Bekanntschaft zu schließen ich nunmehr fünf Tage Zeit hatte, Florenz. Eben hierin hatte mein Vetturin einen eigenthümlichen Tact, daß er gute Reisegesellschaft aufzutreiben wußte; dessen er sich dann aber auch von Zeit zu Zeit zu rühmen nicht verfehlte. Ich kann nun zwar eben nicht behaupten, daß die Reisegesellschaft dieses Mahl vorzüglich anziehend gewesen wäre, ich vermisste den Conte Marulli, der schon vor einigen Tagen nach Rom abgereiset war, nicht wenig; aber ich hatte auch gar keine Ursache, unzufrieden zu seyn. — Neben mir saß ein junger Schottländer, der in seinem Vaterlande vor mehreren Monaten einen heftigen Sturz mit dem Pferde, das ihm beim Aufspringen Gesicht und Brust verletzt, zu thun das Unglück gehabt hatte, und der sich jetzt von den Folgen dieses Unfalls in Neapel herzustellen gedachte. Er sprach sehr gut französisch, da er, ein Katholik, seine Erziehung in einer Pensions-Anstalt zu Paris

erhalten hatte. Schon ſein Bruſtübel machte ihn ſchweigſam, und er wurde nur heiter, wenn ich mit meinem zweiten Reiſegefährten, der gegen uns über Platz genommen, ſcherzte. Dieſer war ein Franciscaner-Mönch, der auf den Befehl des Generals ſeines Ordens zu Rom ſich dort hin in das Kloſter S. Pietro in montorio begab, ſich zu einer Miſſion in den Orient, um welche er dringend gebeten hatte, vorzubereiten. Jeruſalem war jetzt ſein Hauptgedanke, und das heilige Grab zu verehren das Ziel ſeiner Wünſche. Er hieß Auguſtino Pesce, mochte ungefähr acht und zwanzig Jahr alt ſeyn, und war ein vollkommen ſchöner Mann. Schade, daß ihm, als Franciscaner, ein Bart nicht zierte. Er war von der heiterſten Laune, mit Allem zufrieden und ſo dienſtfertig als möglich. Wir wurden ſo gute Bekannte, daß ich ihn zu Rom in ſeinem Kloſter und er mich dort in meinem Quartier beſuchte. Er war mir Beweis, wie wenig der Menſch bedarf, wenn er ſich auf das Nothwendigſte beſchränkt; denn außer dem bekannten Gewande von brauner Wolle, welches er auf dem bloßen Leibe trug, ohne Strümpfe und Schuhe, führte er nur ein Körbchen bei ſich, in welchem, außer ein paar Taſchentüchern, nur ein kleiner Vorrath von Schnupftabak befindlich war, den er ſehr zu lieben ſchien. Padre Auguſtino hatte keine bedeutende Stu-

dien, auch nicht einmahl in der Theologie, gemacht; aber er war redlichen und wahrhaft menſchenfreundlichen Gemüths, und die vollſtändigſte Seelenruhe gab ſeinem regelmäßig-ſchönen Geſichte ſtete Heiterkeit. Eine etwas ſchwärmeriſche deutſche Schöne wäre in ſeiner Nähe gewiß nicht unempfindlich geblieben. Mit der größten Unbefangenheit erzählte er mir, daß er mehrmahls zu Florenz gemahlt ſey, und daß ſein Bild nach England geſandt worden. Es kann ſich der geneigte Leſer leicht denken, in welchem beſchränkten Kreiſe ſich die Unterhaltung bewegte, die ſchon deßwegen nicht allgemein werden konnte, da der Franciskaner nur italiäniſch ſprach, der Schottländer aber, außer ſeiner Mutterſprache, die ich nicht ſpreche, nur franzöſiſch, obwohl er italiäniſch zu verſtehen begann. Die Langeweile zu vertreiben, blieben denn kleine Scherze mit dem Mönche nicht aus. So verſicherten wir ihm, daß wir jetzt nicht ferner Zweifel hegten, daß Fiſche — Pesci — dem heiligen Antonio andächtig zugehört hätten: es ſeyen dieſes wahrſcheinlich Mitglieder der Familie Pesce, zu der er gehörte, geweſen. — Auch luden wir ihn bisweilen ein, einem hübſchen Mädchen die Hand zu geben, welches er aber, wie eine Jungfrau erröthend, verweigerte. — Es mochte acht Uhr ſeyn, als wir zu der Porta romana hinausgefahren. — Nicht lange währte es, ſo zog ſich der

Weg in die Gebirge, Zweige des Apennin, der nicht sowohl Italien »theilt,« (parte) wie der Dichter sagt, sondern es, in der eigentlichen Halbinsel, fast ganz und gar erfüllt. Der Weg geht stets bergauf und bergab; unzählige Mahle mußte der Hemmschuh (la scarpa) angelegt und abgelegt werden; an Ebenen ist nicht zu denken. Vulcane müssen hier in frühern Zeiten äußerst thätig gewesen seyn, denn vulcanischer Tuff und Basalt kömmt zwischen den Kalkgebirgen sehr häufig vor; wie denn auch eben der Basalt das Material zu dem Wegbau liefert. — Hügel und Thäler sind vortrefflich angebaut: Kastanien, Weinreben, von Ulme zu Ulme in Festons hängend, Oliven, Getraide, wechseln in schönster Mannigfaltigkeit ab, und wo das Auge hinblickt, sind Landhäuser. Die Berge sind gewöhnlich mit den Ruinen alter Burgen gekrönt, die, oft noch wohl erhalten, die Gegend noch mahlerischer machen, als sie schon durch Fernsichten, wundersame Bergformen und fremdartige Vegetation dem Nordländer sich darstellt. Auf einem Berge bemerkte ich die Ringmauern und Thürme einer längst nicht mehr vorhandenen Stadt. Feldbau war jetzt da, wo vor Jahrhunderten Menschen gewohnt hatten. Auf solchem Wege kamen wir gegen Abend nach Siena, und hatten also fünf Posten, bei einem Mit-

tagsaufenthalte von drei Stunden zu Poggibonzi, geſchwind genug zurückgelegt.

In Siena wohnten wir ſehr gut in dem Gaſthofe le Arme d'Inghilterra, und durchſtreiften alle drei, nach dem nur zu reichlichen Abendeſſen, noch wohl eine Stunde lang Plätze und Straßen der weitläuftigen alterthümlichen, auf Hügeln und in Thälern gelegenen Stadt.

Am andern Tage (26. Mai) ſtand ich recht früh auf, um die Zeit zur Beſichtigung Siena's zu benutzen. Zuerſt ging es zum Markt, der die wunderbarſte Geſtaltung von der Welt hat. Seine Fläche gleicht nämlich dem Innern einer ovalen Muſchel. Zwei Drittel des Umfangs dieſes concaven Platzes ſind erhaben und mit großartigen Paläſten beſetzt; die Mitte iſt vertieft, und dieſes iſt auch diejenige Seite, wo das alterthümliche Rathhaus prangt. Die Mitte der ungeheuern Muſchel, die fünfhundert Schritt im Umfange hat, ziert der berühmte Brunnen des Jacopo della Quercia, der eben nach dem Brunnen den Beinamen della fontana erhalten hat. Man erblickt an ihm eine Menge von Statuen: die theologiſchen Tugenden, Adam und Eva u. ſ. w. Von dieſem wunderlichen Platze aus führen, wie Strahlen aus einem Centrum, Straßen in alle

Gegenden der Stadt, bergauf und bergab, doch gut mit Marmor oder Backsteinen gepflastert und meistentheils fahrbar. — Jetzt ging ich zur Cathedrale, zu welcher man von einem ziemlich großen Platze auf Marmorstufen emporsteigt, wodurch das majestätische, mit einer Kuppel überthronte Gebäude noch mehr in die Augen fällt. Die Kirche hat eine Länge von 330 Fuß und ist im gothisch-byzantinischen Styl von weißem und schwarzem Marmor aufgeführt. — So prächtig und sehenswerth das Ganze ist, so übertrifft doch Alles der marmorne Fußboden, den man in ganz Italien, und vielleicht nicht auf der ganzen Erde, von solcher Schönheit und Vollkommenheit findet. Es sind hier Geschichten des alten und neuen Testamentes durch Einlegungen von weißem, grauem und schwarzem Marmor in ganz vortrefflichen Zeichnungen auf das kunstreichste dargestellt. Wo es erforderlich schien, erhöhte man noch die Schatten durch Schraffirungen, welche mit einer schwarzen steinharten Materie ausgefüllt wurden, so wie man es in alten Elfenbein-Arbeiten findet. Wer dieses Kunstwerk zu sehen versäumte, hat zugleich versäumt, das Schönste in seiner Art kennen zu lernen. Die Cartons der Darstellungen, an welchen mehrere große Meister von 1424 bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts arbeiteten, sind noch zu Siena vorhanden. — Ob-

wohl es noch früh am Tage, so war die Kirche doch schon mit Gläubigen erfüllt, und Signor Augustino war schon im Stande, eine Messe zu hören. — Die einen äußerst feierlichen Anblick gewährende Kirche ist reich an Sculpturen von Michel Angelo, Danatello und Bernini, und an Gemählden von Perugino, Calabrese und Carlo Maratti. Dieß ist eben der große Vorzug Italiens vor allen Ländern der Welt, daß, wo man hinkömmt, die Kunst ihre Herrlichkeiten ausgespendet hat.

Die merkwürdige Stadt fasset jetzt nur zwanzigtausend Einwohner, sie besitzt eine Universität, und ist durch ganz Italien, der edelsten toscanischen Mundart wegen, die hier herrscht, berühmt. Siena wäre eines Aufenthalts von eben so viel Tagen werth, als ich ihr Stunden schenken konnte. Um zehn Uhr fuhren wir aus der prachtvollen Porta romana weiter.

Wie subjectiv die Beobachtungen zu seyn pflegen, davon erlaube ich mir hier ein kleines Beispiel anzuführen. — Bei Gelegenheit seines Aufenthalts zu Siena liefert Herr Nicolai einen kurzen Artikel unter der Aufschrift: »Italiänische Dankbarkeit«*) mit folgender Bemerkung: »Nie danken sie« — die Postillone — »so wie wir überhaupt, den ehrlichen

*) A. a. O. Seite 136.

»Mann in Venedig ausgenommen, noch von keinem »Menschen ein Wort des Danks gehört haben. Es »ist dieses gewiß höchst charakteristisch, und eben so sehr »daß ein Postillon, wenn man seine Habsucht befriedigt »hat, nicht »ich danke« sagt, sondern, daß er statt des»sen dem Geber eine glückliche Reise wünscht.« — Mit Postillonen habe ich in Italien nichts zu schaffen gehabt, doch habe ich von allen Seiten gehört, daß sie auch mit den bedeutendsten Gaben nicht zufrieden sind. — Warf sich doch einer dieser Habsüchtigen und leidenschaftlichen Menschen, der von dem berühmten Verfasser der »tutti frutti« nicht genug empfangen zu haben glaubte, vor den Rädern des abfahrenden Wagens, hin, wo er beinahe gerädert wäre. — Dagegen kann ich versichern, daß ich sehr viel äußere Danksagungs-Bezeugungen in Italien beobachtete. — »Mille grazie!« ist ein gewöhnlicher Ausruf, der mit einem Händekuß begleitet zu seyn pflegt. Erfolgt dieser auch nicht in natura, so mag doch wohl kaum ein Tag hingehen, daß man das: baccio le sue mani« nicht öfter vernehme. Ein ganz eigenthümliches Winken mit der Hand, gleichsam als wollten sie Jemand wegweisen, ist das Danken der Frauen, so wie das der Kinder, daß sie ihre eigenen Fingerspitzen küssen und die Küsse gleichsam zuwerfen. Auch die empfangene Gabe küssen sie, wobei sie so zärt-

lich dankend, möchte ich sagen, mit ihren schönen großen Augen aufblicken, daß man nicht ohne Rührung bleiben kann. Ob alle diese Danksagungen vom Herzen kommen, ist eine andere Frage. Häufig, besonders wenn die Gabe mit Theilnahme und Wohlwollen gereicht wird, ist dieses aber gewiß der Fall.

Der Weg von Siena nach Ricorsi (26. Mai.) führt Anfangs zwischen Hügelketten hindurch, dann erhebt er sich hoch hinauf zu dem Kamme des in dieser Gegend recht starren Apennin. Die ganze Umgegend ist hier wüst und öde; die Aussichten in die Thäler und Schluchten, zuweilen auch in die Ferne hin, sind dann gräßlich und schauderhaft, dann wiederum entzückend und prächtig. Die Gebirgs-Erhebungen bestehen größtentheils aus vulcanischem Tuff, hin und wieder aus Basalt. Selbst jetzt scheint in dieser Gegend der unterirdische Brand noch fortzudauern, denn noch im Jahre 1798 litt Siena und die Nachbarschaft Schaden durch Erdbeben. Wo man hinschaut spricht die Gegend ihren Ursprung aus: die ganze Kette wurde aus der ewigen Tiefe durch unterirdische Kräfte emporgehoben. — Ricorsi, wo wir die Nacht zubrachten, liegt hoch auf dem Apennin in einer unheimlichen Gegend. Es war naß-

kalt, ungefähr wie im Spätherbſt zu Schierke oder Hohegeis auf dem Harz. Wie vermißte ich mein liebes gaſtliches Brockenhaus hier auf dieſem Gebirgskamme! Wie die Sorgfalt der gräflichen Cammer zu Wernigerode, den alten ehrlichen Gerlach, meinen gaſtlichen Brockenwirth, und überhaupt deutſche Ordnung und Reinlichkeit. Es war hier genau wie es Herr Nicolai ſo oft geſchildert hat. Nichts fehlte als Flöhe und Wanzen, die auch hier nicht erſcheinen wollten. — Wir mußten ziemlich bei trocknem Brodte hungern. An Milch oder Butter war nicht zu denken. Nur Wein, und immer wieder Wein, vor welchem ich nun einmahl einen Abſcheu habe. — Glücklicher Weiſe erinnerte ich mich noch zweier Tafeln Chocolate, die ich, um ſie leicht zur Hand zu haben, im Huthfutterale untergebracht hatte. — Wir ließen ſie unter unſerer Aufſicht kochen, und ſo kam ich wenigſtens in einen Zuſtand, der nicht vollkommen mehr Hunger war, und hatte Hoffnung etwas ſchlafen zu können. Auf meinem Zimmer war kein Tiſch, an der Thür weder Schloß noch Riegel, in den Fenſtern fehlte die Hälfte der Scheiben. — In einer mir nahen Kammer hauſ'te die Gemahlinn eines Diplomaten, die auf einer Reiſe nach Neapel begriffen war, mit ihrer Kammerfrau und ein Paar Kindern. Deutlich konnte ich vernehmen, wie ſie ſich einander in franzöſiſcher

Sprache ihre Noth klagten. — Eine Nachttoilette mochte ich hier nicht machen; ich ließ uneröffnet meinen Nachtsack, wickelte mich in meinen treuen Mantel, stieg zu dem Bette empor, welches wenigstens die gute Eigenschaft hatte hart und eben zu seyn, und der schönste Schlaf entzog mich allen Entbehrungen.

Früh Morgens (27. Mai.) ging es weiter, nachdem wir mit der fremden Dame, die auch mit einem Vetturin, aber in eigenem Wagen, reis'te, auf dem Vorplatze der Zimmer zugleich unsern Kaffee genommen und mit ihr über unsere jetzige Lage einige Worte gewechselt hatten. — Es ging noch höher empor und nach anderthalb Stunden waren wir zu Radicofani, einer kleinen Stadt am Abhange des Apennins mit einem alterthümlichen Castell auf dem Gipfel des Berges. Radicofani ist das alte Junnias und der Berg, an dem es liegt, der Mons Junniatus. Dicke Wolken lagerten auf der Stadt, während die Morgensonne das Castell vergoldete. Sowohl die Form der Häuser als die Tracht ihrer Bewohner erinnerte an die Gebirgsschluchten der Schweiz. — Doch hier ist Alles vulcanisch: allenthalben Felsen von Tuff, Basalt und Lava. Unzählige Mahle wurde der Hemmschuh an- und abgelegt, und noch immer wollte es nicht recht ernstlich bergunter gehen. Der sich gleich einer Schlange durch Italien krümmende und

windende Appennin, war jedoch, seinem Kamme nach, bald wiederum überschritten. — Zur Linken erblickt man sodann auf dem Gipfel eines Berges — denn in dieser Gegend liegen Städte, Flecken und Dörfer auf den Anhöhen, nie in den Thälern — den seiner Bäder wegen berühmten Ort Chianciano und die Stadt Chiusi, das alte Clusium, wo Porsenna, König dieser Gegend, die aus Rom entflohenenen Tarquinier aufnahm. Welche Erinnerungen! — Rom und Clusium; — beide existiren noch!

Wenn man von den Höhen, auf denen man sich immer noch befindet, obwohl der Kamm des Gebirgs nun überschritten, in die schlundartigen Tiefen hinunterblickt, so wird einem ganz unheimlich, besonders wenn man bedenkt, wie gewöhnlich in diesen Gegenden der Anfall von Straßenräubern ist. — Doch jetzt gelangt man in ein Thal, die Gegend erheitert und erweitert sich, man überschreitet den kleinen Fluß Paglia und befindet sich in dem Gebiete der Kirche. — Die päpstliche Dogana ist zu Ponte Centino, einem ganz freundlichen Orte, wo wir recht vergnügt und heiter, aller Beschwerden vergessend, zu Mittage aßen.

Die Paß- und Doganen-Angelegenheiten besorgte ich für mich und meine Reisegefährten, die ruhig in dem Gasthofe blieben. Die Herren Ministri de la

Dogana,« wie sie sich nannten, fertigten mich schnell und mit der größten Höflichkeit ab. Die Koffer ließ ich plombiren und setzte dafür einen Napoleond'or zum Pfande, den ich richtig zu Rom zurückerhielt. Obwohl ich nun Alles selbst besorgt, so kam doch ein päpstlicher Kriegsmann, seine buona mano einzufordern, und fand sich zu diesem Zweck bei unserer Tafel ein. Ich reichte ihm einen halben Paolo, den er mir aber mit dem gewöhnlichen »troppo poco« zurückgab. — Um meinen Reisegefährten zu zeigen, wie man es hier zu Lande in ähnlichen Fällen halten müsse, steckte ich den mezzopaolo in die Tasche und nun bekam der Unzufriedene gar nichts. Nicht ein Wort wurde gewechselt; er begrüßte uns militärisch und schritt zur Thür hinaus. — Die Herren Ministri de la Dogana hatten die Päße »gratis« visirt, für das Plombiren aber vier Paoli gefordert, und erhalten, dennoch aber auf dem Passirzettel (bullettino) bei den gedruckten Worten: »emolumento del fisco,« statt diese erhaltene Gebühr zu bemerken, einen langen Strich gemacht. — Ich machte hierauf zu Rom, als ich meinen goldenen Napoleon zurückerhielt, die dortige Behörde aufmerksam. Die Antwort war ein bedeutendes Lächeln. Dergleichen ist nun einmahl hier zu Lande an Tagesordnung: virtus post nummos.

Die nächste Station, wo die Päſſe von Neuem vorgezeigt werden mußten, und wo nun erſt dasjenige Viſa erfolgte, welches zur Reiſe nach Rom legitimirte, iſt die kleine biſchöfliche Stadt Aqua pendente (Aquae Taurinae); das Viſa von Ponte Centino lautete nur bis hierher, welche Stadt den Namen von einem nahen lautrauſchenden Waſſerfalle empfangen hat. Wir wurden hier, nicht ſowohl unſerer Päſſe, als des Paſſes unſeres Vetturins wegen, der durch einen Zufall auf der Polizei liegen geblieben war, und nicht gleich zurück zu erhalten ſtand, aufgehalten *). Wir benutzten die Zeit,

*) Wenn Herr Nicolai bei Aqua pendente bei Gelegenheit des Paßviſirens die Bemerkung mittheilt: »Auf dieſe Weiſe hatten uns die Päſſe in einem Zeitraum von drei Stunden ungefähr fünf Thaler in preuſſiſchem Gelde gekoſtet;« — ſo war ich in dieſer Beziehung glücklicher. Mein vor mir liegender Paß beweiſet mir, daß derſelbe zu Ponte Centino »gratis,« zu Aqua pendente aber gegen Erlegung von einem Paolo, = 10 Bajocchi, viſirt wurde. Ich habe alſo nicht ſo viel Groſchen ausgegeben, als Herr N. Thaler. Hatte auch jeder der Reiſegefährten des Herrn N., wie zu vermuthen, einen beſondern Paß, ſo konnte ihnen geſetzlich doch nicht mehr als 4 Paoli — deren 10 einen Scudo ausmachen, abgenommen werden. — Aber Herr N. bezeigte ſich auch ungleich freigebiger in Italien als ich — der ich dennoch niemahls von dem gaffenden Pöbel verhöhnet bin, worüber er ſich ſo oft beklagt. So bezahlte er z. B. zu Radicofani (S. 143) einem zu freundlichen Grenzbeamten, nach-

in ein am Markte gelegenes Kaffeehaus zu gehen, vor welchem auf gut italiäniſche Weiſe ſitzend, ich Gelegenheit hatte zu beobachten, daß das andere Geſchlecht hier zu Lande ungleich ſchöner ſey, als im Toscaniſchen der Fall iſt. Unter den Kindern und jungen Mädchen beſonders, erblickte man hier recht edele, wahrhaft reizende Geſichter und Geſtalten. — Endlich ging's weiter, wir ſtiegen wiederum etwas empor und kamen nach Lorenzo nuovo, einem regelmäßigen, ganz neuen Städtchen, welches ſtatt des jetzt böſer Luft wegen faſt ganz verlaſſenen Lorenzo rouinato aufgebauet iſt. Hier blieb zur Nacht die erſchöpfte Dame, deren Wagen dem unſern ſtets nahe blieb, mit der und ihrem Begleiter ich von Zeit zu Zeit ein Paar Worte gewechſelt hatte. Beide verſäumten ſo wenig als ich, wenn die Vetturine ſich der Hemmſchuhe bedienten, dem Wagen zu Fuß zu folgen; ſo ſchwatzten wir bisweilen. Wir fuhren wei-

---

dem er ſchon einen halben Piaſter für die Viſirung bezahlt hatte, »da dieſer die uns aufhaltende Geſchwätzigkeit nicht enden wollte,« verdrießlich nachträglich noch einen ganzen Piaſter. — Da habe ich meine Piaſter beſſer zu Rathe gehalten. Ob ich zu Radicofani etwas bezahlt habe, weiß ich jetzt nicht, da mein Paß nur das Viſa und weder eine Taxe (tasa) noch das »gratis« enthält. Doch gewiß habe ich nicht mehr als ein Paolo (3 Sgr.) entrichtet.

ter, ſtiegen wiederum recht tüchtig hinunter und erblickten nun den prachtvollen See von Bolſena, den ich ſeiner Lage nach mit dem Wallerſee vergleichen möchte; doch iſt die Gegend hier rauher. — Ueberhaupt, wer die hieſige durchaus vulcaniſche Gegend nicht geſehen hat, kann ſich keinen Begriff davon machen. Die Berge und Felſen öde und ſtarr, auf den Anhöhen in Ruinen verfallende Städte und Dörfer, die erſten mit eingeſtürzten Ringmauern und Thürmen, die andern Räuberhöhlen ähnlich. Die Menſchen, prächtige Geſtalten, in Lumpen, die ſchönen Kinder völlig nackt, allenthalben Schaaren von Bettlern und von ſcheußlichen Krüppeln. Der Deutſche iſt in einer für ihn neuen, aber nicht beſſern Welt.

Bei einer ſolchen Gelegenheit, auch auf dem Apennin, ſagt Göthe: »Hier muß ſich einer, der, wie ich »zum erſten Mahle, allein geht und ununterbrochenen »Genuß hoffte und ſuchte, unglücklich genug fühlen. »Ich habe nichts gewollt als das Land ſehen, auf welche »Koſten es ſey; und wenn ſie mich auf Ixions Rad »nach Rom ſchleppen, ſo will ich mich nicht beklagen.« — Dieſes iſt, dünkt mich, eine eines Mannes würdige Sprache; wie man ſich denn auch wahrlich verwundern muß, wenn Jemand, der ſich doch zu den Unterrichteten zählen wird, ſo wenig Italien, wie wirklich es

ist, auch vor den Antritt seiner Reise kannte, daß ihm Verhältnisse verborgen geblieben, die so oft in Werken geschildert sind, welche nicht gekannt zu haben wenigstens zeigt, daß man sich auf die Reise nicht im mindesten vorbereitete.

Zu Bolsena war es nur wenig behaglicher als zu Ricorsi, und wir hätten unstreitig viel besser gethan, zu Lorenzo nuovo zu bleiben, wo ein recht freundlicher neuer Gasthof uns einlud.

Bolsena ist das alte Vulsinium, die Vaterstadt des unter Tiberius erst so mächtigen, dann so unglücklichen Sejanus. — Wer erinnert sich nicht der schönen Stelle der Annalen des Cornelius Tacitus *), wo Marcus Terentius ausruft: »Non Sejanum Vulsiniensem, sed Claudiae et Juliae domus partem, quos affinitate occupaverat, tuum, Caesar, generum, colebamus... Idem finis te, Caesar, et nos absolverit.« — (Nicht Sejanus, den Vulsinier, sondern das Mitglied des Claudischen und Julischen Hauses, worein er durch Verschwägerung gedrungen, deinen Eidam, Cäsar, verehrten wir: ..... dasselbe Ende müsse dich, Cäsar, und uns freisprechen.) — Diese Stelle meines Tacitus, bei wel-

*) Lib. VI. c. 8.

cher ſo viel zu denken, fiel mir ein als ich an dem alten Vulſinium und ſeinem See hinfuhr.

Wir verließen Bolſena am Himmelfahrtstage (28. Mai.) früh Morgens. Es dauerte nicht lange, ſo kamen wir in die ihres edeln Muscateller-Weins wegen ſo berühmte, wegen ihrer Unſicherheit aber ſo berüchtigte Gegend von Monteſiascone, während wir noch ſtets den prächtigen See von Bolſena vor Augen hatten. Dieſe ganz und gar vulcaniſche Gegend hat etwas unausſprechlich Grauſenerregendes. Ich möchte ſie mit dem Schimmerwalde zwiſchen Harzburg und dem Eckerthale vergleichen; jedoch keinesweges in geognoſtiſcher, ſondern nur in landſchaftlicher Hinſicht. — Noch ehe der Weg Monteſiascone ſelbſt erreicht, führt er, welches in Italien ſelten iſt, durch einen ziemlich dichten Hochwald. Es iſt dieſes der uralte Lucus Vulſinienſium, in welchem die Alten der Juno opferten, und deſſen Ovid und Plinius mehrmahls erwähnen. Wie ſich Gewohnheiten und Aberglauben oft durch Jahrhunderte fortpflanzen, davon iſt dieſer Hain ein Beweis. Noch jetzt wird er ſo ſehr von den Bewohnern der Nachbarſchaft verehrt, daß ſie es nicht wagen, ihn auch nur eines Baums oder nur einer Blume zu berauben. Deſſen ungeachtet iſt er mit unſern norddeutſchen Hochwäldern nicht zu vergleichen. — Der Weg führt wieder in die Höhe, und man er-

reicht Montefiascone selbst, ein Städtchen von 3000 Einwohnern. — Wir stiegen nicht aus, und so sahen wir denn auch nicht das ehemahls mehr als jetzt beachtete Wahrzeichen der Montefiasconer in der Kirche S. Flaviano, nämlich den Grabstein jenes durstigen deutschen Landsmanns, dem der hiesige Muscateller das Leben raubte. Die noch vorhandene Inschrift lautet: Est, est, est. ppr. nimium est hic Jo. d. Fug. D. meus mortuus est; ihm gesetzt von seinem treuen Diener, welcher, vorauseilend, die Gasthöfe, wo der Wein vorzüglich war, mit »est« bezeichnen mußte *). — Wir unterhielten uns hinter Montefiascone fast ausschließlich von der mißlichen Lage, in welcher wir uns befanden. Als nun unser Reisegefährte Padre Augustino auf einer lichten Stelle des Waldes einige verdächtig aussehende Subjecte mit langen Flinten bemerkte, so machten wir uns schon völlig darauf gefaßt, wenigstens ausgeplündert zu werden; wobei denn freilich unser geistlicher Reisegefährte nur sein Paternoster und seinen Taback zu verlieren hatte. Eine Zeitlang gingen die bewaffneten Kerl ungefähr zwanzig Schritte vom Wege stets mit diesem parallel, ohne von uns die geringste

*) Siehe Keyßlers neueste Reisen (Hannover 1751) 4. I. Bd., S. 417.

Notiz zu nehmen, dann schlugen sie den Weg quer in das dicke Buschwerk des Gebirges ein. Waren es Räuber, und nicht, wie Padre Augustino nachher vermuthete, Wilddiebe, so trauten sie dem Orte und der Zeit nicht völlig, denn bald nachher begegnete uns ein Commando päpstlicher Gensd'armes. — Vierzehn Tage nachher wurden jedoch genau an dieser Stelle von Rom zurückkehrende Engländer ausgeplündert, wie ich in dem diario di Roma las.

Gegen zehn Uhr Morgens kamen wir in Viterbo an, welche bedeutende Stadt in einer schön angebauten Gegend liegt. Ich hatte mit dem Vetturin zu Florenz bedungen, daß er hier, wie zu Siena, so lange verweile, daß ich die Stadt einigermaaßen kennen zu lernen im Stande sey.

VIII.

Reiſe durch den ſüdlichen Theil des Kirchenſtaats.

Von Viterbo über Rom nach Terracina.

Endlich wohnte ich denn einmahl wieder vollkommen behaglich im Gaſthofe l'Aquila nera zu Viterbo, wo ich in einem eleganten, mit allen Bequemlichkeiten verſehenen Zimmer bei einem mittagsmahl-ähnlichen Frühſtück ſo recht wieder auflebte. Viterbo iſt eine große, durch breite ſchön gepflaſterte Straßen, prächtige Springbrunnen und Paläſte (welche jedoch auf italiäniſche Weiſe nicht gerade in dem beſten baulichen Zuſtande zu ſeyn ſcheinen) ausgezeichnete Stadt *). Sie hat wenig-

*) »Viterbo iſt ein enggebauter, räuchericher Steinhaufen, in dem gegen 12000 Menſchen leben.« Nicolai, a. a. O. Seite 152.

»Bella e ben fabricata città è Viterbo, con strade regolari lastricate di lava, con bella piazza a portici, molte case eleganti.« Novissima guida in Italia. Milano 1834. p. 348.

»Viterbo iſt wohlgebaut, hat breite ſchön gepflaſterte Straßen und herrliche Springbrunnen.« Volkmanns hiſtoriſch-kritiſche Nachrichten von Italien. Thl. I. S. 675. — Wie verſchieden alſo die Anſichten der Sterblichen ſind! — Ich war den größten Theil eines warmen Sommertages in Viterbo und fand die Straßen ungewöhnlich (für Italien) breit

Seine Ufer bestehen aus Peperino und aus Lagen von vulcanischer Asche. — Wir waren den Berg hinauf mit sechs Pferden gefahren. Den Vorspann lieferten stets die Postmeister dem Vetturin, und wir bekümmerten uns um nichts. Die Gebirge sind hier, wie fast durch ganz Italien, nicht wie bei uns mit Wald, sondern mit Buschwerk bewachsen, welches in gelben und weißen Blüthen prangte und duftete. Fremdartige Farben und fremdartige Formen! — Ob diese Gebirge nun schöner als unsere Harzgebirge, wüßte ich nicht zu sagen; aber auch nicht, daß sie weniger schön seyen. Der Charakter beider ist so verschieden, daß man sie schwerlich vergleichen könnte. Aber Alles ist todt, man erblickt hier weder Menschen noch Vieh. — Begegnete uns auf der schönen Chaussee endlich einmahl ein Mensch, so riefen wir es uns als ein Ereigniß zu. Dörfer sieht man gar nicht; sie müssen hier zu Lande nicht vorhanden seyn. Wunderliche Höhlen, links der Heerstraße in den Tufflagern, schienen Zeiten zurückzurufen, wo die Sterblichen noch in Höhlen lebten. — In der That habe ich ein Paar dieser Spelunken bewohnt gesehen. — Nur auf den Gipfeln der Berge erblickt man kleine, mit Mauern und Thürmen versehene Städte, welche, schon Ruinen, dem Anschein nach, bald zu Steinhaufen zusammengesunken seyn werden. Das Chaos, die Unrein-

lichkeit in diesen kleinen Städten, von denen wir in ein Paar zu schauen Gelegenheit hatten, ist nicht zu beschreiben; und Jeder reicht die Hand, um Geld zu empfangen. — Der Weg bleibt stets gleich vortrefflich. Er endet mit einem Triumphbogen, und wir waren, als die Sonne unterging, in Ronteiglione.

Der Gasthof zu Ronciglione war keinesweges ausgezeichnet, doch ging die Nacht erträglich hin. Die Stadt, in deren Nähe sich Eisenhütten und Papier-Fabriken befinden, scheint wohlhabend zu seyn. Gegen sechs Uhr Morgens (29. Mai.) ging die Reise weiter. Ueber Berge und durch Thäler, durch schlecht oder gar nicht angebaute Gegenden eilten wir dahin, und gelangten bald in die Ebene der Campagna Romana. Die schöne mit Basalt gepflasterte Straße völlig öde. Nirgend Dörfer und in den wenigen kleinen Städten, durch welche wir wiederum kamen, war auf den Straßen kein weibliches Wesen zu sehen, und eben so wenig in den Gasthäusern. In Rom und der Umgegend vermeiden die Frauen, wie im Orient, jede Berührung mit Fremden. Ueberhaupt wird es immer Orientalischer, je tiefer man in Italiens Halbinsel hinunter kömmt. — Zwei Stunden von Rom in der Station la Storta mußte noch einmahl angehalten werden; unser Vetturin hatte drei Posten (über Monteroſi und Baccano) in stetem

Trabe gefahren, und ich war eben derjenige, welcher für die Thiere, welche mich von Padua bis hierher gezogen hatten, einige Ruhe verlangte. Der Italiäner hat wenig Barmherzigkeit gegen seine Thiere. Hier, ganz in der Nähe der ewigen Roma, würde man sehr füglich in einem Gasthofe verhungern können. In la Storta war schlechterdings nichts Genießbares zu erhalten als ein Paar Eier. Die französische Dame, die mit uns zugleich eintraf — wir blieben der Unsicherheit des Weges wegen zusammen — ließ ihren Kinderchen von ihrem Bedienten eine Suppe von Wasser, Mehl und Eiern kochen. Ihr eignes Mittagsmahl bestand aus vier Eiern, und so auch das meine. Dieses Mahl verzehrte ich in ihrer Gesellschaft, über Roma's Umgegend schwatzend, im Freien; aber in den Mantel gehüllt; denn es wehte ein kalter Südost, Alles lag im Nebel, von der Sonne keine Spur. So sehr hatte sich seit gestern das Wetter verändert. — Also doch auch am Ende des Mai's kann in dem mittlern Italien recht unangenehmes Wetter, aber doch als Ausnahme, eintreten. — Endlich ging es fort durch die fast gänzlich unangebaute Campagna. Wir fuhren über den mit Statuen besetzten Ponte molle (pons Aemilius), sahen die falbe Tiber — vidimus flavum Tiberim — schauten durch den Nebel den Dom von St. Peter, und waren in Rom.

Es war drei Uhr Nachmittags, als ich zum erſten Mahle in meinem Leben die ewige Stadt erblickte.

Die Porta del Popolo hat allerdings ſchon von der Außenſeite etwas Großartiges in ihrer doriſchen Architectur. Für das Hauptthor der hohen Roma iſt ſie jedoch, in ihrer Zuſammenſetzung aus verſchiedenartigen Bauſtylen, nicht edel genug. — Jetzt tritt man durch das Thor auf die Piazza del Popolo. — Hier geſtehe ich nun mit gebührender Offenherzigkeit, daß nach den unzähligen Abbildungen, die ich in meinem Leben von dieſem Platze geſehen, und auf dem ich ſo gut Beſcheid wußte als auf dem Altſtadtmarkte meiner Vaterſtadt Braunſchweig, ich mir den Platz, den Obelisk, die Springbrunnen, die beiden Marienkirchen, die ihn umgebenden Paläſte, — kurz das Ganze — noch größer und noch mehrern Eindruck machend gedacht hatte, als ich es nun in der Wirklichkeit fand. — Wer könnte leugnen, daß der Platz prächtig und großartig ſey: aber meine Phantaſie hatte ihn mir um die Hälfte größer, und die beiden Marienkirchen, mit ihren Portalen und Kuppeln, noch majeſtätiſcher, als ſie in der Wirklichkeit ſind, vorgeſpiegelt. Ich glaube nicht, daß dieſe beide Kirchen bedeutend größere architectoniſche Verhältniſſe

haben, als diejenigen, welche man auf dem Gensd'armen-Platze zu Berlin zu beiden Seiten des Theaters erblickt. Bei dem Allen aber, nachdem ſich das Auge an die Wirklichkeit gewöhnt, und das im Innern bis dahin vorhandene größere Bild dieſer gewichen iſt, — welches in wenigen Minuten der Fall zu ſeyn pflegt — iſt der Eindruck, den die Piazza del Popolo auch bei einem noch mehr erwartenden Ankömmling hervorbringen muß, hehr, erhebend und der ewigen Roma würdig. Wenn man nur ſo glücklich wäre, ſich dieſem Eindruck und dem Gedanken: Jetzt biſt du in Rom, welches du ſeit deinen Knabenjahren Millionenmahl haſt nennen hören; du biſt an dem Orte, wo Cicero, Virgil, Horaz, Tibull, Ovid lebten: wo ſo viele Großthaten, ſo viele Scheußlichkeiten Statt fanden, hingeben zu können. — Es iſt dafür geſorgt, daß den Gedanken dieſer Art nicht lange nachgehangen werden kann. — Gleich linker Hand, am Thore, hauſen in ihren Geſchäftszimmern Paß- und Zollbeamte. Doch war Alles ziemlich ſchnell abgemacht. Die Päſſe wurden niedergelegt und an deren Stelle empfingen wir Zettel, auf denen bemerkt war, daß man ſich binnen 24 Stunden auf der Polizei und in dem »pallazzo del Ambasciadore o del Ministro del suo Soverano« gehörig zu melden. — Da ich nun hierauf bemerkte, daß mein Vaterland keinen Ambasciadore

oder Ministro zu Rom habe, ſo entgegnete man mir, daß ich es bei dieſem Sachverhältniß halten könne, wie ich es wolle. Ich möchte mich nur allenfalls an irgend einen Geſandten wenden; — an welchen, dieſes ſey einerlei. — Mit unſern Sachen wurden wir nach der Dogana gewieſen, da die Koffer plombirt waren. Dieſe Unterhandlungen mochten eine Viertelſtunde dauren und koſteten nichts als die unbedeutende buona mano an die Wache, welche dafür bei dem Aus- und Einſteigen dienſtbefliſſend behülflich war. Jetzt ging die Reiſe den Corſo hinunter, quer über die Piazza della Colonna (Antonina), nach der Dogana, an deren Locale eine Reihe prächtiger, aber von dem Feuer ſehr beſchädigter corinthiſcher Säulen eines Tempels des Antoninus Pius auf die Art verwendet ſind, daß ſie die Vorderſeite des Gebäudes, die Fenſter in ihren Zwiſchenräumen aufnehmend, ſchmücken. In den Hof dieſes Palaſtes, wie man hier ſagt, wo es nicht viel anders als in jedem deutſchen Packhofe ausſah, fuhren wir hinein. — Sofort umringten mich Schaaren von Lohnbedienten und Perſonen, die Wohnungen oder Dienſte anboten. Ich ließ mich nicht irre machen, ſondern begab mich ſofort in das Geſchäfts-Local der Signori Miniſtri della Dogana. Man unterſuchte die Bleiſiegel meines Koffers, ſchnitt dieſe ab, da man ſie unverletzt fand, traute mei-

ner Versicherung, daß ich keine der Steuer unterworfene Sachen habe — nach Büchern fragte man nicht — und fertigte mich ab.

Jetzt bezeigte ich meine Dankbarkeit für schnelle Beförderung und gutes Zutrauen dem Beamten, der vorzüglich thätig gewesen, dadurch, daß ich ihm Einen Paolo reichte; denn dieser war das einzige kleinere Geldstück, welches ich übrig behalten hatte. Er bemerkte mit Höflichkeit, daß die Fremden bei ähnlichen Gelegenheiten mehr zu geben pflegten; worauf ich ihm einen Scudo (ungefähr ein Speciesthaler) »zum Verwechseln« hinreichte. Ganz unbefangen, als wäre von einer gewöhnlichen Zahlung die Rede gewesen, nahm er diesen an und gab mir dafür gehöriger Maaßen zehn einzelne Paoli. Ich reichte ihm nun deren drei, womit er sehr zufrieden war, und die nöthige Anweisung ausstellte, gegen welche ich am andern Tage meinen zum Pfande gesetzten Napoleond'or richtig wieder empfing. Ich würde solche Kleinigkeiten nicht mittheilen, wären sie nicht charakteristisch für Land und Volk, und könnten sie nicht künftigen Reisenden nützlich seyn. Wo ich hier drei Paoli gab, zahlte Herr Nicolai zwei Scudi, oder zwanzig Paoli, und doch führte ich eben so viel Gepäck bei mir, als er und seine Reisegefährten, wie er früher berichtet, bei sich führten. Das Uebelste

iſt aber eben in Italien, daß ein Wegwerfen der Scudi keinesweges für Großmuth und Freigebigkeit gehalten wird — die, aufrichtig geſagt, hier auch ganz an der unrechten Stelle ſeyn würden —, ſondern für hyperboreiſche Unerfahrenheit, um nur das mildeſte Wort zu wählen. — Der Italiäner iſt ſparſam, ja geizig, und verlangt von dem Fremden, der ihm mit Feſtigkeit und Ernſt entgegen tritt, ernſtlich keine übermäßigen Spenden. Er verſucht nur, mit wem er zu thun habe. Gern will ich jedoch glauben, daß mir ſehr zu Statten kam, daß ich der italiäniſchen Sprache völlig mächtig war, und daher, wenn auch nicht als Einheimiſcher, doch als Einer, dem Italien und ſeine Gebräuche nicht unbekannt ſind, erſchien. Mit meiner Gabe waren Paß- und Zollbeamte, Cammerieri und Lohnkutſcher in den Städten auch zuweilen nicht zufrieden; aber ich kann verſichern, daß ich auch nicht ein einziges Mahl nur einen Paolo zugelegt, öfter aber das Zurückgereichte in die Taſche geſteckt habe, ſo daß der Unzufriedene nun gar nichts empfing, als was ihm geſetzlich oder nach dem Vertrage gebührte. Für meinen ſchottländiſchen Reiſegefährten ſprach ich, und er bezahlte auch nicht mehr als drei Paoli; der Mönch ging aber frei durch, und ſeine kleine Proviſion Schnupftaback blieb unverſteuert. Scherzhaft war es in der That, daß er der

Einzige von uns war, der eine kleine Contrebande einführte. — Jetzt ging die Fahrt über den Corso zurück, nach der Via de' Condotti, wo ich ganz nahe dem spanischen Platze, in der gesundesten Gegend der Stadt, im Hôtel d'Allemagne, oder wie der Gasthof gewöhnlich zu Rom genannt wird, »presso il Signor Franz« abstieg. Der Secretär des Hauses zeigte mir mehrere Zimmer, von denen ich mir ein sehr schönes und großes im ersten Stockwerke aussuchte. Die Tische waren von weißem Marmor, die Möbeln von Mahagonyholz, der Fußboden mit einem Teppich belegt und Alles vollkommen anständig. Dieses Zimmer behandelte ich zu fünf Paoli oder einen halben Scudo für den Tag, wofür ich zu Hamburg oder Berlin ein Aehnliches nicht hätte bekommen können. Ich nahm im Hause regelmäßig nur das Frühstück, sehr selten das Mittagsessen, indem ich es angenehmer und vortheilhafter hielt, in einer Restauration der Piazza d'Espagna nach der Karte zu speisen. Der Cammeriere, welcher mich gewöhnlich bediente, war ein Spanier. Diesem versprach ich für jeden Tag Einen Paolo, wenn er mich gut bedienen würde, und einem herbeigerufenen Lohnbedienten sechs Paoli. Dieser letzte, welcher sich Luigi nennt, bewährte sich mir als ein kenntnißreicher Cicerone und rechtschaffener Mann so sehr, daß ich ihn jedem Reisenden, welcher bei Herrn

Franz wohnen wird, hierdurch empfehle, mit der Bitte ihn von mir zu grüßen. Hiernach kann Jeder leicht berechnen, daß mir der Aufenthalt in Rom täglich im Durchschnitte nicht über Einen Napoleond'or oder zwanzig Franken gekommen ist, obwohl ich mich fast täglich der Fiacres bediente. Daß ich nicht zu viel buona mano gab, dafür sorgte mein guter Luigi, der mir stets ins Ohr flüsterte, wie viel ich zu zahlen habe, und am Morgen erinnerte kleine Münzen einzuwechseln. Dieses Alles wohlwollend für solche Reisende, die nicht Lust haben, die Scudi wegzuwerfen.

Es war sechs Uhr Abends geworden, als dergleichen kleine häußliche Angelegenheiten beendigt waren und ich mich einem freien vorläufigen Umherstreifen überlassen konnte. Den Abend brachte ich mit meinem bolognesischen Reisegefährten, dem Grafen Marulli, den ich zu meiner großen Freude in meinem Gasthofe, der Verabredung gemäß, schon vorfand, in einem Kaffeezimmer des spanischen Platzes zu, wo mit einer Menge englischer und französischer Journale auch die Allgemeine Zeitung stets auf den Tischen lag, und also einige Neuigkeiten aus dem Vaterlande zu erfahren standen.

Von sieben Uhr Morgens bis Mittags (30. Mai.) schweifte ich in Rom umher, gleichsam instinctmäßig

ohne bestimmten Plan; es müßte denn der gewesen seyn, vorläufig die Neugierde zu befriedigen, und eine allgemeine Vorstellung von der Stadt zu bekommen. Mein Cicerone Luigi mußte mir mehr folgen, als daß er mich geführt hätte, wobei er sich nicht wenig verwunderte, daß ich, mit dem Grundrisse in der Hand, recht gut in Rom Bescheid wußte, obwohl ich ihm der Wahrheit gemäß versichern konnte, niemahls hier gewesen zu seyn. — Wie fand ich nun Rom in seiner ersten Erscheinung? — Ich will versuchen, ohne allen Rückhalt völlig aufrichtig zu seyn, welches bei Gegenständen dieser Art schwerer ist, als Mancher wohl glaube, der Wahrheit zu berichten meint, wenn es doch Dichtung ist, die er erzählt. Denn so ist einmahl der Mensch beschaffen: berichtend will er Interesse erregen, und da lehrt nun die Erfahrung, daß dieses am sichersten durch Extreme bewirkt werde. So ist nach A** Hesperien ein Paradies, nach B** ein Flohwinkel. — Der Erste findet hier den Himmel schöner, die Sterne glänzender und größer als im Vaterlande; dem Andern ist die Natur hier braun gefärbt, der Horizont in Höherauch und Nebel gehüllt. — Wir wollen versuchen aufrichtig zu seyn.

Ich kannte Rom sehr gut aus Beschreibungen, Grundrissen und Kupferstichen. Nie hatte mein Cicerone nöthig, wenn wir vor ein Hauptgebäude, vor eine

merkwürdige Ruine u. ſ. w. traten, zu ſagen: Es iſt das und das; ich nannte es ihm, ehe er den Mund aufthat. Aber eben dieſes war mir ſchädlich. Alle Gegenſtände, faſt ohne Ausnahme, hatte ich mir grandioſer vorgeſtellt, als ich ſie in der Wirklichkeit fand. Ich hatte die Dimenſionen, die mir aus den Beſchreibungen ebenfalls bekannt ſeyn mußten, bei den Leſungen nicht gehörig beachtet, und ſo übertriebene Vorſtellungen bekommen. Das Bild des Pantheon in meinem Innern war ein unermeßlicher Dom, gleichſam eine Darſtellung des Himmelsgewölbes, von woher aus dem Scheitelpuncte eine Lichtmaſſe ſich durch den weiten Raum ergöſſe, wie von einer alles belebenden Sonne. Ich fand einen ſchönen runden Tempel mit einer Kuppeldecke und von gefälligen, anſprechenden Verhältniſſen, der, nach dem Bilde meiner Phantaſie, nichts beſonders Imponirendes hatte. So ging es mir auch mit der Antonius- und mit der Trajanus-Säule. Ich kannte die Napoleons-Säule auf dem Vendome-Platze zu Paris, und fand nichts Außerordentliches an Jenen. Auch die drei Triumphbogen imponirten mir nicht, mit aus derſelben Urſache, weil ich neuere Gebäude der Art auch ſchon geſehen hatte; noch weniger aber die einzelnen Säulen von dem Jupiters-Tempel u. ſ. w. auf dem römiſchen Forum. Ich weiß nicht, welcher neckende

Genius immer Aegyptens und Palmira's Ruinen (die ich auch nur aus Abbildungen kannte) mir zur Vergleichung vor die Augen führte. — Da mußten denn die ziemlich einzeln stehenden römischen Säulen sehr verlieren. — Selbst, ich gestehe es frei, die mächtigen Ruinen des Colosseo hatte ich mir noch größer, gleichsam schaudererregend, gedacht. — Am wenigsten sprach mich das Capitolium an, in welchem ich nur drei recht schöne Privatgebäude erblickte. Capitolii immobile saxum! — Wo war dieses! — Die vielen Obelisken trafen in ihrer Erscheinung mit dem Bilde meiner Einbildung zusammen. Ein Obelisk und eine hohe Pappel oder Cypresse machen aber, dünkt mich, so ziemlich denselben Eindruck, und ich war nie ein besonderer Verehrer jener ägyptischen »Bratspieße« *). Aber Rom's Plätze, Straßen, Paläste? — Die Plätze in Rom (außer dem Petersplatze) sind unregelmäßig, die meisten klein; selbst die schönsten Straßen, il Corso, Straba del Babuino, della Ripetta, de' Condotti u. s. w., sind, um zu imponiren, viel zu schmal; so ist z. B. die Breite des Corso nicht über zwei und zwanzig Schritte; aber prachtvolle Paläste

*) Ὀβελος heißt nämlich ein Bratspieß, wovon Ὀβελισκος das Diminutiv ist.

hat Rom und ſteht in dieſer Hinſicht weit über Florenz; ja, was die Größe derſelben anbetrifft, noch über Venedig, Genua ſah ich damahls noch nicht. — Lächerlich iſt es aber, wenn ein neuerer Reiſender helle Farben und Heiterkeit an dieſen von Quadern aufgeführten edeln Maſſen vermißt, die man wohl gar mit Leim- oder Oelfarbe ſtrohgelb oder hellmeergrün anſtreichen ſoll? — Auch die St. Peterskirche ſah ich bei dieſem erſten Durchfluge. — Schon auf dem Ponte di St. Angelo ſchaut man, wie ſich links hoch der majeſtätiſche Dom über alles Andere emporhebt. Michel Angelo wollte das Pantheon in die Lüfte erheben, und beſiegte durch die Ausführung dieſes kühnen Gedankens alle Wunder der alten Baukunſt. — Durch die lange ziemlich ſchmutzige Straße il Borgo nuovo tritt man auf den ſchönen Platz Ruſticucci, dann eröffnet ſich das Theater des Petersplatzes, eingeſchloſſen von Säulengängen, von einer Majeſtät, der die Phantaſie kaum voreilen konnte; und jetzt erblickt man vor ſich in ſeiner ganzen Pracht St. Peters Dom, das erſte Gebäude der Welt, dem auch das Alterthum an Größe und Pracht nichts würde entgegenſetzen können. — Hier trat die Wirklichkeit mit dem Bilde meiner Phantaſie zuſammen. Nur die mehr palaſt- als tempelartige Vorderſeite der mächtigen Baſilica ließ zu wünſchen übrig. Hier hatte Michel An-

gelo nicht gewirkt. — Vom Innern des edelſten Bauwerkes der Menſchen ſchweige ich jetzt.

Dieſes ſo ziemlich eine wahre Schilderung des erſten Eindrucks, den Rom auf mich machte; einen ähnlichen wird es auf viele Reiſende gemacht haben. War im Ganzen meine Phantaſie nicht völlig befriedigt, ſo war ich ſelbſt daran Schuld; indem ich zu leicht Bilder aufgenommen, denen ich berichtigend engere Grenzen ſetzen konnte. — Aber ſchon am Nachmittage deſſelben Tages, wie nur erſt die Rieſengeſtalten der Phantaſie der Wirklichkeit gewichen, beim zweiten Anſchaun der Gegenſtände, fand ich mich völlig befriedigt. Ich fand gleichſam, es konnte, es durfte nicht anders ſeyn. — Ich erkannte das Große, das Erhabene, das Einzige auch des neuen Rom's. Von Tag zu Tag wurde dieſes mir theuer und — warum ſollte ich es leugnen? — hier in dieſer Welt des Großen und Schönen wünſchte ich den Reſt meiner Tage, procul a negotiis, leben zu können. Sit meae sedes utinam senectae!

Nichts iſt unwahrer als Schilderungen, wodurch das heutige Rom als eine todte, ausgeſtorbene Stadt dargeſtellet wird. Auf dem Corſo und in ſeiner Nachbarſchaft iſt es, wenigſtens gegen die Mittagszeit und Abends,

eben so lebhaft als zu Paris, und also ungleich mehr als zu Berlin. Das ist ein Treiben und ein Drängen, ein Kutschenrollen, welches man als großstädtisch erkennen muß. Selbst die Nebenstraßen, welche sich durch Reinlichkeit freilich keinesweges auszeichnen, sind belebt. Oede ist nur der unangebaute Theil der Stadt, den man sich jedoch keinesweges als völlig wüste, oder als freies Feld, denken darf. Zwischen Wein- und Obstgärten, auch wohl einigen Fruchtfeldern, sind zahlreiche Villen, Klöster, Kirchen und einzelne Häuser, so daß doch noch immer das Bild einer Stadt übrig bleibt. Selbst Hauptkirchen und Paläste liegen in diesem Theil, wie z. B. die (dem Range nach) erste Kirche der katholischen Christenheit, die Basilica St. Giovanni in Laterano, mit dem päpstlichen Palaste dieses Namens. — Eigenthümlich ist aber die Lebendigkeit der Straßen des angebauten Theils der Stadt. Zuvörderst muß es auffallen, daß — Festtage ausgenommen — im Ganzen sehr wenig Frauenzimmer auf den Straßen erblickt werden. — Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich annehme, daß unter hundert Menschen, denen man auf den Gassen begegnet, kaum fünf bis acht weiblichen Geschlechtes sind. Selbst unter den Schaaren der Bettler, die in einem wahrhaften Bilde von Rom keinesweges fehlen dürfen, wird man

nur selten, oder vielleicht gar nicht, ein junges Frauenzimmer finden, so viele rüstige Männer auch betteln. Höchstens ganz kleine Mädchen oder alte kranke Weiber. Desto mehr aber Krüppel und Kranke in den scheußlichsten Gestalten des Elends. In dieser Beziehung ist gar keine Polizei vorhanden. Uebrigens ist es in Rom eben so sicher als in jeder andern großen europäischen Hauptstadt. Von Ermordungen auf den Straßen, welche Nachts jetzt sehr gut erleuchtet sind, höret man nichts.

Nachdem ich so von dem Aeußern der Stadt Rom einige oberflächliche Kenntniß erworben, machte ich ein Paar Besuche. Der erste war bei dem königlich großbritannisch-hannoverischen Geschäftsträger bei dem heiligen Stuhle, dem Legations-Rath Ritter Kestner, an welchen ich durch den königl. hannoverischen Minister Baron von Stralenheim empfohlen war, und den ich, bei der engen und verwandtschaftlichen Verbindung, welche zwischen der braunschweigischen und der hannoverischen Linie des Welfischen Hauses herrscht, fast als den hiesigen Minister meines Vaterlandes betrachten konnte. Als einen Landsmann, im engern Sinne des Worts, hat mich auch der Ritter Kestner,

welcher der literariſchen Welt als ein geiſtreicher Kenner des claſſiſchen Alterthums, der Kunſt und ihrer Geſchichte hinlänglich bekannt iſt, aufgenommen, und mir nie den Mangel eines hieſigen Geſandten von Seiten Braunſchweigs empfinden laſſen. Mit der größten Bereitwilligkeit erbot er ſich ſofort auf meine Bitte, bei dem Cardinal-Staatsſecretär die nöthigen Schritte zu thun, um zu bewirken, daß ich dem Papſte vorgeſtellet werde; wie der Ritter Keſtner denn auch nachher mit Freundlichkeit und unter eigener belehrender Leitung mir vielfach erwünſchte Aufſchlüſſe über mehrere der erſten Kunſtſchätze Roms und ihre Bedeutung gegeben hat. Er wohnte nicht gar weit von dem ſpaniſchen Platze entfernt, in der Via Gregoriana, nahe der Kirche Trinità de' Monti, zu der man von jenem Platze auf einer wahrhaft prächtigen Freitreppe emporſteigt, umgeben von Kunſtſachen aller Art, welche er mit Eifer ſelbſt zu ſammeln ſcheint. Einem Manne von Keſtners Geiſt und Sinn muß der Aufenthalt zu Rom der erwünſchteſte von der Welt ſeyn; auch ſchien er im höchſten Grade mit ſeiner glücklichen Lage zufrieden.

Von Herrn Keſtner fuhr ich zu dem königlich preußiſchen General Baron von Lepel, dem General-Adjutanten des Prinzen Heinrich von Preußen, Bruders des Königs, welcher ſchon ſeit einer langen Reihe von

Jahren Rom zu seinem Aufenthalte gewählt hat: denn mit Recht erkennet dieser geistreiche Fürst Rom für denjenigen Ort, den in Beziehung auf Kunst und ihre Geschichte kein anderer an die Seite gesetzt werden kann. — Bei diesem Besuche hatte ich zugleich den Zweck, die Bekanntschaft mit der Gemahlinn des Bruders des Generals, des Obristlieutenants von Lepel, zu erneuen, die ich im Jahre 1825, als sie noch Fräulein von Usedom war, zu Bergen auf der Insel Rügen kennen gelernt hatte, und deren ich mit verdienten Lobsprüchen in meinen Lebens-Darstellungen erwähnte *). — Diese geistreiche Frau war aber leider schon vor vier Wochen, nachdem sie sich geraume Zeit mit ihrem Gemahle hier aufgehalten, Neapel besucht und einem Ausbruche des Vesuvs beigewohnt, (wie sie mir nachher aus Berlin geschrieben) in das Vaterland zurückgereist. — So sehr ich beklagen mußte, eine Bekanntschaft dieser Art mit einer nahen Verwandten meines verewigten Freundes, des Grafen von Wolffradt, persönlich nicht erneuen zu können — denn gewiß würde ich des Belehrenden Vieles von ihr, die Rom durchaus kennet, erfahren haben — eben so sehr mußte es mich erfreuen, auf die zuvorkommenste und gütigste Weise von dem Bruder

*) Th. II. S. 287.

ihres Gemahls aufgenommen zu werden. Diesem würdigen, in Rom völlig eingebürgerten Manne verdanke ich viele sehr genuß- und lehrreiche Stunden. An seiner Seite habe ich einen bedeutenden Theil der Umgegend Roms und der Stadt gesehen und die edelste Gastfreundschaft habe ich in seiner schönen Wohnung an der Piazza del Popolo genossen. Beklagen mußte ich, nur einmahl seine Gemahlinn gesehen zu haben, da diese, eine schöne und liebenswürdige Engländerinn, mit welcher er sich erst vor ein Paar Jahren verbunden, sich während meines Aufenthalts zu Rom stets unpäßlich befand. — Jetzt hat der General von Lepel mit ihr eine Reise nach England angetreten, besonders um die Familie seiner Gemahlinn kennen zu lernen. Der Ehre Sr. königlichen Hoheit, dem Prinzen Heinrich, durch den General von Lepel vorgestellt zu werden, mußte ich entbehren, da der Prinz, seit längerer Zeit krank, keine Fremden annahm.

So war also der erste Vormittag zu Rom angenehm und nützlich verlebt. — Ich speiste dieses Mahl in meinem Quartier (5 Uhr) und setzte späterhin meine Excursionen fort, ohne einen andern Plan, als den mir die augenblickliche Laune eingab, zu befolgen.

Ich habe zu Rom volle drei Wochen verlebt, und bin während dieser Zeit so fleißig gewesen, daß ich kaum glauben kann, irgend etwas Wesentliches versäumt zu haben. — Wollte ich jedoch stets, wie ich bisher that, berichten, was ich Tag für Tag gesehen, so würde ich gewiß, tausend oft gesagte Sachen wiederholend, meinen Lesern langweilig werden. — Also mögen hier rhapsodische Mittheilungen aus meinem Tagebuche folgen, von denen ich glauben kann, daß sie dazu beitragen werden, das Bild, welches der unterrichtete Leser schon von Rom in seinem Innern trägt, zu vervollständigen und vielleicht hin und wieder zu berichtigen, wobei ich auch nicht versäumen werde, manche andere Darstellung vorzulegen, die mir der Mittheilung werth scheinen wird.

Hundert Mahl hat man wiederholt, der erste Anblick des Innern der Peterskirche errege nicht das Erstaunen, von welchem der Eintretende hingerissen zu werden erwartet. Einige schreiben dieses der äußersten Vollkommenheit der hier beobachteten architectonischen Verhältnisse, der völligen Harmonie, in welchem sich das Einzelne zu dem Ganzen befinde, zu, und erkennen eben hierin den Beweis, daß hier die höchste Aufgabe

der Baukunst gelöset sey. — Andern hingegen ist dieses das Ergebniß eines wesentlichen Mangels. Das wahrhaft Große und Erhabene, sagen sie, müsse schon bei dem ersten Anschaun in seiner ganzen Kraft und Stärke ergreifen. Ein Heldengedicht, z. B., welches man erst studiren müsse, ehe es eine Wirkung thue, sey unstreitig ein verfehltes Werk. So auch in der Baukunst. — Warum beklagt sich Niemand, daß er bei dem ersten Eintritte in den Dom zu Meiland nicht sofort von der vollen Wirkung des Ganzen ergriffen werde? — Wenn dieses herrliche Gebäude auch gleich bedeutend kleiner als die Peterskirche sey, so erscheine es doch Jedem, der diese sah, beim Eintritt größer als solche, und setze sogleich in eine feierliche Stimmung. Bei mir hat sich über diesen Gegenstand folgende Ansicht entwickelt. — Die architectonischen Verhältnisse der St. Peterskirche sind im höchsten Grade grandios, ja, ich möchte sagen, riesenhaft. Es giebt kein Gebäude auf der Erde, welches sich in solcher Beziehung mit dieser Basilica messen könne. Ich wiederhole hier nicht so oft mitgetheilte Zahlen-Verhältnisse, und verweise Jeden, der Alles dieses auf das genaueste kennen lernen will, auf die wahrhaft erschöpfende »Beschreibung der Stadt Rom von Platner, Bunsen, Gerhard und

Röſtel *), und die dazugehörigen Kupfer-Sammlungen; aber ich darf vor die Phantaſie des Leſers führen, daß der ſtraßburger Münſter, der St. Stephansthurm zu Wien, und ſelbſt die höchſte ägyptiſche Pyramide, dieſe am meiſten emporragenden Bauwerke der Menſchen, im Innern der St. Peterskirche unter die Kuppel geſtellt, mit ihren Spitzen noch nicht deren höchſten Punkt erreichen würden. Dieſe Kuppel aber iſt gleichſam ein zweites Pantheon, auf vier gewaltigen Pfeilern in den höhern Regionen der Luft, Alles überragend, aufgeſtellt. Wir bewundern ſchon die Kühnheit des Gewölbes des Pantheons, welches doch nur auf flacher Erde ſteht: hier aber ſchauen wir in einen noch größeren Raum, als jener ſchon im Alterthum geprieſene Tempel faßt **), von unten her aus einem andern Gebäude, dem dieſer Rieſenbau nur zur Zierde und gleichſam zur Krone dient. — Woher nun die Erſcheinung, daß ein ſolches Bauwerk, wie man dieſes faſt allgemein behauptet, den Eintretenden durch ſeine Unermeßlichkeit

*) Stuttgart und Tübingen, b. Cotta, 1832. bis jetzt zwei Bände in 8.

**) Die Peterskuppel hat 266⅔ Palm im Durchmeſſer, und alſo 2¾ mehr als das Pantheon, deſſen Durchmeſſer nur 264 Palm beträgt. Drei Palmi ſind gleich zwei pariſ. Fuß und neun Linien.

nicht augenblicklich in ein heiliges Erſtaunen ſetzt? — Irre ich nicht ganz, ſo iſt der Grund allerdings der, welchen man, nach einem völlig richtigen Gefühl, gewöhnlich anzugeben pflegt. — Die verſchiedenen Architecten, welche in einer langen Reihe von Jahren, durch mehrere Menſchenalter hin, dem Bau der herrlichen Baſilica vorſtanden, obwohl nicht alle von Michel Angelo's erhabenem Sinne, waren doch ſämmtlich vollkommen Kenner der Verhältniſſe, welche ſie, nach den feſtſtehenden, aus der Natur der Sache ſelbſt hervorgehenden Regeln der griechiſchen und römiſchen Architectur zu beobachten hatten. — Sind Verhältniſſe dieſer Art völlig ſtreng beachtet, ſo iſt es nur die Luftperſpective, welche den Beſchauer wiſſen, oder vielmehr nur ahnen läßt, wie groß ein gewiſſer Gegenſtand ſey. Die Pompejusſäule bei Alexandrien, ſo viel ich weiß, die größte Säule auf der Welt, erſcheint dem nur etwas von ihr entfernten Beobachter mäßig groß, ja klein; denn nichts iſt da, womit er ſie vergleichen könne. Die ganze Peterskirche mit allen ihren Domen, kann, von der Piazza rusticucci geſehen, auf die Fenſterſcheibe, durch welche man ſie betrachtet, ganz genau in der Größe, welche ſie nach den Regeln der Perſpective hier hat, gezeichnet werden. Nichts als die Luftperſpective ſagt uns, daß das Gebäude größer ſey, als das vielleicht

dicht neben uns ſtehende Modell deſſelben. Tritt man in die Peterskirche, ſo findet man Alles in völliger Harmonie. Nichts iſt, die einzelnen Gegenſtände mit einander verglichen, ausgezeichnet groß. Im Innern eines Gebäudes, ganz von demſelben umfangen, äußerer zur Vergleichung dienender Gegenſtände entbehrend, berechnen wir nicht die Entfernungen, aus denen wir Alles ſchauen; wir glauben vielleicht, es ſey von uns hundert Fuß entfernt, was in der Wahrheit von uns drei mahl ſo weit entfernt iſt, und wir fällen ein falſches Urtheil. — Es geht uns mit dem Ganzen, wie mit dem Einzelnen. Da ſchwebt ein Knäbchen, welches eine Tiara trägt; wir geben ihm die Größe eines zweijährigen, lieblichen Kindes; wir treten näher, und finden, das Kindchen hat eine Höhe von ſieben Fuß, und ſein Bäuchelchen würde für einen Silen nicht zu winzig erſcheinen. — Woher die Täuſchung? — Aus der Richtigkeit der Verhältniſſe der Figur, aus unſerer Entfernung und aus dem Umſtande, daß wir dieſe nicht gehörig beachteten.

Nun trete man in ein gothiſches Bauwerk. — Nirgend feſte Verhältniſſe. — Die Phantaſie des Architecten konnte walten wie ſie wollte. Auf verhältnißmäßig dünne, ſchlanke Säulen erheben ſich ſpitz zuſammenſchlagende Bogen. Man glaubt ſich in einem Walde

zu befinden und zum Himmel emporstrebende Buchen vor sich zu sehn. — Der Säulen ist eine lange Reihe; denn die schlanken Träger müssen einander nahe stehen, sollen sie die ungeheuren Massen der Gewölbe zu tragen vermögen. An der ersten Säule stehen wir und erkennen augenscheinlich und untrügbar ihre Größe; wir vergleichen mit dieser die perspectivische Kleinheit der letzten; und so fort schließt unserer innerer Sinn auf die wirkliche Größe des Ganzen. Ja, er steigert diese noch, besonders wenn der Architect, wie ich zu Florenz beobachtete, die Täuschung dadurch vermehrte, daß er, die Bogen allmählig verkleinernd, die Säulen gegen das Ende der Kirche immer schlanker machte und näher zusammenrückte. — So also erkläre ich ein Phänomen, welches ich selbst beobachtet und empfunden habe.

Uebrigens will ich nicht leugnen, vielmehr meine Empfindung bestimmt aussprechen, daß die altdeutsche Architectur schon an sich etwas ungleich Feierlicheres als die griechische und römische hat, und daß man Barbar seyn muß, um sie eine barbarische zu nennen. In denjenigen Verhältnissen angewendet, wie sie die Peterskirche in den griechischen Säulenordnungen darstellt, würde sie Empfindungen hervorbringen, die ich überirdische nennen möchte. Vorzüglich aber in dem Gemüthe eines Deutschen.

Hat der innere Sinn des Betrachtenden aufgefaßt, welche, jede bisherige Erfahrung an Umfang übertreffende Räume hier in den unermeßlichen Hallen der St. Peterskathedrale zur Anschauung kommen, dann sieht er Alles gleichsam mit anderen Augen. Er wird davon ergriffen, sich in einem Gebäude zu befinden, dem kein anderes auf der ganzen Erde gleich zu setzen; besonders der Gedanke, daß Alles dieses, ersonnen von Menschen, Menschenhände zur Ausführung brachten, erfüllet ihn mit Stolz. Diese Empfindungen sind bei mir bei jedem Besuche der Peterskirche von Neuem erwacht, und ich fand darin ein so ganz eigenthümliches Vergnügen, daß ich während meines Aufenthalts zu Rom kaum einen einzigen Tag habe hingehen lassen, wo ich die herrliche Basilica nicht besucht hätte. Nie habe ich mir diesen Genuß dadurch verkümmert, daß ich die von den Schriftstellern reichlich genug aufgezählten Fehler des Gebäudes aufgesucht: — denn was der Eine für Fehler erkennt, sind dem Andern Schönheiten, und am wenigsten hätte ich die, wie man sagt, zu reichlichen Verzierungen missen mögen. Bei der Anschauung des Ganzen tragen sie dazu bei, dieses nicht kahl, sondern hehr und geschmückt erscheinen zu lassen, und indem man sie, das Gemüth von diesem allgemeinen Anblick abziehend, in ihren Einzelnheiten betrachtet, unterhalten

und erfreuen ſie, Ruhe und völlige Befriedigung hervorbringend. — Mit einem Wort, St. Peters Dom iſt derjenige Gegenſtand in der hohen Roma geweſen, der ſich mir zugleich als der erhabenſte und erfreulichſte darſtellte; von dem zu ſcheiden mich mit Betrübniß erfüllte, und zu dem mich eine wahre Sehnſucht hinzieht, die mich, wie ich hoffe, auch einmahl nach Rom zurückführen wird.

Ich ahnete ſo etwas zum voraus, und hatte es mir daher von der Gräfinn Helena Veterani, bei unſerer Trennung zu Bologna, verſprechen laſſen, daß ſie mir erlaube, ſie bei ihrem erſten Beſuche der Peterskirche begleiten zu dürfen.

Wenige Tage nach meiner Ankunft zu Rom trafen auch die mir ſo theuer gewordenen Freunde ein, und, ſich ihres Verſprechens erinnernd, erlaubte mir die Gräfinn, ſie bei ihrem erſten Beſuche der Peterskirche zu begleiten, wo ich, gleichſam ſchon eingebürgert, ihr zum Cicerone dienen konnte. Da habe ich dann geſchaut, wie dieſe geiſtreiche Frau, immer mehr und mehr von dem erhabenen Ganzen ergriffen, zuletzt bekannte: Dieſes hier ſcheine ihr das Erhabenſte zu ſein, was der Menſch auf Erden anſchauen könne.

Ich habe in der Peterskirche mehreren großen kirchlichen Feierlichkeiten, vorzüglich Proceſſionen, beigewohnt.

Die Wirkung dieſer, in Umgebungen, die überirdiſch zu ſeyn ſcheinen, iſt unausſprechbar. Man überzeugt ſich, daß hier eine über die Erde weit hin herrſchende Kirche ihre äußeren Triumphe würdig feiere.

Auch das Dach der Kirche, ihre Kuppel und ſelbſt die Laterne derſelben habe ich beſtiegen. Das Dach erſcheint, bei dem Betreten deſſelben, wegen der vielen darauf ſich erhebenden Gebäude, unter denen ſich die Kuppeln als Tempel darſtellen, gleichſam eine kleine Stadt. Von hier aus, wo man ſich ſchon ſo hoch über den Boden der Kirche befindet, erhebt ſich die Hauptkuppel zu einer Geſammthöhe von ſechshundert ſechzehn Palm über jene Bodenfläche. Die größte Höhe, welche jemahls ein Gebäude der Menſchen erreichte. Die Kugel, welche das Kreuz der Kuppel trägt, erſcheint, von unten angeſchaut, von der Größe eines Apfels, und doch faſſet ſie bequem ſechszehn Perſonen. Die Ausſicht von dieſen Höhen über die im Oſten von den Sabiner-Gebirgen und im Weſten von dem Meere begränzte Campagna Romana, auf die zu den Füßen des Beſchauers ſich ausbreitende Stadt, ihre vielen Kuppeln, Thürme, Paläſte, auf die gewaltigen Maſſen des Vaticans, deſſen weite Gärten, dann auf die Hügel der Nachbarſchaft, die ſie krönenden Villen und Klöſter, iſt unausſprechlich ſchön. Wie tief liegt hier unter dem Beſchauer Agrip-

pa's Pantheon, die Engelsburg, jenes ſtolze Grabmahl des Hadrian, und ſelbſt wie klein erſcheinet die freilich ſchon ferne coloſſale Maſſe des Amphitheaters! — Ich behaupte, wer hier ſtand, dieſes Panorama überſchaute, und dennoch bereute, wenn auch nicht ohne Beſchwerden und Entbehrungen, nach Rom gekommen zu ſeyn, dem fehlt die ſchönſte Eigenſchaft des innern Sinns; er iſt nicht zu tadeln, ſondern lediglich zu beklagen.

Ganz eigenthümliche Empfindungen gewährt auch das Hinunterſchauen von der Kuppel in das Innere der Kirche, auf den gerade unter ihr liegenden Hauptaltar, deſſen großer Tabernakel ſich, tief unter dem Schauenden, 120 Palm erhebt, mithin große Königsſchlöſſer an Höhe übertrifft, von hier aber betrachtet, nur klein erſcheint, und auf die neun und achtzig Lampenflammen, welche um das Grab des Fürſten der Apoſtel Tag und Nacht ihr feierliches Licht ausſtrömen. Wie klein erſcheint von hier ein unten wandelnder einzelner Menſch! Und doch waren es Menſchen, welche den Gedanken faßten und ausführten, ſo edele Maſſen zum Himmel zu erheben. Wäre zu Rom auch nichts als die Peterskirche, es wäre werth, daß man als Pilger zu Fuß zu ihm wallfahrtete.

Die vaticaniſchen Grotten bilden eine unterirdiſche Kirche auf dem Boden der alten Peterskirche, der ſorg-

fältig erhalten ist, und über welchem sich der Boden der jetzigen elf Fuß erhebt. Diese sogenannten Grotten sind nur zwei Tage im Jahre dem Publicum geöffnet, nämlich am Montage nach dem Pfingstfeste für die Frauen und an der Vigilie und dem Feste der heiligen Petrus und Paulus für die Männer. Dann wird hier auch Gottesdienst gehalten. Zu anderen Zeiten können zwar Männer diese unterirdische Kirche in Begleitung eines Sacristans besuchen, Frauen aber nur nach erhaltener besondeter Erlaubniß des Papstes. In diesen Grotten befinden sich viele Denkmähler, welche in der alten Peterskirche aufgestellt waren, besonders Grabsteine, sowohl mit Sculpturen als mit Inschriften. Sie sind in langen Reihen an den Seiten aufgestellt und eingemauert, und werden bei Fackellichte betrachtet. In Beziehung auf Kunstgeschichte ist hier Vieles durch eigene Anschauung zu lernen. Von dieser unterirdischen, weitläufigen Kirche ist das schon erwähnte Grab des h. Peters sehr zu unterscheiden, welches unter dem mit dem großen Tabernakel überdeckten Hauptaltare befindlich ist. Die Gebeine des Apostels ruhen unter einer Nische in der Mitte der Vorderseite des Altars oder der Confession, und dieses Grab heißet eben »die Confession« im engern Sinne. Ihren Fußboden bedeckt eine metallene Platte, auf welcher die Pallien der Pa-

triarchen und Erzbischöfe gelegt werden und gleichsam heilige Kraft empfangen. — Diese Grab-Kapelle ist mit Mosaiken und Marmor geschmückt, und eben um der vor ihr befindlichen Vertiefung, in welcher sich das Grab und die Statue Pius VI. von Canova (den Papst knieend vorstellend) befindet, brennen die schon erwähnten nie verlöschenden Lampen.

Wenn jemahls die nichtsvergessende Nemesis über eine Stadt Rache übend gewaltet hat, so geschah dieses über die weltbeherrschende Roma. Ueber tausend Jahre lang war diese Königinn der Erde gleichsam das Ziel barbarischer Verwüstungen, und endlich gedieh es dahin, daß man in Rom selbst Rom suchen muß. Von den Hunderten von Tempeln und den Tausenden von Prachtgebäuden der alten Stadt, ist nur ein Bauwerk übrig, von dem man einigermaßen zu behaupten im Stande ist, daß es von seinem ersten Zustande noch ein entsprechendes Bild darstelle, und dieses ist das Pantheon, ein von Agrippa dem Jupiter Ultor geweiheter Tempel. Dieses großartige Gebäude ist wenigstens in so weit erhalten, daß seine ursprüngliche Form im Ganzen noch dieselbe ist, welche ihm sein Erbauer gab; und daß es noch jetzt in dem Zustande sich befindet, um als

Tempel benutzt werden zu können. (Sancta Maria ad Martyres ist sein jetziger Name.) Aber ein reines Bild seines ersten Zustandes giebt es uns auch nicht mehr. Schon sein majestätischer Porticus und dessen Fronton sind dadurch verunstaltet, daß die Statuen und Basreliefs, welche beide schmückten, verschwanden. Die ehernen Balken und die Dach-Bedeckung von Bronze haben dem Holze und unedelm Blei weichen müssen; dafür aber verunstalten zwei winzige Glockthürme von gemeiner Form die edele Einfachheit des Gebäudes. Auch im Innern sind große Veränderungen vorgegangen, und höchst unwahrscheinlich ist es, daß die jetzt vor den Nischen stehenden Säulen diesen Platz im Alterthume hatten; wie alles dieses unser Landsmann Hirt in einer eigenen gelehrten Abhandlung ausführlich untersuchet hat *). — Dessen ungeachtet bietet noch jetzt das Pantheon, sowohl von Außen als von Innen einen befriedigenden, ja erhebenden Anblick dar. Wobei ich jedoch, um der Wahrheit treu zu bleiben, wiederholen muß, was ich schon gesagt zu haben glaube, daß aus meinem Innern erst das noch ungleich großartigere Bild der schaffenden Phantasie der Wirklichkeit weichen

*) Osservazioni istorico-architettoniche sovra il Panteon. In Roma, 1791. 4to. (Mit drei Kupfertafeln).

mußte, ehe ich mich ganz und gar dem Genusse des Anschauens hingeben konnte. — Ich sage nichts von der äußern und innern Gestaltung des Pantheon, denn welchem Gebildeten wären diese unbekannt? Das Gemüth des Betrachtenden erfreuet sich vorzüglich an den schönen Verhältnissen des Kuppelgewölbes, welches den zirkelförmigen Raum von einem Durchmesser von 194 Palmen deckt. Die Höhe vom Boden bis zu der runden Lichtöffnung in der Mitte der Kuppel beträgt genau das Doppelte jenes Durchmessers; und in diesem Verhältniß muß eben das Auge Befriedigung finden. Ich habe das Pantheon oft besucht, und jeder Zeit mit neuem Vergnügen mich an seinen Verhältnissen gelabt.

Das Pantheon umschließt die Gebeine des unsterblichen Raphael, unter dem Altare der S. Maria del sasso. — Bisher behauptete die Academia di S. Luca, im Besitz seines Schädels zu seyn. — Als sich nun vor wenigen Jahren ein authentisches Document fand, wodurch gewiß wurde, daß dieser Schädel dem Don Desiderio di Adintorio, dem Stifter der Gesellschaft der Virtuosi des Pantheon (1542) angehöre, und nun diese Reliquie die Mitglieder solcher Societät zurückforderten, um sie beisetzen zu können, die Academie von S. Lucas aber ihre Behauptungen nicht aufgeben wollte, so entschloß man sich, durch eine feierliche Eröffnung des

Grabes des großen Künstlers die Sache in's Klare zu setzen. Diese Ceremonie hatte Statt, und man fand, daß das wohlerhaltene Skelett des Kopfes nicht beraubt war.

Ueber solche Eröffnung und ihre Folgen enthält das Diario Romano vom 26sten October 1833 folgende Mittheilung *):

»Nachdem man die sterbliche Hülle Raphaels an derselben Stelle, welche er für sein Begräbniß bestimmt hatte — nämlich in der Rotunda unter dem Altar der von ihm geschmückten und della Madonna del Sasso genannten Kapelle — aufgefunden, befahl Se. Heiligkeit, der Papst Gregor XVI., daß man aus dem Museum im Vatican einen marmornen Sarkophag nehmen, und den mit Blei ausgefütterten Sarg hineinstellen solle, worin das Skelett Raphaels neuerdings hineingelegt war.«

»Am 18ten October fand die Ceremonie der neuen Beerdigung von Raphaels irdischen Resten Statt, unter der Kapelle und unter der Statue der Madonna del Sasso, welche nach Vorschrift seines Testamets

*) Diese Nachrichten sind aus Nibby's Briefe an Quatremère de Quincy, über die Auffindung der Gebeine Raphaels entnommen. S. Geschichte Raphaels und seiner Werke von Quatremère. (Uebersetzt: Quedlinburg und Leipzig, 1835.)

von Lorenzo Lotti verfertigt ist. Diese Kapelle war sein wahrhaftes Mausoleum geworden.«

»Die Ceremonie des Leichenbegängnisses fand unter großem Pomp Statt. Das Innere der Kirche des Pantheons war illuminirt.«

»Der Sarkophag wurde an dieselbe Stelle gesetzt, welche seine Gebeine früher eingenommen hatten. Die Präsidenten der academischen Körperschaften, welche dieser Ceremonie beiwohnten, und an ihrer Spitze der Ritter Fabris, trugen jeder einen Ziegelstein hinzu, und das Bogengewölbe, der Ort des Begräbnisses, wurde von Neuem vermauert und durch einen Bau von Ziegelsteinen verschlossen.«

Die Reisenden schenken selten den jetzt bestehenden Mauern Roms ihre Aufmerksamkeit, und die Reisebeschreiber erwähnen ihrer fast niemahls, und doch sind sie schon in der Hinsicht in hohem Grade der Beachtung werth, da sie eben es sind, welche uns den gewissesten Aufschluß über die ehemahlige Größe und Ausdehnung der ewigen Stadt geben. Sie umschließen nämlich nicht allein das jetzt städtisch bebaute Rom, sondern auch den wüst oder fast wüst liegenden bei weitem bedeutendern Theil desselben. Ich habe diese Mauern

bedeutende Strecken, an denen die alterthümliche Bauart keinesweges zu verkennen ist. Gleich rechts, nicht gar weit von der Porta del Popolo, an der Villa Borghese, erblickt man die ungeheuren Substructionsmauern des Pincius, mit Netzwerk bekleidet, und mithin noch aus Zeiten von Aurelian, welche jetzt unter dem Namen Muro torto bekannt sind. Dieses Bauwerk bietet mit seinen dicht an einander gereiheten Nischen und seiner Bewunderung erregenden Senkung einen gar seltsamen Anblick dar. Nach der Meinung des Volks senkte sich die Mauer, ohne zu stürzen, zu der Zeit, als St. Peter hier vorbeigeführet wurde, und er vertheidigt diese Stelle noch jetzt. Es ist möglich, daß man in dieser wunderlich gestalteten, von Backsteinen aufgeführten Mauer noch Anlagen der Domitier erblickt. Dann folgen wieder die gewöhnliche Stadtmauer mit Thürmen und Reste vom Ziegelwerk des Honorius. So wechselt Altes mit Neuem ab. — Die Mauern sind meist von Backsteinen, und haben mit ihren Wiederlagen, Zinnen und Thürmen im Ganzen ein gar wunderbares und abenteuerliches Ansehn. — In den horizontalen Abtreppungen — denn sie gehen über Berg und Thal — haben sie eine Höhe von 52 — 53 Fuß außerhalb der Stadt, bei einer sehr bedeutenden Dicke. Auf der innern Seite beträgt die Höhe selten über die Hälfte dieses

Maaßes, theils weil sie sich an Hügel lehnen, theils weil der Schutt an dieser Seite hoch an ihnen aufgehäuft ist: denn es scheint nun einmahl dem Volke der Römer eigenthümlich zu seyn, weit mehr Hinneigung zu Neubauten, als zu sorgfältiger Erhaltung des Vorhandenen zu haben. Zwischen den Strebepfeilern sind Schießscharten, und nach fünf oder sechs dieser Pfeiler folgt ein viereckiger Thurm. Hin und wieder sind jetzt die Mauern verfallen; doch im Ganzen kann man sie ziemlich erhalten nennen. Ein Fahrweg führt von Außen dicht an ihnen hin, so daß man mit Bequemlichkeit, in einer offenen Chaise sitzend, sich das Vergnügen verschaffen kann, die aurelianischen Mauern vom Einflusse der Tiber bis zu ihrem Ausflusse zu umfahren; wo sich denn die mannigfachsten Gestaltungen dieses Bauwerkes, woran so viele Jahrhunderte zerstörten und besserten, schwarz und unheimlich darweisen, zu den verschiedenartigsten Betrachtungen auffordernd. Die Mauer von der Porta S. Paolo bis zur Tiber ist neu, und geht höchstens bis auf den Papst Nicolaus V. hinauf. Dicht an der Tiber bildet sie einen Winkel, und geht das östliche Ufer des Flusses entlang bis zu der Stelle, welche der Porta portense am westlichen Ufer gegenüber ist. Von diesem Theil der Mauer sind nur noch Trümmer übrig, und eben so auch nur solche von der aurelianischen

Die Vergänglichkeit Alles Irdischen wird wohl auf dem ganzen Erdenrunde nirgend deutlicher erkannt wer-

---

Rom. Die Prediger Rothe, Schnieder, von Tippelskirch, Adeken haben nach der Reihe im kleinen Tempel mit Segen gewirkt, und wirken noch fort, theils in der Erinnerung Mancher, theils in der Gegenwart. Dieser Hausgottesdienst hält sich streng innerhalb der Grenzen seines Gebiets, und hütet sich selbst vor dem Scheine der Proselytenmacherei. Ein kleines Positiv, das von den liebenswürdigen und fromm erzogenen Kindern des Gesandten, geheimen Rathes Bunsen, oder von dessen Hausgenossen gespielt zu werden pflegt, dient dem Gesange zur Unterlage und Anleitung. Ganz in der Stille ist für protestantische Kranke eine kleine Versorgungsanstalt errichtet worden, besonders um ihre letzten Stunden vor dem Andrange von Proselytenmachern zu sichern. Bekanntlich ist für diese Kapelle eine besondere Liturgie verfaßt, und höchsten Orts approbirt worden. Sie unterscheidet sich noch in mancher Beziehung von der preußischen Hof- und Domagende. Die mäßig abgezogenen Exemplare sind in Berlin und Rom vertheilt, indeß nie in Buchhandel gekommen. Das in Hamburg bei Perthes erschienene »allgemeine evangelische Gesangbuch,« ein Werk gründlichen Fleißes, und vereinigt wirkender Kräfte, das durch seinen Reichthum für näher oder fernerstehende christliche Richtungen brauchbar wird, ist für den Cultus eingeführt. Die Liturgie bietet eine große Auswahl dar, nähert sich in manchem den englischen Liturgieen, und hat vielen Widerspruch, besonders von Seiten der Künstler als Theilnehmer, gefunden. Für diese ist nun ein besonderer Gottesdienst Nachmittags nach der gewöhnlichen preußischen Liturgie eingerichtet; auch predigt der gegenwärtige Geistliche seit kurzem bisweilen französisch, zum Behuf einiger protestantischer Franzosen (Nachmittags). Im Ganzen

den können, als auf dem römischen Capitol. Wie wenig ist es, welches von den mannigfachen Gebäuden dieses berühmtesten aller Hügel auf der Erde und ihrer Pracht und Herrlichkeit übrig geblieben? — Wo ist der Tempel des capitolinischen Jupiter, wo die Feste des römischen Volks? — Auf dem Capitol sucht man das Capitol vergeblich. Von den prächtigen Aufgängen zum capitolinischen Hügel von der Seite des Forum Romanum ist nicht einmahl so viel, oder viel mehr so wenig, noch übrig, als von diesem zu einem Campo vaccino hinuntergewürdigten berühmtesten aller Plätze. Nichts ist zu schauen von dem Clivus Capitolinus oder dem

ist ein warmer Glaubenseifer wahrzunehmen, und es ist sehr zu wünschen, daß derselbe auch unter den protestantischen Künstlern zunehmen möge. Der kirchliche Sinn steht gewiß mit dem sittlichen in Verbindung. Der Palast ist der eines ehemahligen Cardinals, dessen Wappen noch die Decke des kleinen Tempels schmückt. — Der Prediger, jetzt Herr Abeken, ist von dem preußischen Hofe besoldet, in ähnlicher Weise wie in Neapel; auch hat der König mehrere Schenkungen für den Gottesdienst gemacht. — Diese Mittheilung ist aus Fricke's »Theologischen Reisefrüchten zur Kenntniß des kirchlich-religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Zeitgeistes« Leipzig. 1835. (1 Abth. S. 146) entnommen; auf welches verdienstliche Werk ich meine wissenschaftlichen Leser aufmerksam machen will. Außer der Familie des G. L. R. Bunsen kann man auch die des Generals von Lepel als hier eingebürgert betrachten.

Clivus Sacer, auf welchem die Züge der Triumphatoren sich zum Tempel des Jupiter Optimus Maximus begaben. Von der Seite des Forum ist jetzt nur ein höchst kläglicher Aufgang vorhanden. — Die einigermaaßen bedeutenden Ruinen aus den Zeiten des römischen Alterthums beschränken sich auf Ueberreste von dem Archivgebäude oder Tabularium, unter dem Palast des römischen Senators, nach dem Forum zu, an denen man erkennen kann, daß dieses äußerst solide Gebäude in dorischem Style aufgeführet war; und dann in vielleicht noch bedeutendern von den aus der Geschichte nur zu bekannten mamertinischen und tullianischen Gefängnissen. Dieß Gebäude war aber nicht einmahl auf dem Capitol selbst, sondern nur an dessen Abhange, dicht am Forum. Da solches von Ancus Martius und Servius Tullius erbaut wurde, so sind die davon übrig gebliebenen Reste Theile eines der ältesten Bauwerke Italiens. Sie bestehen aus ungeheuern Quadern, vulcanischen Gesteins, welche, durch kein Cement verbunden, lediglich durch ihre Schwere auf einander ruhen. Die dem Forum zugekehrte Vorderseite hat eine Länge von 45 und eine Höhe von 18 Fuß. Das Uebrige ist jetzt in Schutt begraben. Auf der gedachten Vorderseite befindet sich noch der Name derer verzeichnet, welche die Gefängnisse nach einem Senatsschlusse herstellten.

C. VIBIVS. C. F. RVFINVS. M. COCCEIVS.... NERVA. EX. S. C. Dieſes Gebäude beſtand, wie man jetzt noch erkennen kann, aus zwei Stockwerken. Jetzt haben dieſe Treppen, ehemahls wurden die Gefangenen durch Oeffnungen, welche noch jetzt in den Gewölben vorhanden ſind, von oben, wohin man auf anderen Wegen gelangte, hinuntergelaſſen. In dieſen Gefängniſſen ließ Cicero die catilinariſchen Verſchworenen erwürgen, hier mußte Jugurtha, wie Salluſtius berichtet, verhungern, und hier ſoll, nach der Sage, der heilige Petrus gefangen geſeſſen haben, daher dieſes Gebäude denn auch dem Apoſtel jetzt geweihet iſt. Ueber dieſen Gefängniſſen befindet ſich die Kirche des h. Joſeph, welche einer Brüderſchaft der Zimmerleute zugehört. — Das Feſte war von den übrigen Theilen des Capitols durch Mauern und Thürme getrennt. Von dieſen erblickt man noch einige Reſte unter dem Palazzo Cafarelli, Ruinen von albaniſchem Peperino, und in dem Garten eben dieſes Palaſtes ziemlich große Ueberreſte von der Citadelle (arx) ſelbſt.

Dieſes ſind die bemerkenswertheſten Ueberbleibſel des alten Capitols. Alles Uebrige, beſonders der tarpejiſche Felſen, will wenig bedeuten: ich glaube, man würde ſo ziemlich ohne Gefahr von demſelben hinunterſpringen können. Die Wahrheit zu ſagen, ſo vermochte ich en

dem Küchengarten, in welchem er zu ſchauen ſeyn ſoll, ihn gar nicht mit Beſtimmtheit zu finden. Man ſagte mir, hier ſtehe ich am Rande des tarpejiſchen Felſens, und gutgläubig begab ich mich weg.

Auf der Stelle, wo ehemahls der Tempel Jupiters befindlich war, ſteht jetzt die Kirche Araceli, und eben von dieſer Seite her iſt jetzt der allerdings prächtige und würdig mit antiken Sculpturwerken geſchmückte Hauptaufgang zu dem capitoliniſchen Platze, welcher von drei von Michel Angelo angegebenen, wenn auch nicht groſsartigen, doch eleganten Gebäuden umſchloſſen wird. Die Vorderſeite begränzt würdig die Balluſtrade des Aufgangs, wo die beiden bekannten coloſſalen Statuen Caſtor's und Pollux's einen herrlichen Effect hervorbringen. Auf dieſem ein Quadrat bildenden Platze prangt die einzige antike Reuterſtatue von Bronze zu Rom, das vortreffliche, von Michel Angelo ſo ſehr bewunderte Standbild des Marcus Aurelius, welches, da es von der Einwirkung der Atmoſphärilien zu leiden beginnt, billig, hier durch eine Copie erſetzt, in dem Innern eines Gebäudes aufgeſtellet werden ſollte.

In dem Hauptgebäude des Platzes, welches mit zwei prächtigen Freitreppen verſehen iſt, wohnt der einzige römiſche Senator (als Schattenbild des die Welt einſt beherrſchenden Senats), und verſchiedene Tribunale

haben hier Sitzungs-Locale. Auch Gefängniſſe giebt es hier. — Von den herrlichen Sammlungen, welche die beiden Seitengebäude enthalten, ſchweige ich. Sie ſind bekannt genug: und wo ſollte ich enden? — Die capitoliniſche Venus, die mit der Mediceerin um den Preis ſtreitet, und ihn nach der Meinung Vieler gewinnt, iſt hier zu bewundern. Doch pflegen die Aufſeher dieſes entzückende Bild nur auf beſonderes Verlangen und für eine ausgezeichnetere buona mano zu zeigen. Es ſteht in einem beſondern Cabinette. Nicht minder unterrichtend als die große Sammlung der antiken Statuen und Büſten iſt die Gemählde-Gallerie. — Hier auf dem Capitol findet auch das literariſche und artiſtiſche Verdienſt ſeine Belohnung. Die Italiens großen Schriftſtellern und Künſtlern im Pantheon geſetzten Ehrendenkmahle ſind, da ſie ſich dort zu ſehr häuften, jetzt hier vereint, und nach gewiſſen Geſetzen kann auch ferner jeder als Schriftſteller oder Künſtler ſich auszeichnende Italiäner nach ſeinem Tode zu der Ehre gelangen, daß ſeine Marmor-Büſte in den Sälen des Capitols aufgeſtellt werde. Selbſt Fremden, die ſich in Italien einbürgerten, iſt dieſe Ehre nicht verſagt. Winkelmann, Mengs und Angelica Kaufmann fanden hier Anerkennung ihrer hohen Verdienſte.

Die Sammlungen des Capitols einiger Maaßen ge-

noch zum Theil auf dem Clivus capitolinus und richtete seine Vorderseite dem Forum zu. Die übrig gebliebenen Säulen sind Muster des guten Geschmacks und dienen dazu, die schönsten Verhältnisse der corinthischen Ordnung kennen zu lernen.

Ganz in der Nähe von diesen Tempelresten beschäftigt man sich mit der Freimachung des untern Theils und der Fundamente des Tempels der Concordia. Diese Ueberbleibsel, an sich ziemlich unscheinbar, sind dem Archeologen von bedeutender Wichtigkeit, da sie erst völligen Aufschluß über die wahre Lage am Clivus capitolinus dieses ursprünglich von Camillus erbauten, von Tiberius und dann von Vespasianus hergestellten Concordia-Tempels gaben. Bis vor kurzer Zeit hielt man die hier ganz in der Nähe stehende Säulenreihe des Tempels der Fortuna für Ueberreste des Concordia-Tempels, und vorzüglich die Entdeckung dieses hat auch

C. Bunsen Secretaire général de l'Institut archéologique avec deux planches. Rome. 8. Ein Bericht über diese wichtige Darstellung findet sich im 75sten Stück 1835 des Intelligenzblattes der Halleschen Allg. Lit.-Zeit. — In obigen zu andern Zwecken abgefaßten Darstellungen habe ich die alten bekannten Namen beibehalten. Durch die neuen, wenn gleich unstreitig richtigen, doch noch nicht allgemein anerkannten Benennungen würde ich den größten Theil meiner Leser nur verwirrt haben.

über jenen Aufschluß gegeben. Jene Säulenreihe besteht aus sechs ionischen Säulen von Granit, und zeigt in ihren Verhältnissen, daß sie aus späteren Zeiten herrührt. — Diese erwähnten Baumonumente stehen noch am Abhange des Capitols: jetzt treten wir auf die Ebene des Forum, welche sich in dem Thale zwischen dem capitolinischen und dem palatinischen Hügel erstreckte.

Hier, wo Rom sich am prächtigsten und in seiner ganzen Majestät darstellte, wütheten auch die Barbaren am meisten. Dennoch aber hatte sich das Forum im Ganzen bis zum Mittelalter erhalten, wo es während der innern Unruhen gänzlich zu Grunde gerichtet wurde. In diesen Zeiten bedienten die sich befehdenden mächtigen Familien sich der colossalen Gebäude des Alterthums als Festungen, die der Sieger nach der Einnahme zu zerstören nie unterließ. So ging ein Baumonument nach dem andern zu Grunde. Was noch übrig geblieben zerstörte man selbst bis zum funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, um Materialien zu Neubauten zu erhalten. »Was die Barbaren übrig ließen, zerstörten die Barbarini,« sagen ja selbst die Römer.

Der Triumphbogen des Septimius Severus (auch bis zum Grunde aufgegraben) ist aus Abbildungen bekannt genug. Er ist wohl erhalten und bietet einen

imposanten Anblick dar. Eine nun folgende einzeln stehende Säule ist jetzt für ein Ehrendenkmahl erkannt, welches i. J. Ch. 608 der Exarch von Italien Smaragdus seinem »besten, gnädigsten und glücklichsten Herrn und Kaiser Phocas« gesetzt hatte. Nachdem nun Heraclius, Statthalter in Africa, den Phocas i. J. 610 auf eine schimpfliche Weise hatte hinrichten lassen, so ist an der Inschrift, wahrscheinlich kurz nachher, der Name Phocas getilgt; wie in der That der Tyrann dieses auch verdiente. — Die Säule rührte aus frühern Zeiten her, und trug, wie man aus der Inschrift erfährt, die vergoldete Statue des Phocas.

Jetzt treten wir zu drei prächtigen corinthischen Säulen, die noch einen Theil ihres Gebälks tragen und welche zu der Grăcostăsis, oder dem für fremde Gesandten zur Wohnung bestimmten Gebäude, gehörten. Man hielt diese Säulen ehemahls für Ueberreste eines Tempels des Jupiter Stator.

Von der jetzt folgenden Curia sind nur höchst unscheinbare Ruinen übrig.

Nun gelangen wir zu der Via Sacra, von welcher Horaz sagte: »Hier ging ich, wie meine Gewohnheit ist« (Ibam forte via Sacra, sicut meus est mos). Das Erste, welches unseren Blicken sich darbietet, sind die wahrhaft majestätischen Ueberbleibsel eines

Tempels des Antoninus und der Fauſtina: der ganze Porticus von zehn corinthiſchen Säulen, jede von funfzehn Fuß im Umfange und fünf und vierzig Fuß Höhe, noch mit dem ziemlich erhaltenen prächtigen Gebälke belaſtet. Dieſer Porticus bildet gleichſam die Vorhalle der Kirche S. Lorenzo in Miranda, der auf dem Fundamente des alten Tempels erbauet wurde. So folgte das chriſtliche Heiligthum dem heidniſchen im Einzelnen, wie prieſterliche Weltherrſchaft, an die Stelle der längſt niedergeſunkenen politiſchen trat.

Eben dieſe Betrachtung kann man bei den geringen Ueberbleibſeln eines Tempels des Romulus und Remus anſtellen, welche jetzt folgen und die als Veſtibulum der kleinen Kirche der beiden heiligen Cosmus und Damianus benutzet wurden. Dieſe Tempelreſte fallen nur ſehr wenig in die Augen, deſto mehr aber die drei grandioſen Tonnengewölbe hier ganz in der Nähe, welche noch unter ihrer Decke mit dem urſprünglichen Stuckverzierungen bekleidet ſind. Man hat ſie bis auf unſere Zeiten für Ueberbleibſel eines Friedens-Tempels gehalten, daher ſie denn auch auf den ſie darſtellenden Kupferblättern beſtändig als »Avanzi del tempio della Pace« angegeben ſind. Jetzt hat man die Ueberzeugung gewonnen, daß ſie einer von Conſtantin erbauten Baſilica angehören. Dieſe Ruinen ſind zu

den prächtigsten der dahingesunkenen Stadt Rom zu zählen.

Von einem jetzt auf unserm Gange vom Capitol zu dem Amphitheater der Flavier oder dem Colosseo folgengenden, von Hadrian erbauten Tempel der Göttinnen Venus und Roma ist, außer den Grundmauern und Trümmern von Säulen, welche die ehemahlige Pracht dieses Gebäudes ahnen lassen, nichts mehr zu schauen als die Mauern der Cella, und eine Nische, in welcher die Bildnisse der Göttinnen standen. An dem Gewölbe dieser Nische erblickt man noch die rautenförmigen Stuckverzierungen. Die Grundmauern dieses Tempels sollen jedoch auch jetzt noch zu verfolgen stehen.

Gleich in der Nähe dieser Ueberreste treten wir zu einem der schönsten Denkmähler, welche von der herrschenden Roma übrig blieben, nämlich zu dem Triumphbogen, welchen Senat und Volk dem Besieger Judea's Titus, nach seinem Tode errichteten. Durch die Vorsorge Pius VII. ist dieses herrliche architectonische Werk, welches einzustürzen drohte, in so weit hergestellt, daß die fehlenden wesentlichen Theile von Travertin — die antiken Theile sind von pentelischem Marmor — hinzugefügt wurden; so daß in einiger Entfernung der Anblick wieder der ursprüngliche ist. — Dieser Bogen ist im hohen Grade in Bezug auf die jüdi-

sche Archäologie merkwürdig; denn seine Basreliefs zeigen in Abbildungen die im Triumph getragenen Geräthschaften des Tempels zu Jerusalem; wie wir denn überhaupt durch diese Darstellungen einen deutlichen Begriff von einem Triumphzuge bekommen. Die Gesichtsbildungen der bei dieser Gelegenheit dargestellten jüdischen Gefangenen sind genau dieselben, welche uns noch jetzt das Volk der Hebräer, selbst eine Ruine der Vorzeit, erkennen läßt.

Der palatinische Hügel, zu welchem wir jetzt gelangt sind, war zu Nero's Zeiten, und auch noch späterhin, von dem unermeßlichen Palast der Imperatoren eingenommen, der sich sogar noch auf die benachbarten Hügel ausdehnte. Ungeheure Ruinen sind davon in den Farnesischen Gärten, welche dem neapolitanischen Hofe gehören, und in der Vigna Palatina, die ein Engländer gekauft hat, annoch übrig. Man müßte von einem Architecten, der diese Reste gründlich durchforschet, und sich aus ihnen einen Grundriß gebildet hätte, hier unterrichtend begleitet werden, um eine zusammenhängende Vorstellung von dem zu bekommen, was man erblickt. Ich gestehe gern, daß ich nur ungeheure Steinmassen, in welchen ich von ihrem vorigen Zustande wenig oder nichts zu errathen vermochte, geschaut habe. — Der Eingang zu den Farnesischen Gärten ist dem

sogenannten Tempio della Pace (den Ruinen der Basilica Constantins) gegenüber. Tritt man hier wieder auf die Via Sacra, so wird zuerst ein unscheinbarer Steinklumpen als eine Ruine der Meta sudans (eines Springbrunnens in der Form des Ziels in einem Circus, der hier das Zusammentreffen von vier Regionen des alten Roms bezeichnete) von dem sorgsamen Cicerone gezeigt; wenden wir uns sodann rechts, so erblicken wir den prachtvollen Triumphbogen des Constantin, dessen Formen die der classischen Zeit sind. Doch wagten es seine Erbauer nicht, ihn selbst würdig auszuschmücken. Ein Triumphbogen Trajans mußte die halberhabenen Sculpturen, die wir an ihm bewundern, größtentheils hergeben.

Jetzt stehen wir vor den Ruinen des Amphitheaters der Flavier oder des Coloſſeo, den größten und bewundernswerthesten, welche aus der Römerwelt übrig sind. Von diesen zu berichten würde vergebliche Arbeit seyn; denn welcher Gebildete kennt sie nicht aus Beschreibungen und Kupferstichen? — Am imposantesten erscheinen diese grandiosen Massen beim Lichte des Vollmondes. Man glaubt zu den alten Römern zurückgekehret zu seyn. — Jedes Mahl, wenn ich diese Ruinen schaute, wurde ich von ganz eigenen Gefühlen bewegt. Selbst Titus, die Wonne des Men-

schengeschlechts, wie man ihn nannte, opferte hier tausende von Menschen — die ihn als dem Tode Geweihete (morituri) begrüßten — dem Vergnügen eines rohen Volkes. Denn der gemeine Römer blieb stets Barbar. — Herr Nicolai äußert sich, indem er uns seine Ansichten von dem Colosseo darlegt, folgender Maaßen:

»Hier und da sind Ausbesserungen angebracht; ganze »Bogen neu gebaut, und wenn es so fortgeht, wird »man in Jahrhunderten ein neues Coliseum »an der Stelle des alten zeigen. Wenn dergleichen Ausbesserungen schon seit einem Jahrtausend »Statt fanden, was ist denn wohl schon jetzt vom alten »Coliseum noch übrig??«

Es bedurfte dieser gedoppelten Fragezeichen wahrlich nicht: — denn der Fragende überläßt sich leeren Befürchtungen und eben so ungegründeten Zweifeln. Ich nehme mir die Erlaubniß, Herrn N. aufzufordern, nachträglich die von mir mehrmahls rühmend angeführte Beschreibung Roms von Plattner, Bunsen u. s. w. zu durchblättern, dann wird er sich überzeugen, daß bis zu den neuesten Zeiten hinunter man wohl an die Zerstörung, nicht aber an die Erhaltung oder gar Ergänzung der antiken Baudenkmähler der Stadt Rom gedacht hat. Diesen Zerstörungen war ganz vorzüglich das Amphitheater der Flavier ausgesetzt, welches, bis zum Jahre

1332, wo es noch zu einem prächtigen Turnier benutzt wurde, wenigstens als Festung, ziemlich erhalten, von 1381 an, gleich einem Steinbruche, die Materialien zu einer nahmhaften Anzahl von Palästen liefern mußte. So nahm man aus diesem, der sorgfältigsten Erhaltung so sehr würdigen Gebäude, die erforderlichen Steine zu dem venezianischen Palast, zu der päpstlichen Kanzlei, zum Palazzo Farnese und noch im Jahr 1703 zum Hafen der Ripetta. — Endlich erkannte man die moderne Barbarei; man hörte auf zu zerstören. Aber man hatte das herrliche Gebäude, nicht nur durch die Beraubung der treppenartigen Sitzreihen gleichsam bloßgelegt, sondern da man die Bogen ebenfalls zu einem bedeutenden Theile weggebrochen, so fehlten diesen die Wiederlagen, und das Ganze ging einer unaufhaltbaren gewissen Zerstörung entgegen. — Pius VII., dieser kunstliebende Kirchenfürst, war der Erste, welcher sich der herrlichen Ruinen erbarmte, Leo XII., Pius VIII. und der jetzige Papst Gregorius XVI. fuhren in dem löblichen Werke, wenigstens das Bestehende zu retten zu suchen, fort. — Ungeheure Wiederlagen von Backstein wurden da aufgeführt, wo die Bogen weggebrochen waren, und damit diese an der Außenseite hinauf eine schräge Fläche darstellenden Wiederlagen völlig die beabsichtigte Wirkung haben möchten, sind, ganz der alten Architektur gemäß,

mehrere fehlende Bogen von Backsteinen trefflich zur Ergänzung nachgebildet. Alle diese Ergänzungen und Beschützungen sind, bis auf einige Stellen, wo festeres Material erforderlich war, von Backsteinen gebaut, welche noch nach Jahrhunderten Niemand für Theile des ursprünglichen Baues, der bekanntlich von ungeheuren Travertin-Quadern ausgeführet ist, halten wird.

Uebrigens wäre nichts wünschenswerther, in Beziehung auf die Erhaltung des römischen Amphitheaters, als wenn es statt viele Jahrhunderte lang der Zerstörung Preis gegeben zu seyn, gleich dem Amphitheater zu Verona, sorgfältige Erhalter gefunden, wenn auch, wie dort wirklich der Fall ist, die Reihen der Sitze allmählig sich gänzlich erneuet hätten. Bei den Bogen wäre dieses auf keine Weise erforderlich gewesen, hätte man sie nicht muthwillig zerstört, denn eine sorgfältige Erhaltung der Sitzreihen wäre für das Amphitheater dasselbe gewesen, als z. B. die Erhaltung des Marmordachs für den des Doms zu Mailand ist. Diese schützt das Ganze, und Niemand wird glauben, der Dom sey nicht mehr der alte, weil allmählig ein ganz neues Marmordach entstanden.

d. Von den Thermen des Titus, deren Ueberreste sich in der Nähe des Amphitheaters zwischen der Via Labicana und der Via S. Pietro in Vincoli befinden, sind keine sehr bedeutende oder in die Augen fallende Ruinen übrig geblieben; doch für den sachkundigen Architekten immer genug, um eine ziemlich klare Vorstellung von dem ursprünglichen Ganzen geben zu können *). — Was hier jedoch vorzüglich beachtenswerth ist, sind diejenigen Theile der zu den Neronianischen Gärten gehörigen Gebäude, welche Titus gleichsam als Unterhaus zu seinen Bädern benutzte, und die daher eben durch diesen Umstand in bedeutenden Massen erhalten sind. Sie wurden zwar zu dem neuen Zwecke, nur als Fundamente zu dienen, bedeutend verändert, ihrer Marmorverzierungen beraubt, mit neuen Zwischenwänden, größerer Festigkeit wegen, versehen, zum Theil sogar mit Schutt ausgefüllt: aber Alles dieses hat nicht gehindert, daß nicht ein schöner Theil ihrer Mahlereiverzierungen erhalten sey. Ja, diese Mahlereien sind die einzigen in ihrer Art, die uns aus dem classischen Alterthume übrig geblieben, und sie sind so schön, daß sie selbst dem großen Raphael zum Muster bei der Verzierung der Stan-

*) Der Architect Antonio de Romanis hat dieses in einem eigenen Werke über die terme di Tito ausgeführt.

zen gedient haben. Seit seinen Zeiten ist hier nun zwar Manches noch zu Tage gefördert, Vieles aber auch durch Frevel und Vernachlässigung zu Grunde gegangen. Man steigt jetzt auf einer bequemen Treppe in diesen Mercurianischen Cammern hinab und betrachtet die Gemählde ihrer Decken bei Wachskerzen, welche an Stangen befestigt sind. Die spätere Bestimmung dieser Gemächer macht es klar, woher es kömmt, daß jetzt kein Tageslicht in dieselben eindringen kann.

Der Imperator Octavianus Augustus ließ zu Ehren seines Schwestersohns Marcellus ein prachtvolles Theater erbauen, welches 30,000 Zuschauer fassen konnte. — Von diesem mächtigen Bauwerke erblickt man noch bedeutende Reste auf der Piazza Montanara, wie eingeschaltet in den Palazzo Savelli, dessen oberstes Stockwerk auf diesen Ueberresten ruhet. Diese bestehen aus einer dorischen und ionischen Arcaden-Reihe, die furchtbar durch Brand gelitten, und deren Bogen durch gewaltige Mauern, in denen sich mit Eisen vergitterte Fenster befinden, ausgefüllt sind. Dieser Zerstörungen ungeachtet erkennet der Architect musterhafte Verhältnisse in den Säulen, und vermuthet,

daß noch über den ionischen, wie bei dem Colosseo, eine corinthische Arcaden-Reihe vorhanden gewesen sey.

Ich sah die imponirenden, so sonderbar benutzten Ruinen bei Gelegenheit einer großen einsamen Wanderung durch die Gegend des Trastevere, rückkehrend über die Isola S. Bartolomeo, deren Brücke, auf der Seite der Stadt, die Piazza Montanara ganz nahe liegt.

Von dem Amphiteatrum castrense, in der Nachbarschaft der Porta S. Giovanni, sind nur geringe, jetzt einen Theil der Stadtmauer bildende Ueberreste vorhanden. Doch erkennet man, eben in der Mauer, noch sehr gut den Umfang des Gebäudes in einer Reihe jetzt vermauerter Arcaden von Backsteinen.

Die Nachmittagsstunden des 2ten Junius hatte ich dazu bestimmt, die traurigen Ueberreste der in der Nacht vom 15ten auf den 16ten Julius 1823 größten Theils vom Feuer zerstörten Basilica di S. Paolo fuori delle Mura in Augenschein zu nehmen und zugleich mich ihrer Wiederaufbauung zu erfreuen. Diese Kirche, welche in der Entfernung von ungefähr einer halben Stunde südlich von Rom liegt, wurde auf Betrieb des heili-

gen Papstes Sylvester zuerst von dem Kaiser Constantin errichtet, und nachher, als sie vom Feuer zerstört, von den Kaisern Valentinianus II., Theodosius und Arcadius ausgedehnter hergestellt. Schon ihres Alters wegen war sie eine der merkwürdigsten Kirchen der Christenheit, und beständig Gegenstand vorzüglicher Vorsorge der Päpste. Sie hatte ganz die Form der alten Basiliken und wurde von vier Reihen der herrlichsten antiken Säulen, deren Zahl sich auf 132 belief, in fünf majestätische Schiffe getheilt. Von allen diesen Herrlichkeiten ist wenig mehr übrig als die Façade und die sehr beschädigten Seitenmauern, an denen sich ein nicht ganz unbeträchtlicher Theil der alten Mosaiken ziemlich erhalten hat. Das Ganze bietet noch jetzt einen furchtbaren Anblick der Verwüstung dar. Die zerbrochenen und verkalkten Marmor-Säulen sind in den Vorhof gebracht, wo man aus ihnen herausfucht, was irgend brauchbar erscheinen mag. Ein Aufruf an die ganze Christenheit und die großen Beiträge der apostolischen Cammer haben die Mittel herbeigeführt, daß Hoffnung vorhanden, das alterthümliche Gebäude ganz in der zerstörten Gestaltung aus seinen Trümmern emporsteigen zu sehen. Man baute, als ich dort war, mit bedeutendem Eifer, und schon war eine große Anzahl von Säulen wieder herbei geschafft. Diese sind von einem röth-

aus grauem feinkörnigen Granit der piemontesischen Alpen. Sie werden an Ort und Stelle des Bruchs völlig vollendet, dann auf dem Po zum adriatischen Meere und von diesem um Italien herum durch die Meerenge von Sicilien zur Tiber gebracht. Ihre Politur ist vortrefflich, und so werden sie auf eine würdige Weise die vernichteten Säulen des classischen Alterthums ersetzen; denn der gewählte Granit steht nicht dem ägyptischen an Schönheit nach. Man berechnet, daß ungefähr in zwanzig Jahren die ehrwürdige Basilica wieder in ihren alten Formen dastehen werde. — Späterhin machte ich die Fahrt nach S. Paolo noch einmahl mit dem Grafen und der Gräfin Vetterni, die bei dem traurigen Anblicke von frommer Rührung ergriffen wurden. Einige kleine Bruchstücke der zerstörten Säulen verschaffte ich mir als Andenken von dem ältesten christlichen Tempel mitzunehmen und bewahre sie gewisser Maaßen als Reliquien. Noch bemerke ich, daß das zu der Kirche gehörige Benedictiner-Kloster von den Flammen ziemlich verschonet blieb, doch waren die geistlichen Herren weggezogen.

Von hier auf der Via Appia nach Rom zurückkehrend besuchte ich, stets in der Gesellschaft meines wohlunterrichteten Cicerone Luigi, die Ueberreste des Circus, welchen Romulus, der vergötterte Sohn des

Maxentius, im Jahre 311 n. Ch. erbaut hätte. Bis zum Jahre 1825 glaubte man hier einen Circus des Caracalla zu sehen, und benannte ihn daher auch so. Nachdem der berühmte römische Banquier Duca di Torlonia den Grund und Boden, auf welchem der Circus befindlich, durch Kauf erworben und Nachgrabungen veranstaltet hatte, lehrte eine gefundene Inschrift den wahren Urheber dieses Bauwerkes, welches auch für einen Caracalla, nach den Ruinen zu urtheilen, nicht grossartig genug erscheint. Dieser Circus ist deshalb besonders merkwürdig, weil derselbe in seinen Grundmauern gut genug erhalten ist, um eine vollständige Idee von der Einrichtung der Rennbahnen der Alten zu geben. Diese hier hatte eine Länge von 1550 und eine Breite von 240 Fuß, und konnte auf ihren zehn Sitzreihen 18000 Zuschauer fassen. Der Graf Friedrich Leopold von Stolberg hat im zweiten Bande seiner Reisen (S. 141.) eine treffliche Beschreibung dieses Circus mit Bezugnahme auf einen beigefügten Grundriß gegeben, die nichts zu wünschen übrig läßt, und auf welche treffliche Ausführungen ich jeden meiner Leser verweise, der eine genauere Kenntniß von den Rennbahnen der Alten erwerben will. Jetzt wird die Fläche dieses Circus als Wiesengrund benutzet. Gras und Gesträuch stehen so hoch, daß von dem Gemäuer wenig mit

völliger Deutlichkeit zu erkennen ist; auch mußte man, um das Innere zu schauen, über ein Paar Feldzäune klettern, und so, nicht auf völlig rechtmäßigen Wegen befindlich, befürchten in die Hände der Feldhüter zu fallen. Dankbar ist jedoch zu erkennen, daß die Nachgrabungen, welche der Duca Torlonia veranstaltet hat, der Alterthums-Wissenschaft von Nutzen gewesen. — Musis et mulis.

An der Via Appia liegt auch das grandiose mohlerhaltene, thurmförmige Grabmahl der Cäcilia Metella, Tochter des Quintus Metellus und Gattinn des Crassus, das aus Abbildungen jedem Gebildeten hinlänglich, seiner äußern Form nach, bekannt ist. Eine Inschrift lehrt die Bestimmung des Denkmahls, welches im Mittelalter als Festung benutzt wurde. Daher die Zinnen auf dem Gemäuer.

Ich fuhr nun rechts an der Stadtmauer hin und dann in die Porta Latina hinein, um die Ruinen der Thermen des Caracalla (terme Antoniane), welche nahe an der Via della Porta Latina liegen, in Augenschein zu nehmen. Wenn uns irgend etwas eine Vorstellung von der übermüthigen Prunksucht der römischen Imperatoren zu geben im Stande ist, so sind es diese Ruinen, welche kaum denen des Colosseo an Größe der Massen nachstehen, diese aber an Umfang noch bei weitem übertreffen. Sie bilden ein vollkommenes Viereck,

deſſen einzelne Seiten eine Länge von 1050 Pariſer Fuß haben, ſo daß der Umfang des ganzen Gebäudes 4200 Fuß beträgt. Bedenkt man, daß die St. Peterskirche, bei einer Länge von 690 Fuß und einer größten Breite von 450 Fuß, nur einen Umfang von 2280 Fuß hat, ſo erkennt man die ungeheure Größe dieſer Thermen. Die gewaltigen Bogengänge und Mauern, welche Labyrinthe zu bilden ſcheinen, ſämmtlich aber ſich auf einen vortrefflichen und äußerſt ſinnreichen Plan zurückführen laſſen, geben uns eine Vorſtellung von dem, was die Römer unter Thermen verſtanden, nämlich Gebäude, wo nicht allein gebadet wurde, ſondern wo Alles vereinet war, was körperliches und geiſtiges Vergnügen zu gewähren vermochte. Selbſt Bibliotheken fehlten nicht. — Hier iſt noch nichts aufgeräumt; nur noch Alterthümern iſt früher mit großem Erfolge nachgeſucht worden. So ſind hier z. B. der Farneſiſche Hercules und der Farneſiſche Stier gefunden. Auf dem Boden liegen die zertrümmerten Wand- und Bogenſtücke, zum Theil noch mit halbzerſtörten Moſaiken bedeckt, deren einzelne Steine ſo feſt halten, daß es mir ſchwer ward, nur ein Paar der Stiftchen von einem kleinen Trümmerſtücke zu trennen, um die Art der Einkittung zu ſchauen und ein kleines Andenken mitzunehmen. Auch dieſe impoſanten weit ausgedehnten Ruinen habe

ich zum zweiten Mahle in Gesellschaft des Grafen und der Gräfinn Veterani besucht.

Zwischen der Via Latina und der Via de la Porta di S. Sebastiano, nicht gar weit von diesen beiden Thoren, in demjenigen jetzt wüsten Theile der Stadt, welcher erst später durch die Ringmauern mit eingeschlossen wurde, entdeckte man im Jahre 1780 das Grabmahl der Scipionen. Bis dahin glaubte man, es ausserhalb der Porta di S. Sebastiano in der Nachbarschaft der kleinen Kirche Domine quo vadis aufgefunden zu haben. Diese Entdeckung gehöret unstreitig zu den merkwürdigsten, welche in neuern Zeiten zu Rom gemacht sind. — Es bestand dieses Grabgebäude ursprünglich aus zwei Stockwerken, von denen nur noch das untere, in den Tuff ausgehauene, vorhanden ist; denn die Ueberbleibsel des zweiten, welches in Nischen die Statuen der Scipionen trug, sind kaum der Erwähnung werth. — Das annoch vorhandene untere besteht aus catacombenartigen, jetzt gänzlich ausgeplünderten Gängen, in welchen man mit Hülfe von Wachskerzen umherkriecht. Die hier gefundenen Sarcophage der Scipionen, nebst den Inschriften der Vertiefungen, in welchen diese standen, sind sämmtlich in das vaticanische Museum versetzt worden, wo sie freilich bequemer zu beobachten sind und sicherer stehen. Hier hat man

die Inſchriften durch Copien erſetzt, ſo daß alſo der Alterthumsforſcher noch jetzt mit völliger Sicherheit erfährt, an welcher Stelle die Reſte eines jeden der Scipionen ſtanden. — Nur eine Art Pietät kann dieſe düſtern Steingänge intereſſant machen, welchen ein Paar ſchmutzige und habſüchtige Römerinnen zu Cuſtoden und Begleiterinnen der Fremden vorgeſetzt ſind.

Nachdem ich am 3ten Junius Morgens den prächtigen päpſtlichen Palaſt des Quirinals beſucht, den ich nachher noch mehrmahls in Geſellſchaft meiner Freunde geſehen, und vorzüglich nicht ohne Rührung die Zimmer betrachtet hatte, in welchen Pius VII., in der Nacht des 13ten Julius 1809 mit ſeiner weltlichen Herrſchaft ſelbſt ſeine perſönliche Freiheit einbüßend, ſich auf eine für das Haupt der katholiſchen Kirche ſo äußerſt würdige und wahrhaft großartige Weiſe benahm, begab ich mich nach dem venezianiſchen Platze zu dem Palaſte der Mutter des Kaiſers Napoleon Madame Lätitia, um ſelbſt anzufragen, um welche Zeit ich »Ihrer Hoheit« aufwarten und den Empfehlungs-Brief, mit welchem mich der Graf von St. Leu, vormahliger König von Holland, beehrt, perſönlich abgeben könne. Es mochte ein Uhr Nachmittag ſeyn. Ein

Kammerdiener meldete mich, und kam mit der Nachricht zurück: Ihre Hoheit, etwas unpäßlich, befände sich noch im Bette, würde mich aber nach einer Stunde mit Vergnügen empfangen. Ich begab mich daher, um nicht den weiten Weg nach meinem Quartiere zurück zu machen, nach dem ganz nahen, auch auf dem venezianischen Platze belegenen Palazzo Torlonia, wo ich einige Geschäfte abzumachen hatte, und kehrte zur bestimmten Zeit zurück. — Ich wurde sofort durch einige nicht übermäßig prächtig verzierte Säle zu dem Zimmer der Fürstinn geführt, die, ganz weiß gekleidet, wie krank auf einem rechts vom Eingange stehenden Sopha lag, sich schwach und mit Mühe ein wenig erhob und mich auf das gütigste und freundlichste bewillkommte. — Daß sie des Gesichtes beraubt gewesen, wie man sagt, habe ich wenigstens nicht bemerkt. — Ich redete sie auf Italiänisch an und sagte ungefähr, daß ich die ausgezeichnete Ehre, mich ihrer Hoheit vorstellen zu dürfen, dem Wohlwollen verdanke, mit welchem mich der König Louis zu Florenz aufgenommen, von dem ich ein Schreiben anvertraut erhalten hätte, welches ich jetzt überreiche. Madame Lätitia erbrach das Schreiben, lud mich ein, mich neben ihr niederzusetzen und erkundigte sich nun zuvörderst nach dem Befinden ihrer beiden Söhne, der Gemahlinn des Prinzen von Montfort, die sie vorzüglich

zu lieben schien, und ihrer Enkel zu Florenz. Als ich in dieser Beziehung nur Erfreuliches berichten konnte, verbreitete dieses eine wahrhaft himmlische Heiterkeit über ihr auch im höchsten Alter annoch schönes höchst edeles Antlitz. Jetzt fragte sie mit dem Ton des herzlichsten Wohlwollens nach meinen sowohl frühern als jetzigen Verhältnissen und nach dem Zweck meiner Reise. Bei diesen Unterredungen saß ich in einem Lehnsessel ganz nahe am Kopfkissen der ehrwürdigen Frau, und ihr gegen über saßen eine Dame und ein Geistlicher, die ebenfalls mit in das Gespräch gezogen wurden, und sich nicht minder mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit äußerten. Das mäßig große Zimmer war mit lebensgroßen Gemählden Napoleons und der Mitglieder seiner Familie geziert. Nachdem ich so ungefähr zwanzig Minuten verweilt hatte, befürchtend, ich könnte der erhabenen Frau, die in ihrem ganzen Seyn, schon dieser Welt nicht mehr anzugehören schien, lästig werden, stand ich auf und fragte: ob ihre Hoheit irgend Befehle für mich hätte. — Nun reichte sie mir auf das gütigste ihre ganz kalte Hand, drückte die meinige auf das wohlwollendste und sagte, daß sie den innigen Wunsch hege, daß ich, selbst gesund und vergnügt, die Meinigen in bester Gesundheit wiederfinden möge. Jetzt küßte ich die mir so freundlich dargebotene Hand und empfahl mich,

wobei es mir höchst schwer wurde, die tiefste Rührung, welche ich empfand, äußerlich zu unterdrücken. Um zu vermeiden, der gütigen Fürstinn noch einmahl beschwerlich zu werden, hatte ich gesagt, daß ich Rom bald verlassen würde. Der anwesende Geistliche begleitete mich bis zu der Treppe zurück, indem er mir noch manches Verbindliche sagte. So sah und sprach ich denn die Mutter des großen Napoleon und so vieler Könige; eine Auszeichnung, die ich um so mehr schätzen muß, da Madame Lätitia bereits seit einer Reihe von Jahren keinen Fremden annimmt und ich gewiß auch zu der Ehre, mich ihr vorstellen zu dürfen, nicht gelangt wäre, wenn ich nicht von einem Sohne ein Empfehlungsschreiben überbracht hätte. Da ich die Empfehlung an den Grafen von St. Leu der Baroninn von Bacherach verdanke, so verdanke ich dieser geistreichen Dame auch die Bekanntschaft der merkwürdigsten Frau, welche in diesem Augenblicke auf der Erde lebt, die sie nach ihrem hohen Alter bald verlassen wird, und der sie nach ihrem ganzen Wesen schon jetzt nicht mehr anzugehören scheint. — Marie Lätitia Bonaparte ist am 24. August 1750 geboren und ist also jetzt fünf und achtzig Jahre alt*).

*) Die erhabene Frau ist am 2. Febr. 1836 Nachts um 1 Uhr gestorben; bald der geliebten Schwiegertochter in die Ewigkeit nachfolgend.

Diesen schönen Tag, den ich zu den merkwürdigsten meines Lebens zähle, endete ich auf die angenehmste Weise, indem ich mit dem königlich-hannoverischen Geschäftsführer am päpstlichen Hofe, dem Ritter Kestner, und seiner Nichte, einer liebenswürdigen jungen Dame, die sich damahls, mit einem kranken Bruder, zu Rom aufhielt, nach der außerhalb der Stadt, nahe an der Porta Salaria gelegenen Villa Albani fuhr, welche, von dem Cardinal Alessandro Albani angelegt, unter Winkelmanns Mitwirkung mit den ausgezeichnetsten Werken antiker Sculptur bereichert ist. Die Gebäude und Anlagen der Villa selbst, die jedoch nicht mit wünschenswerther Sorgfalt erhalten werden, sind schon in hohem Grade der Beachtung werth, bei weitem mehr aber sind dieses die hier befindlichen Antiken, von denen mehrere von dem höchsten Werthe sind. Ein Basrelief, den Liebling Hadrians Antinous darstellend, rechnet man zu den ausgezeichnetsten Sculptur-Monumenten des Alterthums. Kurz, es ist hier eins der ersten Museen Europa's dem Alterthumsforscher eröffnet.

In dieser Villa sah ich mehrere im Freien, doch an geschützten Stellen, wachsende Citronen- und Orangenbäume; auch zu Rom etwas nicht ganz Gewöhnliches. In den Vaticanischen Gärten steht die Orangerie in Kübeln, genau so wie bei uns, und wird den Winter über

in Gewächshäuser gebracht. Orangenheine giebt es überhaupt in Italien nicht; es müßte denn in Sicilien seyn, wo ich nicht gewesen bin. Dagegen treten aber genug andere Beweise aus der Pflanzenwelt hervor, die den Unbefangenen beweisen, daß er sich in einem ungleich mildern Himmelsstriche als in unserm rauhen Germanien befinde; wenn gleich auch hier, selbst im spätern Frühling und im Anfang des Sommers, die Witterung nicht selten naßkalt ist. Ich kann wenigstens versichern, daß ich bei meinen Fahrten zu Rom nie, oder doch sehr selten, des Mantels habe entbehren können.

Ein Gegenstand, welchen die Fremden selten zu beachten pflegen, sind die Katakomben. Man versteht unter diesem Namen zu Rom unterirdische Gänge, welche nicht allein in einem bedeutenden Theile der Stadt, sondern auch in deren Umgegend, in den mannichfachsten Richtungen sich vielmahls selbst durchkreuzend, und zuweilen in mehreren Stockwerken über einander, gefunden werden *). Sie sind so ausgedehnt, daß es Schriftsteller giebt, die behaupten, daß ihre Gesammtausdehnung mehr, als hundert italiänische Meilen, betrage.

*) Keyßlers Reisen. Thl. I., S. 607.

Dieſe Gänge ſind in der Regel ſo ſchmal, daß in ihnen zwei Perſonen nicht neben einander zu gehen vermögen. Nicht ſelten erweitern ſie ſich jedoch zu kleinen Kammern, die mit einiger Architectur und ſelbſt mit Gemählden ausgeſchmückt ſind. In dieſen Gängen und Kammern findet ſich nun eine unzählbare Menge von Grabſtellen, d. h. Vertiefungen in den Wänden, und zwar eine über der andern. Sie ſind urſprünglich mit Marmorplatten verſchloſſen, welche durch Inſchriften und Sculpturen den Beweis liefern, daß hier Chriſten, vom zweiten und dritten Jahrhundert an bis ungefähr zum ſechſten hinunter, ihre Ruheſtätte fanden. In den noch uneröffneten liegen noch jetzt Knochen und Gerippe, aus andern ſind ſie als Reliquien hinweggenommen. Der Umſtand, daß hier die Leichen der erſten Chriſten beigeſetzt wurden, hat gemacht, daß man zu Rom die Katakomben für kirchliche Verſammlungsorte zur Zeit der Chriſten-Verfolgungen und für die gewöhnliche Grabſtätte der Märtyrer gehalten hat. Das Wahrſcheinlichſte, oder vielmehr das Gewiſſe, von der Sache iſt, daß dieſe Gänge von den älteſten Zeiten her dadurch entſtanden, daß man aus ihren Baumaterialien, vorzüglich Sand und Puzzolana entnahm, wodurch ſie denn, bei dem ungeheuren Verbrauche dieſer bei dem Bauen unentbehrlichen Gegenſtände, endlich zu einer Ausdehnung

gediehen, die jetzt auch nicht einmahl annähernd zu berechnen stehen möchte. Dieser unterirdischen Gänge bediente man sich nun schon in den frühsten Zeiten zum Begräbnißort der Sclaven und armen Menschen; und wenn auch nicht aller jetzt vorhandenen, doch gewiß einiger. Weil die Christen, nach der Lehre von der Auferstehung des Fleisches, das Verbrennen der Leichen verabscheuten, so war es ganz erklärlich, daß sie sich solcher bereits längst zu Grabstätten benutzten Gänge bedienten, um ihre Todten auf eine leichte und sichere Weise beizusetzen. Da die Verehrung der Märtyrer sich sehr früh entwickelte, so darf es auch nicht auffallen, daß man einen Ort für heilig achtete, wo ein Märtyrer begraben war, und daß man es wünschenswerth fand, für sich und die Seinen in der Nähe eines so heiligen Grabes selbst seine Ruhestätte zu finden. Auf diese Weise scheint sich Alles natürlich zu erklären. Schon Keyßler hat diese Erklärungsweise angenommen *). In den neuesten Zeiten ist diese Materie in der Beschreibung von Rom von Platner, Bunsen u. s. w. gründlich abgehandelt worden **). — Was mich anbetrifft, so fand ich keinen Beruf, in diese schaudervollen und selbst ge-

*) Reisen, Thl. 1. S. 605. ff.

**) Thl. 1. S. 355. ff.

fährlichen Todtengänge weit einzudringen; doch bin ich, als ich die Kirche des heil. Sebastiano an der Via Appia, eine der sieben römischen Basiliken, besuchte, in diejenigen Catacomben hinuntergestiegen, zu denen der Eingang sich zur Seite der Capelle des heil. Sebastiano befindet. Sie sind keinesweges mit denen zu vergleichen, in welche man zu Paris bei der Sternwarte hinuntersteigt, und die sich von dort bis zur Seine hinerstrecken. Diese sind, mit den schmalen römischen verglichen, wahre Pracht-Arcaden. Die vielen Grabmonumente, unter denen auch Sarcophage, welche man in diesen Gängen findet und gefunden hat, sind in Beziehung auf Kunstgeschichte der spätern Jahrhunderte römischer Herrschaft nicht ohne Wichtigkeit. — Betrachtet man die Plane der Catacomben bei S. Sebastiano oder das »Cimeterio di Callisto,« welche in dem vor mir liegenden Hauptwerke über diesen Gegenstand, der colossalen Roma Subterranea von Paulus Aringhius *), mitgetheilt sind, so überläuft Einem ein Schauder; man glaubt sich schon verirret und kann nicht begreifen, wie Jemand ohne einen leitenden Faden aus solchem Labyrinthe wieder hinauszufinden vermöge.

*) Thl. II. S. 198. — Zwei Bände in gros Folio mit vielen Kupfern, Lutetiae Parisiorum, 1659.

Am sechsten Junius, Morgens ziemlich früh, empfing ich von dem Legationsrathe Ritter Kestner, königlich hannoverischem Geschäftsträger am päpstlichen Hofe, ein Schreiben, worin derselbe mir meldete, daß Seine Heiligkeit, statt, wie früher bestimmt war, morgen, schon heute, Sonnabends, Mittags um 11½ Uhr, mir eine Audienz gewähren wolle. Gegen die bestimmte Zeit beehrte mich demnach Herr Kestner mit seinem Besuche und nahm mich in seiner glänzenden Equipage mit nach dem Vatican. Da ich auf meiner gegenwärtigen Reise keine Uniform mit mir führte (welches ich öfter zu bereuen Gelegenheit hatte, weil ich dadurch verhindert wurde, mich am florentinischen und am neapolitanischen Hofe vorstellen zu lassen): so hatte ich mich mit einem schwarzen Frack und schwarzem seidenem Unterzeuge bekleidet, und mit einem dreieckigen, mit Federn besetzten Hut versehen, indem ich die Versicherung vom Herrn Kestner empfangen, daß, obwohl es für Fremde von Stande nicht gewöhnlich sey, in einem solchen Anzuge vor Seiner Heiligkeit zu erscheinen, indem man am römischen Hofe streng auf die Beobachtung der Etiquette zu halten pflege, ich doch auch so in der Kategorie eines Gelehrten würde vorgestellt werden könne.

Am Vatican angelangt, fuhren wir der Schweizer-

Wache vorbei, welche dem königlichen Geschäftsführer die Honneurs zu machen nicht versäumte, und die in ihrer alterthümlichen gelb, blau und rothgestreiften Tracht an längst verflossene Jahrhunderte erinnert, stiegen dann unter den Arcaden des Petersplatzes, dicht an der Scala Regia, rechts der Kirche, aus, und begaben uns hinauf in die Säle des Vaticans. Das Großartige dieses Palastes, mit welchem selbst die Tuillerien und das Louvre nicht verglichen werden können, namentlich das Majestätische der Marmor-Treppen, Vorhallen und Säle, die alterthümlichen, mit Hellebarden bewaffneten Wachen, die Menge der geistlichen Hofbedienten, in den mannichfachsten, an den Orient erinnernden Costumen, überhaupt das eigenthümlich Feierliche, welches man hier erblickt, die überall herrschende Stille — Alles dieses setzt in eine analoge Stimmung; man fühlt gleichsam zum voraus, daß man sich einem Fürsten ganz eigener Art nähere, dessen Reich, über das Zeitliche hinaus, sich über die größte religiöse Gemeinde, über die ganze Fläche der Erde, ja, dem Glauben der katholischen Kirche noch, selbst über die Welt der Todten in vielfacher Hinsicht erstrecket. — Wir traten jetzt in einen Saal, in welchem sich wiederum eine Schweizer-Wache, und dann in einen andern, in dem sich die römische Nobel-Garde befand. Diese trägt eine gewöhnliche, aber

sehr prächtige militärische Kleidung — roth mit Gold. Von allen diesen Garden empfing der königliche Geschäftsführer die üblichen Ehrenbezeigungen. Wir gingen nun, so weit ich mich erinnere, noch durch ein Paar Säle oder Zimmer, in denen sich einzelne Gruppen von Prälaten befanden, die hier in Geschäften seyn mochten: dann wurden uns die Thüren der eigentlichen Anticamera apostolica oder des Salon de service Seiner Heiligkeit, wie man am französischen Hofe sich ausdrücken würde, feierlich geöffnet, und wir traten unter eine Menge hier versammelter Personen, deren mannichfache, geistliche und weltliche, mit Gold und Silber verbrämte vielfarbige Costume gegen meinen einfachen professoratigen schwarzen Anzug einen bedeutenden Contrast bildeten. Der Ritter Kestner präsentirte mich mehreren geistlichen am Hofe angestellten Herren, mit denen ich mich auf das unbefangenste in italiänischer Sprache über Rom und seine Merkwürdigkeiten, oder über mein deutsches Vaterland und dessen Verschiedenartiges von Italien unterhielt. Hier kann ich nun nicht umhin zu bemerken, daß auch nicht ein Einziger dieser geistlichen Herren im geringsten (wie man, nicht uneigentlich, wohl zu sagen pflegt) etwas vorstellen wollte, so wie, unter ähnlichen Verhältnissen, einem protestantischen Generalsuperintendenten oder gar evangelischen Bischof, vielleicht

in den Sinn kommen möchte; ſondern daß ſie ſämmtlich ſich mit einer Unbefangenheit und einem Wohlwollen äußerten, wie es nur Perſonen von der höchſten Bildung eigen zu ſeyn pflegt. Es bekam überdieß jede Unterredung, nach wenigen einleitenden Phraſen, eine gelehrte Wendung, und ſo war es denn nicht ſchwer, ſofort die Ueberzeugung zu gewinnen, daß man ſich mit Männern unterhalte, deren vorzüglichſtes Geſchäft die Cultur der Wiſſenſchaften ſey. — Als ich mich ſo mit einem dieſer geiſtlichen Herren recht freundſchaftlich unterhielt — ich vermuthe, daß es ein Maestro delle ceremonie oder ein Cameriere segreto *) war, — denn die Namen und Aemter der Herren, denen ich vorgeſtellt wurde, habe ich ſpäter vergeſſen, — ſo erzählte ich ihm unter andern, wie ich geſtern früh in der Peterskirche eine italiäniſche Gräfinn, Gemahlinn eines kaiſerlich öſtreichiſchen Kammerherrn, herumgeführt, und ihr, da ſie dieſe Kirche zum erſten Mahle beſuchte, ſelbſt ein Fremder, ſchon zum Cicerone gedient habe, daß dieſe fromme Dame aber nicht wenig darüber bekümmert geweſen, in dem Grabgewölbe (la Confessione) des heiligen Petrus ihre Andacht nicht verrichten zu können, da

*) Das Amt eines Cameriero segreto bekleiden am päpſtlichen Hofe ſelbſt römiſche Fürſten.

ihr, als Dame, ohne päpstliche Erlaubniß der Eingang in die unterirdischen Capellen und Katakomben nicht gestattet: so sagte mir dieser geistliche Herr sehr freundlich: »Da Sie in wenigen Augenblicken zu seiner Heiligkeit hineintreten werden, so wird es Ihnen ein Leichtes seyn, der Dame diese Erlaubniß bei dem Papste auszuwirken.« — Ich nahm mir nun auch vor, diese Bitte dem heiligen Vater vorzutragen, obwohl es der Gräfinn und ihrem Gemahle, die beide ebenfalls dem Papste in diesen Tagen vorgestellt werden sollten, ein Leichtes gewesen seyn würde, sich diese Erlaubniß selbst zu erbitten. — Es machte mir indeß ein Vergnügen der sonderbare Umstand, daß ich, ein Ketzer, für eine Katholikinn, in einer Art von geistlichen Angelegenheit, bei dem Oberhaupte der katholischen Kirche als Supplicant aufträte. — Unser Gespräch wurde dadurch unterbrochen, daß eine fein klingende Glocke in dem Zimmer des Papstes erschallte. Sofort führte Herrn Kestner und mich der Prälat in das Zimmer des Papstes, und zog sich dann wieder zurück. Vorher hatte ich, wie seit Jahrhunderten am päpstlichen Hofe üblich ist, Hut und Handschuhe ablegen müssen. Hätte ich einen Degen geführt, so mußte auch dieser zurückbleiben. Gesandtschaftliche Personen sind jetzt von dieser Ceremonie befreit. Ehemahls waren ihr selbst Fürsten unterworfen.

Eingetreten in dieſes kleine Cabinett, erblickte ich Seine Heiligkeit in einem langen, vorn ganz zugeknöpften Hausgewande von weißem Tuche, ohne alle Auszeichnungen, und mit dunkelrothen Sammt-Pantoffeln, auf denen ein Kreuz geſtickt, bekleidet. Der Papſt ſtand bereits an einem kleinen Mahagony-Tiſche, auf welchem Papiere und Bücher lagen, neben einem ebenfalls ſehr kleinen Sopha. Dem Fenſter gegenüber befand ſich ein Hausaltar oder Gebet-Pult mit einem Crucifix. Ich verbeugte mich auf das tiefſte, ohne jedoch, wie jedes Katholiken Verpflichtung iſt, das Knie zu beugen, oder gar den Pantoffel zu küſſen, wozu auch nicht einmahl, da der Papſt bereits ſtand, eine einigermaaßen bequeme Gelegenheit geweſen wäre. Ich küßte jedoch Seiner Heiligkeit ehrerbietig die Hand, welches mir auch für einen Proteſtanten gegen einen ſo hochgeſtellten geiſtlichen Fürſten wohl zu paſſen ſchien. Herr Keſtner ſtellte mich darauf mit Nennung meines Namens, Amtes und Vaterlandes dem Papſte vor, wobei er die Freundlichkeit hatte, meiner literariſchen Beſtrebungen nur zu rühmlich zu gedenken. Der heilige Vater wandte ſich darauf auf das gütigſte, indem er mich an den Arm faßte, zu mir, und ſagte, er ſey dem Ritter Keſtner ſehr verbunden, daß er ihm Gelegenheit gäbe, einen Gelehrten kennen zu lernen, deſſen Namen er jetzt nicht zum

ersten Mahle nennen höre. Denn obwohl er der deutschen Sprache nicht mächtig, so verfolge er doch mit Interesse den Gang der deutschen Literatur. In Erklärung der griechischen und römischen Classiker hätten wir Deutschen Vieles gethan, ja wir thäten in dieser Beziehung noch jetzt in Europa das Meiste, auch schrieben unsere Gelehrten nicht selten ein Latein, dessen sich ein alter Römer nicht zu schämen brauche. Er unterhielte sich gern mit Deutschen in lateinischer Sprache, da sie das Lateinische gut und fast römisch aussprächen; wogegen es ihm nicht gelingen wolle, die Aussprache der Engländer zu verstehen. Als hierauf Herr Kestner — dessen freundschaftliches Bestreben offenbar dahin ging, mich dem heiligen Vater in dem besten Lichte darzustellen, — bemerkte, daß ich mehrere Werke des Cicero, den Tacitus, den Sallustius, den Vellejus Paterculus und auch römische Dichter übersetzt habe (von der Kunst zu lieben und meinem magnetischen Büchlein schwieg er weislich), so sagte der Papst, daß er dieses in Beziehung auf die Werke des Tacitus wüßte. Worauf er sich über die Handschriften von den Werken dieses großen Pragmatikers und die Auffindung derselben zu Corvey äußerte, sodann mich aufforderte, mir Alles zeigen zu lassen, was in dieser Beziehung die vaticanische Bibliothek besäße. Jetzt kam seine Heiligkeit, durch

Bemerkungen des Herrn Keſtner darauf geleitet, auf die Verwandtſchaft unſerer deutſchen Urſprache mit dem Perſiſchen und dem Sanſcrit; in allen dieſen Beziehungen die vollſtändigſte Kennerſchaft und eine wahrhaft bewundernswerthe Gelehrſamkeit zeigend. Nicht aber ſowohl dieſe, als vielmehr das humane und gütige von jeder ſogenannten Herablaſſung entfernte Weſen, welches aus jedem Worte hervorleuchtete, mußte auf das Aeußerſte für den Fürſten einnehmen. Ja, dieſe Güte ging ſelbſt zu einer Art von edeln Vertraulichkeit über. Indem er den Ritter Keſtner freundlich bei der Hand ergriff, wandte er ſich zu mir ungefähr mit den Worten: »Es iſt dieſer Cavaliere ein vortrefflicher Mann, der mir ſehr theuer iſt. Er weiß, indem er das Intereſſe ſeines Souverains und ſeines Vaterlandes nie aus den Augen verliert, damit auch das Beſte der katholiſchen Kirche in Uebereinſtimmung zu bringen: denn er überzeugt ſich ohne Zweifel, daß wir hier nichts verlangen, was nicht der Religion, ohne welche kein Staat beſtehen kann, und daher auch ſeinem Fürſten und ſeinem Vaterlande nützlich und erſprießlich iſt.« — Auch mir reichte bei dieſer Gelegenheit Seine Heiligkeit freundlich die Hand, und wünſchte mir Glück, daß ich einen ſo gelehrten und edeldenkenden Landsmann, als der Signor Cavaliere Keſtner ſey, hier gefunden habe.

Da mich der Papſt fragte, wie ich es angefangen, außerhalb Italien ſo fertig Italiäniſch ſprechen zu lernen, ſo gab mir dieſes eine erwünſchte Gelegenheit, der Verdienſte meines längſt verewigten Lehrers und Freundes, des »Signor Domenico da Gattinara, Romano, Cavaliere dello Speron d'oro, Profeſſore della lingua Italiana al Collegio Carolino a Brunsvic,« Verfaſſer eines epiſchen Gedichtes »la Pace« rühmlich zu erwähnen. Der Papſt lächelte, wie ich alle dieſe Titel hernannte, worauf ich noch hinzuſetzte, daß er unter den arcadiſchen Schäfern den Namen Rinato Pindario geführt habe. — So gelehrt der Papſt iſt, ſo ſchien er doch die freilich längſt vergeſſenen Leiſtungen dieſes Dichters, der das Amt eines braunſchweigiſchen Hofpoeten unter dem Herzoge Karl I. bekleidete, und mit Metaſtaſio in fleißigem Briefwechſel ſtand, nicht zu kennen. — Schließlich erzählte ich dem Papſte, daß in meinem Vaterlande Braunſchweig drei katholiſche Kirchen ſeyen, nämlich zu Braunſchweig, Wolfenbüttel und Helmſtedt und daß bei uns, nach den Vorſchriften der deutſchen Bundesacte, zwiſchen Katholiken und Proteſtanten bei Beſetzung der Aemter u. ſ. w. kein Unterſchied gemacht werde. — Da jetzt eine kleine Stille entſtand, denn hierauf erwiederte der heilige Vater nichts, ſo fragte Herr Keſtner, ob ſeine Heiligkeit noch Befehle

für uns habe. — Der Papst äußerte sich hierauf nochmahls auf das gütigste hinsichtlich der Bekanntschaft, die er mit mir gemacht habe, und wir empfahlen uns, so wie wir gekommen. Doch erlaubte mir der Papst den Handkuß nicht, sondern drückte mir meine Hand auf das freundlichste. Den apostolischen Segen bekamen wir jedoch nicht. Protestantische Engländer sollen sich denselben bei ähnlichen Gelegenheiten zuweilen erbitten.

Als ich in die Anticamera apostolica zurückgekehrt, trat mir der Prälat, welcher uns eingeführt hatte, auf das freundlichste entgegen, und fragte, ob Seine Heiligkeit mir die Bitte, hinsichtlich des Eintritts der Gräfinn in die Grabgewölbe der Peterskirche, nicht so fort auf das huldreichste gewährt habe. — Da stand ich nun wie verblüfft, denn ich hatte, hingerissen von dem Wohlwollen und der Gelehrsamkeit des Papstes, diese Bitte vorzutragen rein vergessen. — Doch der Prälat wußte sich schnell zu helfen. Er ließ sich Schreibmaterialien reichen, und setzte mit wenigen Worten eine Bittschrift an den heiligen Vater auf, welche ungefähr so lautete: »Die Gräfinn V * * aus U., Katholikinn, Gemahlinn des kaiserlich östreichischen Kammerherrn Grafen V * *, bittet den heiligen Vater, ihr die Erlaubniß zu gewähren, in das Grabgewölbe des h. Petrus u. s. w. ein-

treten zu dürfen, um dort ihre Andacht zu verrichten.« Mit dieser Bittschrift verfügte sich der gütige geistliche Herr in das Zimmer des Papstes, und kehrte gleich darauf mit dem »fiat« Seiner Heiligkeit zurück.

Noch an demselben Abend habe ich darauf durch den Ritter Kestner, aus der apostolischen Anticamera eine bezügliche Ausfertigung taxfrei erhalten, die ich nicht verfehlte, der Dame sofort zu überbringen. — Ich erzählte diesen, an sich geringfügigen Vorfall, weil er mir in so fern characteristisch zu seyn scheint, daß er Zeugniß von dem Wohlwollen und der Freundlichkeit ablegt, mit welcher Fremde von gebildeten Italiänern behandelt werden. In dieser Beziehung gebe ich ihnen vor unseren Landsleuten einen entschiedenen Vorzug: — denn man muß aus einem mißverstandenen Patriotismus dergleichen nicht verschweigen, und nicht eine Ehre darin suchen, seine eigene Nation auf Kosten anderer hervorzuheben, wo sie es nicht verdient. Viele deutsche Geschäftsmänner, besonders wenn sie etwas höher zu stehen glauben, sind der höchst irrigen Meinung, ihr Ansehn und ihre Würde dadurch zu vermehren, daß sie den Fremden, welcher sie mit einem Besuche beehrt, mit einer Art von Kälte und Steifheit empfangen. Wenn Manche die letzte auch oftmahls keinesweges verschulden, da sie aus frühren gedrückten Verhältnissen und Man-

gel an einer liberalen Erziehung herrührt, so soll die erste dem Eintretenden doch von vorn hinein eine Idee von der Wichtigkeit der hohen Amtsverhältnisse des Empfangenden beibringen. Im obern Italien, wo viele Deutsche angestellt sind, habe ich an der Verschiedenheit der ersten Aufnahme nicht ganz selten sofort den Deutschen von dem Italiäner unterschieden. Nie hat mich z. B. ein italiänischer höher stehender Geschäftsmann oder Gelehrter, bei welchem ich mich eben durch seinen eignen Domestiken hatte anmelden lassen, am Schreibpulten sitzend und die Feder bei meinem Eintritte erst aus der Hand legend, empfangen: ein Benehmen der Amtswichtigkeit, welches in Deutschland, besonders in unserm lieben Niedersachsen, gleichsam stereotyp geworden zu seyn scheint, dessenungeachtet aber eben so anmaaßend als lächerlich ist. Man schreit in unseren Zeiten so viel gegen aristokratische Anmaaßung: irre ich mich aber nicht auf das vollständigste, so ist diese nicht in den Häusern alter reicher und vornehmer Familien, sondern in der Beamtenwelt zu Hause; und zwar immer mehr dem Superlativ sich nähernd, je tiefer der Standpunkt in den bürgerlichen Verhältnissen war, von welchem ausgehend der Beamte, mühselig oder durch günstige Umstände schneller gefördert, emporgeklommen. In Italien giebt es wenig eigentliche Emporkömmlinge. Der

gemeine Mann lebt in einer ſolchen Unwiſſenheit, daß es ihm unmöglich iſt, ſich zu Aemtern emporzuarbeiten, wozu denn doch wenigſtens die Kenntniß des Leſens und des Schreibens (wenn auch wieder oft nicht viel mehr) erforderlich erſcheint. Wer dort ein Amt bekleidet, iſt ſchon ſeiner Geburt nach, mit höchſt ſeltenen Ausnahmen, ein Mann von Stande: ein Umſtand, welcher dann ſchon an ſich bewirkt, daß die Emporkömmlings-Beamten-Ariſtokratie, die widerlichſte von allen, nicht aufkommen kann. Nur der geiſtliche Stand hebt im römiſchen Staate nicht ganz ſelten aus den niedrigſten Verhältniſſen zu den höchſten empor. Aber auch in dieſem Falle iſt keine Anmaaßung ſo leicht zu fürchten: denn ſowohl der höhern als niedern katholiſchen Geiſtlichkeit in Italien ſind ſo milde und humane Formen dermaaßen zur andern Natur geworden, daß ihre Mitglieder in dieſer Beziehung als wahre Muſter aufgeſtellt werden können. Man beobachte den Laienbruder eines Franziscaner- oder Kapuciner-Kloſters, der vielleicht nur nothdürftig leſen, nicht aber ſchreiben kann, und man wird in der Regel finden, daß er ſich mit der Würde eines Prälaten und der Liebenswürdigkeit eines Weltmanns benimmt.

Zu dieſen characteriſirenden Bemerkungen veranlaßte mich die erzählte Gefälligkeit des Hausprälaten des Nap-

stes, und ich lasse die Mittheilung gern stehen, weil sie mir auf richtigen Beobachtungen zu beruhen scheinen.

Der jetzt regierende Papst Gregorius XVI. ist zu Belluno am 18ten September 1765 geboren, und heißt ursprünglich Mauro Capellari. Er war früher Camaldolenser-Benedictiner-Mönch, und ist zum Pontificat am 2ten Februar 1831 erhoben. Er ist von mittlerer Größe, von einem edeln Ansehn, und scheint einer vollkommen guten Gesundheit zu genießen. Sein in Kupfer gestochenes Bildniß ist in Rom in jeder Kunsthandlung zu finden; aber ich habe keins getroffen, welches mir seine edeln und wohlwollenden Züge charakteristisch genug ausgedrückt hätte. Am besten scheint mir noch das Bildniß zu seyn, welches den Scudi und den Goldstücken von zehn Scudi aufgeprägt ist. — Wenn der Cardinal Pacca in seinem letzten Werke (die Reise Sr. Heiligkeit des Papstes Pius VII. nach Genua) sich dahin äußert: »daß die göttliche Vorsehung die Stirn »der römischen Päpste mit einem geheimnißvollen Aus»druck bezeichnet zu haben scheine, der Verehrung und »Hochachtung gebiete:« so widerspricht diesem das edele Gesicht Gregor's XVI. keinesweges, und ich möchte hinzufügen, daß es durch den Ausdruck eines reinen Wohlwollens zugleich zur Liebe und Zutrauen einlade.

Das tägliche Leben eines Papstes ist wahrlich,

nach der gewöhnlichen Ansicht der Sterblichen, und auch wohl, aufrichtig gesagt, nach der menschlichen Natur, kein erfreuliches. Die Zeiten sind längst vorbei, wo die Päpste, außer geistigen und geistlichen Genüssen, auch irdischen und körperlichen Vergnügungen sich hingeben durften. Schon daß der Papst stets allein seine Mahlzeit hält, hat etwas im höchsten Grade Unerfreuliches. Der Morgen geht unter geistlichen Uebungen, Staatsgeschäften und Audienzen hin, dann folgt das einfache Mittagsmahl, nach diesem eine kleine Siesta. Später, schon gegen Abend, macht der jetzige Papst einen Spaziergang durch die Gänge und Säle des Vaticans (oder im Sommer des Quirinals) und bei gutem Wetter durch die Gärten. Der spätere Abend ist wieder Gebeten, Staatsgeschäften und dem Studiren gewidmet. Diese monotone Lebensweise wird nur durch größere geistliche Ceremonien und Functionen, und, bei dem jetzigen Papste vorzüglich, durch kleine Reisen unterbrochen, die dieser z. B. nach Cività Vecchia anstellt, um selbst zu schauen, ob die von ihm angeordneten Bauten seinem Willen gemäß vollzogen werden. Als im verwichenen Frühling der Papst zu Cività Vecchia ein Dampfschiff besichtigte, so erzählte man sich dieses als einen denkwürdigen Umstand. Damen kommen nie in die Zimmer des Papstes. Die Audienzen, welche er ih-

nen ertheilt, haben entweder in den Sälen der vaticanischen Bibliothek, wo stets in der Entfernung Hausgeistliche gegenwärtig sind, oder in einem Casino des vaticanischen Gartens, welches den deutschen Namen »Caffee-Haus« führt, Statt. — Der Graf und die Gräfinn Veterani, welche einige Tage nach mir Audienz hatten, wurden von seiner Heiligkeit in der vaticanischen Bibliothek angenommen, und selbst freundlich zum Sitzen genöthigt, auch nachher die Dame mit einem geweihten Rosenkranz und ihr Gemahl mit einem kleinen silbernen Crucifix beschenket. — Beneidenswerth ist demnach das Leben eines Papstes keineswegs; dagegen die Cardinäle, wenn sie daran Vergnügen finden, so ziemlich wie jeder Principe Romano leben können.

Tags nach meiner Audienz bei dem Papste stellte sich, alter Gewohnheit nach, ein Abgeordneter der famiglia pontificia — welches hier jedoch nur untere Hof-Dienerschaft bedeutet — bei mir ein, um Glück zu der genossenen Ehre zu wünschen; welchen Glückwunsch ich dann mit einem kaiserlichen Ducaten zu honoriren nicht verfehlte.

Im edelern und höhern Sinne, ganz auf altrömische Weise, wird unter famiglia pontificia das Collegium der Minister und die obere Hof-Die-

schaft verständen. Die jetzigen Minister sind folgende Cardinäle:

Bartolomeo Pacca, Probatario; Emmanuelle de Gregorio, Secretar der Breven; Giacomo Giustiniani, Prosecretar der Memoriale; Antonio Gamberini, Staatssecretar für das Innere; Tommasso Bernetti, Staatssecretar. — Gleich nach den Ministern kömmt, dem Range nach, der Präfect des heiligen apostolischen Palastes, der Maggiordomo seiner Heiligkeit, jetzt Constantino Patrizi, Erzbischof von Philippi, dann der Maestro di Camera und der Uditore des Papstes.

Eine hohe Würde des päpstlichen Hofes, die mit der Kammerherrn-Würde weltlicher Höfe vergleichbar, ist die eines Cameriere segreto di Sua Santità. Mit dieser Würde sind mehrere der höchsten Hofbedienten bekleidet. So ist z. B. der Erzbischof von Athen, Elemosiniere segreto seiner Heiligkeit, Cameriere segreto. Dann folgen hundert und fünfundfunfzig ordentliche geheime Camerieri, sämmtlich hohe Prälaten, wobei zu bemerken, daß die den päpstlichen Thron umstehenden Bischöfe ebenfalls Prelati domestici sind, welche dann wiederum von sechsunddreißig überzähligen geheimen Camerieri gefolgt werden. — Alle diese Hofbeamten sind Prälaten.

Auch an weltlichen geheimen Camerieri fehlt es am päpſtlichen Hofe nicht. Dieſe heißen Camerieri segreti di spada e cappa (mit Degen und Mantel). Zum Hofſtaat wird auch das Corps der Nobelgarden gerechnet, deren Capitain, D. Franceſco Barberini, Fürſt von Palermo (General-Lieutenant) iſt. Die Officiere und Gardiſten (mit dem Range eines Obriſten) ſind zum Theil römiſche Fürſten. Nach der Nobelgarde folgt die große Schaar der Ehren-Camerieri geiſtlichen und weltlichen Standes, die erſten „in abito paonazzo," in violetten Feierröcken, dann folgen die Camerieri extra urbem. Den Beſchluß macht die große Schaar der Capellani aller Art, nebſt einer Menge anderer einzeln ſtehender Hofbeamten, als z. B. der Scalco ſegreto, d. i. der geheime Truchſeß u. ſ. w. — Aus allem dieſen erkennet man, welch einen glänzenden Hofſtaat der heilige Vater habe, ein Hofſtaat, der ſich unendlich viel mahleriſcher ausnimmt, als Alles, was man in dieſer Beziehung an den größten Höfen Europa's erblickt. Die Hofuniformen dieſer haben, mit den Augen eines Mahlers und Bildhauers ſie angeſehen, etwas Abgeſchmacktes und daher der Mode Unterworfenes. Nie würde ſich ein Michel Angelo, ein Raphael hingegeben haben, die prachtvollſte reichgeſtickte Jacke eines franzöſiſchen Kammerherrn nachzubilden, wohl

aber erblicken wir auf den Darſtellungen der größten Mahler die langen, faltenreichen Gewande der Cardinäle und Biſchöfe. Ein Theil der alterthümlich gekleideten Schweizer-Garde iſt bei feierlichen Gelegenheiten vom Kopfe bis zu den Füßen in polirten Stahl geharniſcht. Nun denke ſich der geneigte Leſer dieſe mahleriſche Mannichfaltigkeit in den majeſtätiſchen, edel geſchmückten Sälen des Vaticans, und es werden ihm Bilder vorſchweben, von denen an weltlichen Höfen auch nicht eine Spur zu erkennen iſt. Im höchſten Pomp ſah ich alles Dieſes nicht ſo wohl an dem Sonnabend, wo ich dem Papſte vorgeſtellt wurde, als an dem Morgen des folgenden erſten Pfingſttages, wo ich einer Meſſe in der ſixtiniſchen Capelle, von der ich ſpäterhin erzählen werde, beiwohnte. — Ich möchte noch weiter gehen, und behaupten, daß im neuen Europa allein die katholiſche Kirche eine Ceremonie wahrhaft mahleriſch, und alſo edel darzuſtellen weiß. Man vereine einen modernen Uniformen-Tand in ein großes Gemählde: nicht in hundert, nein, ſchon in zwanzig Jahren wird Alles, was man ſo ſchön fand, eben ſo lächerlich und widerlich erſcheinen, als die Bilder in Bertuchs Modejournal aus dem Anfange dieſes Jahrhunderts. Aber der Papſt auf ſeinem Throne, von Cardinälen, Erzbiſchöfen und Biſchöfen umgeben, bewacht von ſtahl-geharniſchten

Schweizer-Trabanten, dieſes bildet eine Gruppe, welche, von einem tüchtigen Mahler dargeſtellt, noch nach Jahrhunderten in einer Gallerie bewundert werden wird. Ein eigener Fluch laſtet auf der modernen Kleidung. Aus einer Carricatur geht ſie in die andere über; nur das Alte und ſelbſt das Mittelalterige bleibt beſtändig mahleriſch. Eine moderne Schöne, ſo dünn geſchnürt, daß ſie umſpannt werden könnte, entzückt das verwöhnte Auge durch ihre Schlankheit: aber welcher Mahler, welcher Bildhauer würde eine ſolche Carricatur darſtellen wollen? — Nicht viel beſſer ſteht es mit unſerer männlichen Kleidung, und vorzüglich mit den bunten Uniformen. In der That, man mag es den neuen Griechen nicht verdenken, wenn ſie ſich in die abgeſchmackten modernen Jacken nicht ſtecken laſſen wollen, in welchen nur ein verdorbener Geſchmack europäiſche Cultur finden kann.

Uebrigens erkennt man aus dem Berichteten, wie weit man zu Rom von der urſprünglichen apoſtoliſchen Einfachheit und von dem Ausſpruche: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt,“ entfernt ſey. — Aber auch dieſes zu tadeln wäre Unrecht. Der Standpunkt des Papſtes und ſeiner Cardinäle iſt ein anderer, als der der verfolgten und hingerichteten Märtyrer der erſten Kirche; ſo wie der Tempel zu Jeruſalem mit dem

Hohen-Prieſter im höchſten Glanze, zur Zeit der Blüthe des jüdiſchen Staates, andere Formen zeigte, als die von flüchtigen und hungernden Nomaden umgebene Bundeslade in den Sandwüſten Arabiens. Rom iſt das Haupt und die Krone des Katholicismus, und handelt gewiß — nach der Tendenz, die es nehmen muß, wenn es Rom bleiben will — zweckmäßig, ſeinen Fürſten, das ſichtbare Oberhaupt der Kirche, in dem Nimbus höchſter menſchlicher Majeſtät erſcheinen zu laſſen. — Der Schöpfer und Erhalter des Weltalls hat in großer Weisheit ſeine weite Erde, das Werk ſeiner Allmacht, durch die mannichfachſten Formen verſchönt, und dadurch bewirkt, daß es anmuthig auf ihr zu leben iſt; nichts würde aber unerträglicher ſeyn, als wenn die ganze Welt eine große Herrenhutergemeine bevölkerte, und als wenn alle Menſchen im Quäker-Anzuge erſchienen; wobei obenein noch das Schlimmſte iſt, daß eben die äußere Demuth die Maske zu ſeyn pflegt, durch welche der innere Hochmuth und Dünkel verdeckt werden ſoll. — Ich bin Proteſtant, habe die Grundſätze eines Proteſtanten, und werde ſie ſtets bewahren: aber ich möchte den Katholicismus nicht miſſen. Er ſtellt das Chriſtenthum in einer andern äußern Form dar als der Proteſtantismus; iſt aber, in ſeinem Weſentlichen, eben ſo gut Chriſtenthum, als Martin

Luthers Lehre, die auch Manches enthält, von welchem St. Peter noch nichts ahnete. Nur der ächte und ſtarre Calvinismus (der jedoch jetzt längſt der Vernunft gewichen iſt) hat nur antichriſtliche Lehren in ſeiner ſogenannten Gnadenwahl. — In den dargelegten Hinſichten habe ich nun einmahl Grundſätze, welche nicht ganz philoſophiſch Manchem erſcheinen mögen. Ja, ich geſtehe offenherzig, daß mir ein Jude mit der Gelehrſamkeit und dem Barte eines alten Rabiners eine angenehmere Senſation macht, als ein freundlicher, neumoſaiſcher Stutzer, mit einem ſeidenen Mäntelchen, der einen proteſtantiſchen Candidaten des Predigt-Amts nachäffet. Mit einem Worte: Eine gothiſche Kirche ſey gothiſch; ein griechiſcher Tempel griechiſch — die Vermengung der Formen iſt widerlich. Die Verſchiedenheit derſelben macht aber eben, daß es auf der Welt auszuhalten ſteht.

Der Monte Pincio, der Collis hortulorum des alten Roms, wo einſt die Gärten des Salluſtius, Lucullus und Domitius entzückten, trägt noch jetzt die herrlichſten Gartenanlagen. Schon hatte ich faſt den ganzen Umfang des Monte Pincio in Geſellſchaft des Generals von Lepel geſehen, nachher die vorzüglichſten der

Anlagen dieſes heiterſten der Hügel Roms mehrmahls einſam durchwandert, doch konnte es mir nur den ſchönſten Genuß verſchaffen, alle dieſe Herrlichkeiten in Geſellſchaft des Grafen Veterani und ſeiner geiſtreichen Gemahlinn noch einmahl, theils fahrend, theils zu Fuß zu durchſtreifen. Wir beſtimmten dazu den Nachmittag des ſechſten Juni, an deſſen Vormittage ich die Audienz bei dem Papſte gehabt hatte. — Der Monte Pincio wird von der Stadtmauer Roms, welche ſich von der Porta del Popolo über die vermauerte Porta Pinciana nach der Porta Salaria von Norden nach Oſten zieht, in zwei Theile getheilt, von denen der weſtliche zur Stadt gehört, der öſtliche aber außerhalb dieſer befindlich iſt. Wer auf der Piazza d'Espagna, oder, wie ich, ganz in deren Nähe wohnt, hat die bequemſte Gelegenheit, über die prächtige Marmortreppe, welche von dieſem Platze zu der Kirche Trinità de' Monti führt, ſchnell zu dieſem lieblichen Hügel gelangen zu können, von welchem das Auge faſt ganz Rom zu überſchauen vermag. Links von dem Vorplatze der genannten Kirche, der mit einem ägyptiſchen Obelisk geziert iſt, führt ein breiter Baumgang zu der ehemahligen Villa Medici, dem jetzigen Palaſt der franzöſiſchen Kunſt-Akademie, deren Gärten, obwohl in der Stadt gelegen, eine italiäniſche Meile im Umfang haben. Von hier nach der

Porta del Popolo fortſchreitend, ſtets links die herrlichſte Ausſicht über Rom genießend, gelangt man zu den prächtigen, dieſen Platz ſehr verſchönernden Baumonumenten und Anlagen, welche Rom dem Kaiſer Napoleon verdanket. — Auf der andern Seite der Stadtmauer, alſo nach Oſten zu, liegt die prachtvollſte Villa Roms, die Villa Borghese, gleich dicht an der Porta del Popolo, wo ſofort ihr prächtiger, die Propyläen Athens nachahmend darſtellender Eingang in die Augen fällt. Der weitläufigen Gartenanlagen dieſer Villa erwähnte ich ſchon früher. Der ganze beſchriebene Weg iſt, gegen die Zeit des Untergangs der Sonne, von Luſtwandelnden, Reitern und Equipagen belebt, denn er wird jetzt, der Gewohnheit nach, zur Corſo-Fahrt mit benutzt. Auch die Villa iſt Fahrenden und Reitern offen. Wir durchfuhren ſie dieſes Mahl im offenen Wagen ſchnell, und wandten unſere Zeit vorzüglich auf die Beſichtigung der von dem jetzigen Beſitzer, dem Fürſten Camillo Borgheſe, durch den berühmten Architecten Luigi Canina auf das prächtigſte hergeſtellten Paläſte, in welchen die frühern, nach Paris verſetzten Sammlungen antiker Sculpturwerke, durch andere, mit unglaublichem Koſtenaufwande, alſo erſetzt ſind, daß man zweifelhaft iſt, ob die erſte oder die zweite Sammlung den Vorzug verdient. Dieſe Villa, eine

der schönsten Europa's, und, ihrer Lage wegen, wohl alle übertreffend, wird, gegen römische Art und Weise, in dem vortrefflichsten Zustande erhalten. Hier strahlt Alles wohlerhalten entgegen; nicht aber in jener kleinlichen, so sehr die Parvenu's characterisirenden Eleganz, die jedem Gebildeten ekelerregend ist, sondern großartig-prächtig von altem Familien-Reichthum zeugend. — Leider hält man die Luft in den Monaten Julius, August und September hier, wenigstens Nachts, für so gefährlich, daß uns der hiesige Castellan versicherte, er wage in diesen Monaten nicht hier zu schlafen, sondern begäbe sich Abends in die Stadt.

Ich behalte mir vor, über die Luftbeschaffenheit zu Rom späterhin etwas Zusammenhängendes mitzutheilen.

Zurückfahrend von hier, nahmen wir Abends in der Dämmerung, im Wagen sitzend, vor einem Caffeezimmer der Piazza d'Espagna, auf gut römische Weise, unsern Sorbetto ein; so auf das heiterste den schönsten Tag beschließend.

Am ersten Pfingsttage, den siebenten Junius, wohnte ich Morgens einer feierlichen Messe in der sixtinischen Capelle des Vaticans bei, die vorzüglich durch die Ge-

genwart des Papstes und des Cardinals-Collegiums anziehend war. — Gegen halb zehn Uhr begab ich mich mit meinem treuen Cicerone Luigi, die prächtige Scala regia, an der linken Seite der Petrskirche, hinauf zu der Sala regia, welche jetzt nur zum Vorgemach bei den Feierlichkeiten in der sixtinischen Capelle dient, dagegen sonst, ihrer ursprünglichen Bestimmung nach, hier die königlichen Gesandten von dem Papste Audienz empfingen. Diese Bestimmung war denn wohl der Grund, daß hier vorzüglich solche Gegenstände zu den Wandgemählden gewählt wurden, welche Bezug auf die Oberherrschaft der Päpste über Kaiser und Könige haben. So schaut man z. B. über dem Eingange von der Scala regia Gregor IX., welcher den Kaiser Friedrich II. mit dem Bannfluche belegt; ein Gemählde von Vassari. Der Papst wirft hier, zum Zeichen der Excommunication, eine Kerze von sich, und tritt den auf dem Boden liegenden Kaiser mit Füßen. Die Venezianer, welche nicht einmahl duldeten, daß eine Inschrift in diesem Saale, welche einer Wohlthat der Republik gegen den heiligen Stuhl erwähnte, getilgt wurde, als sich dieser mit jener verunreinigt hatte, hätten schwerlich geduldet, daß einer ihrer Dogen, auch nur im Bilde, von einem Papste mit Füßen getreten wäre. Daher es denn allerdings auffallen muß, hier in einer solchen Lage den

Schutzherrn der Kirche zu ſehen. — Ein Gemählde, rechts vom Eingange der ſixtiniſchen Capelle, und zwei an der Wand der Capella Paolina gegenüber, beziehen ſich auf die pariſer Bluthochzeit. Auf dem erſten erblickt man den Leichnam des ermordeten Admirals Coligny, auf dem zweiten die Niedermetzelung der Proteſtanten, und auf dem dritten — wohl das ſcheußlichſte von allen — Karl IX. in der Parlamentsverſammlung zu Paris, dieſe blutigen Handlungen rechtfertigend und die Verurtheilung Coligny's vom Parlamente beſtätigen laſſend. Vaſſari iſt ebenfalls der Verfertiger des zuletzt gedachten Bildes; zu den beiden erſten lieferte er nur die Cartons. — Man würde ſich auf das äußerſte irren, wenn man glauben wollte, daß Ereigniſſe, wie die hier dargeſtellten, noch jetzt die Billigung der römiſchen Curie erhielten. Im Gegentheil hat man die Mißbilligung hinlänglich dadurch ausgeſprochen, daß die Unterſchriften unter den Bildern, z. B. die: »Necem Colignyi Rex probat,« längſt getilgt ſind. Die Bilder ſelbſt läßt man als Kunſtwerke ſtehen, und kann dieſes um ſo eher, da zu Rom nichts gewöhnlicher iſt, als Hinrichtungen der Märtyrer und Chriſtenverfolgungen in bildlichen Darſtellungen zu ſchauen. Eben um die Märtyrer und duldenden erſten Chriſten zu ehren, ſind die Kirchen mit

dergleichen gemahlten Schauder-Scenen nur zu sehr gefüllt. Aus diesem Gesichtspunkte, oder gleich einem bethlehemitischen Kindermorde, mögen wir Protestanten denn diese Bilder hier jetzt als Kunstwerke betrachten, die keiner von uns, wenn er sie in seinem Eigenthum besäße, vertilgen würde. Auch möge man, was die Zeit ihrer Entstehung unter Gregor XIII. *) betrifft, wohl bedenken, daß unsere Reformatoren in ihrem heiligen Eifer so weit gingen, in dem Papste den Antichrist der Apokalypse zu schauen, ihn als solchen in den ersten Ausgaben der Bibelübersetzung Luthers in Holzschnitten abbilden, und die christliche Gemeine sogar singen zu lassen:

„Für des Papst's und der Türken Noth
Behüt' uns, lieber Herre-Gott."

Da liegt es denn so ziemlich in der Natur des Menschen, der Action eine gleiche Reaction entgegen zu stellen. Calvin benahm sich zu Genf nicht besser als ein spanischer Inquisitor zu Madrid. Michel Servet wurde auf seiner Durchreise zu Genf 1553 verhaftet, und auf Calvin's Anklage, am 27sten October desselben Jahres, lebendig verbrannt, weil er das

*) Boncompagni, ein Bologneser. Erwählt 1572; regierte fast 13 Jahre.

Geheimniß der Dreieinigkeit in einem zu Genf weder geschriebenen noch gedruckten Buche angegriffen hatte. Dermaaßen konnte ein Reformator, der noch jetzt für einen großen Theologen gehalten wird, die ersten Grundsätze der Gerechtigkeit aus den Augen setzen! — So machte man es auf der einen Seite nicht viel besser als auf der andern, wobei wir nur auf Irland zu blicken brauchen. — Will man gerecht und verständig handeln, so muß man Extravaganzen der gedachten Art nicht den Religionen an sich, sondern dem Fanatismus, der Unwissenheit, dem Zeitgeiste, und vor Allem den menschlichen Leidenschaften, zuschreiben. Diesen den Zügel schießen zu lassen, ist das Gefährlichste von Allem. Und das Uebelste hierbei ist, daß das Wüthen bei weitem mehr ansteckend wirkt, als von der Cholera bewiesen ist. Es ist als eine Art Pest zu betrachten. — Daher ist es denn die Pflicht eines Jeden, dem eine wohlthätige Natur ein mildes und sanftes Gemüth, mit der nöthigen Kraft geeint, verlieh, bei ähnlichen Angelegenheiten als Vermittler und Ausgleicher, gleichsam als Arzt, aufzutreten, und so viel er in einem vielleicht beschränkten Wirkungskreise vermag, Ruhe, Friede, gegenseitige Achtung und Liebe in der Welt auf alle mögliche Art zu befördern zu suchen. — Auf diese Weise wollen wir denn die Entstehung jener Bilder, und ihr

fortdauerndes Daseyn in der Sala regia entschuldigen. — In diesem großen und prächtigen Saale fand ich eine Menge versammelter Männer und Damen; doch der Letzten bei weitem weniger als der Ersten. Als es ungefähr drei Viertel auf zehn seyn mochte, erschienen die Schweizer-Trabanten in ihrem alterthümlichen Costüme, und besetzten die Thür der Capelle, welche mit dem Schlage zehn geöffnet wurde.

Zu dieser führen zwei Eingänge: der Haupteingang ist auf der Sala regia; der andere kleinere an der Hinterseite der Capelle, durch welchen der Papst mit seinem Gefolge bei kirchlichen Functionen einzutreten pflegt. Die Architectur der Capelle ist einfach und edel. Sie bildet ein längliches Viereck von einer Länge von 183, und einer Breite von 61 Palmen. Durch eine Art von Balluſtrade von weißem Marmor, auf welcher ein hohes metallenes Gitterwerk ruhet, wird sie in zwei Theile getheilt, von denen der vordere, bei weitem kleinere, ursprünglich für die Laien bestimmt war. Ich bemerkte, daß hier die Damen zurückbleiben mußten. Mir wurde mit meinem Cicerone ein sehr schöner Platz, links vom Altar, unter dem Sänger-Chore, auf einer schmalen Erhöhung, welche auf dieser Seite sich an der Wand hinzieht, angewiesen. Hier konnte ich denn die ganze Capelle auf das Beste überschauen, und hatte Zeit ge-

nug, da noch keiner der Cardinäle angelangt war, die welcherühmten Darſtellungen (Fresken) Michel Angelo's mit meinem Fernglaſe auf das genaueſte ſowohl in ihrer ganzen Wirkung als in den Einzelnheiten zu betrachten. Die Zeit hat auch hier ihr Recht ausgeübt, und die Bilder ſtrahlen nicht mehr in ihrem urſprünglichen Glanze *). — Kenner geben den Deckengemählden den Vorzug vor dem großen Hauptgemählde der Altarſeite. Die erſten enthalten eine Darſtellung der Urgeſchichte des Menſchen, Propheten und Sibyllen, welche den Heiland verkünden, die Rettung des auserwählten Volkes und die Vorfahren des Erlöſers. Das Ganze hat unglaubliche Schönheiten und gleichſam einen epiſchen Zuſammenhang. Weit ſpäter ſchon, als Greis, mahlte Michel Angelo das coloſſale Werk der Hauptwand, das jüngſte Gericht, welches, bei einer Höhe von 60, eine Breite von 30 Fuß mißt. Es iſt großen Theils eine Darſtellung der Ideen des Dante; daher man denn auch den Charon, hier ein Teufel, mit ſeinem Kahne und einer tüchtigen Ladung Verdammter erblicket. Gigantesk, zum

*) Eine genaue und völlig befriedigende Beſchreibung dieſer Gemählde findet ſich in der Beſchreibung der Stadt Rom von Platner, Bunſen u. ſ. w. Thl. I. S. 247. ff.

Theil Grauſen erregende Geſtalten! Aber auch die mit neuem unſterblichen Fleiſch bekleideten jungen Weiber wenig reizend. — Jedoch welche unendlichſte Mannichfaltigkeit in den Stellungen der faſt unzählbaren Figuren! — Manches muß hier der reinere Geſchmack dem Genius der Zeit der Entſtehung des Gemähldes zu gute halten. So werde ich z. B. mich nie überzeugen können, daß es angemeſſen ſey, bei einem jüngſten Gerichte darzuſtellen, wie ſich, in Gegenwart des höchſten Richters, Teufel und Engel um arme Seelen balgen; da einen ähnlichen Scandal nicht einmahl ein irdiſcher Richter zulaſſen würde. Man muß doch billig annehmen, daß bei einem ſo wichtigen, alle Zeiten der Erde umfaſſenden Act für gute Polizei Sorge getragen werden wird. Nun wende man nur nicht ein, jene Unordnung ſey Poeſie. Niemahls darf dieſe, und alſo auch nicht ihre Schweſter, die Mahlerei, etwas der Gottheit Unwürdiges darſtellen wollen. — Rechts vom Altare ſtand der Thron des Papſtes, und von dieſem ging bis zum Haupteingange eine Reihe gepolſterter Sitze — einen Divan möchte ich ſie nennen — die ſich auch auf der linken Seite, alſo unter der Erhöhung, wo ich mich befand, wieder bis zur Gegend des hintern Einganges fortzogen. Unterhalb dieſer divanartigen Sitze war eine eben ſo lange ſchmale gepolſterte Bank, auf welche die

auf dem Divan Sitzenden ihre Füße ruhen lassen konnten. — So stand ich denn erwartend der Dinge, die da kommen sollten. — Siehe, ein Cardinal erschien in rothem langen Talar, gefolgt von seinem Schleppträger (caudatario), einen violett gekleideten schwarzköpfigen jungen Geistlichen. Ein in der Capelle längst anwesender, ebenfalls violettgekleideter päpstlicher Hausprälat — wohl ein Cameriere segreto; doch verbürge ich seinen Rang nicht — ging respectvoll dem Cardinal entgegen, und verbeugte sich tief vor seiner Eminenz. Diese schritt bis fast zur Mitte der Capelle vor und kniete nieder; bei welcher Gelegenheit beide Geistliche auf das angelegentlichste und menschenfreundlichste unterstützend behülflich waren. So wie aber der Cardinal sich auf dem Knie niedergelassen, zupfte der Caudatario das weite und lange Gewand in allen seinen Theilen zurecht, genau so, wie eine sorgsame Kammerfrau ihrer schönen Gebieterinn den Faltenwurf eines reich gestickten weiten Hofgewandes zurecht legt; welche Dienstleistung sich die Eminenz mit völlig hingebender Ruhe gefallen ließ. Jetzt erhob sich der Cardinal und setzte sich ungefähr in die Mitte der Sitzreihe. Sofort war der Caudatario wieder bei der Hand, das rothe Prachtgewand völlig mahlerisch zurecht zu legen. Besonders wußte er der Schleppe auf der untern Bankreihe eine vortreffliche

Lage zu geben; worauf er dann neben der Coda zu den Füßen des Cardinals ſelbſt demüthig Platz nahm, ſo eine kleine elegante Gruppe bildend.

Nicht lange darauf kam ein zweiter Cardinal, ein dritter, dann traten auch wohl einmahl zwei oder drei zugleich ein. Mit allen wurde es genau wie mit dem Erſten gehalten. Der empfangende Prälat war in einer unglaublichen Thätigkeit, beſonders, wenn er mehrere Cardinäle auf einmahl zu begrüßen und zu unterſtützen hatte. Er half Allen bei dem Niederknieen und Aufſtehen mit wahrer Hingebung, ein Muſter von Urbanität, auf das Liebſtreichſte und Achtungsvollſte. Endlich mochten ungefähr 35 bis 40 Cardinäle vorhanden ſeyn. Die obere Reihe der Sitze glänzte jetzt in dem prachtvollſten Roth, die der untern in beſcheidenerm Violett. Die Köpfe der oberen Herren waren ſämmtlich weiß, die der zu ihren Füßen ſitzenden Aſſiſtenten kohlenſchwarz. — Dieſe Verſammlung der Fürſten der Kirche, ſo gruppirt, hatte etwas höchſt Feierliches und Mahleriſches. — Jetzt erſchien, durch die kleinere Thür eintretend, der heilige Vater in einem reich mit Gold geſtickten, prieſterlichen Feiergewande, gefolgt von einer großen Menge von Erzbiſchöfen, Biſchöfen und andern hohen Prälaten, nicht minder von Camerieri di spada e cappa, Nobelgardiſten, dem Hofſtaat und geharniſchten Schwei-

ger-Trabanten. In seiner ganzen Majestät zeigte sich das sichtbare Oberhaupt der Kirche, der Statthalter Christi auf Erden, der Nachfolger des heiligen Petrus. — Sofort stiegen alle Cardinäle von ihren Sitzen hinab und beugten demuthsvoll das Knie, wobei die Caudatarien wiederum auf das dienstbeflissenste thätig waren und dann auch selbst ebenfalls niederknieten. Jetzt stieg der Papst auf seinen ungefähr sechs Stufen erhabenen prächtigen Thron, unterstützt von einigen Prälaten. Sobald Seine Heiligkeit sich niedergelassen, traten zwei oder mehrere Erzbischöfe heran und setzten dem heiligen Vater das von Gold und Juwelen strahlende Triregno, die dreifache Krone, auf das Haupt, das Symbol geistlicher Beherrschung des ganzen Kreises der Erde. — Urbis et Orbis. — Nun standen die Eminenzen auf und begaben sich einzeln vor den Thron, dem heiligen Vater durch Kniebeugung zu huldigen, wobei die Caudatarien wieder genug zu ordnen hatten. Endlich war jeder Cardinal wieder auf seinem Sitze und sein Caudatario wieder zu seinen Füßen. — Die feierliche Messe, celebrirt von dem Cardinal Pedicini, Bischof von Palestrina und Vice-Kanzler der römischen Kirche, begann, wobei auf der Tribune über meinem Haupte das Sänger-Chor, ohne alle Begleitung von Instrumenten, seine Hymnen anstimmte. Die Kerzen brannten, der Weihrauch

duftete und die Harmonien des Geſanges ſchwebten gleichſam über die Verſammlung hin. Es iſt nicht möglich, ſich etwas Feierlicheres zu denken als dieſe Meſſe. Um ſo mehr fiel es mir auf, daß einige der Herren Caudatarien nicht vollkommen von der Feier ergriffen zu ſeyn ſchienen, indem ſie von Zeit zu Zeit recht gemüthlich eine Priſe nahmen, deren Wirkung denn die Nachbarn durch eine höfliche Verbeugung celebrirten. Freilich erinnerte ich mich wohl, daß die in dem Bullario magno aufgenommene Verordnung Urbans VIII., wodurch derjenige, welcher in der Kirche Tabak nehmen würde, in den Kirchenbann verfallen ſeyn ſollte, (eine Verordnung, welche Innocenz XII. beſonders gegen diejenigen richtete, welche ſich dieſer Unziemlichkeit in der St. Peterskirche zu Schulden kommen ließen), von Benedict XIII., der den Schnupftabak ſehr liebte, aufgehoben worden: doch glaubte ich, daß, bei einer ſo feierlichen Meſſe und in Gegenwart des Papſtes, es doch angemeſſen erſcheinen müſſe, ſich einer ſolchen Erlaubniß nicht zu bedienen. Bei gewiſſen Abſchnitten der Meſſe, die ich, als völlig Laie in dieſem Fache, näher anzugeben nicht im Stande bin, erhob ſich das geſammte Cardinals-Collegium, begab ſich in die Mitte der Capelle, ſchloß einen Halbkreis gegen den Altar und kniete nieder, ſtets von den Caudatarien auf die bemerkte Weiſe unterſtützt. Nach dem

Evangelium der Messe hielt ein junger Geistlicher, Pietro Bar, ein Caldäer und Alumne des Collegio Urbano di propaganda fide, in lateinischer Sprache eine Predigt.

So wie der Gottesdienst zu Ende war, begab ich mich schnell an die Thür der Capelle, um die hinausgehenden Cardinäle ganz in der Nähe zu beobachten. Die meisten waren große ansehnliche Greise mit sehr ausdrucksvollen Gesichtsbildungen. Ich habe nicht einen gesehen, der ein gemeines nichtssagendes Aussehen gehabt hätte. Auch sind von dem ganzen Cardinals-Collegium nur fünf unter funfzig Jahren. Dagegen achtzehn über siebenzig und drei über achtzig Jahre zählen. Endlich gelangte ich wieder unter das Portal der Peterskirche und erblickte, wie der ganze Platz von Menschen und mehrere Hunderten der prächtigsten Equipagen erfüllt war; denn nicht nur die bereits genannten Personen und die Gesandten der fremden Höfe, sondern auch der eccellentissimo Magistrato Romano, sämmtliche anwesende Principi Romani und der ganze zahlreiche päpstliche Hof hatten der Feier beigewohnt, wie dieses das Diario Romano (Nr. 46) nachher ausführlich berichtete. Die Wagen strahlten größten Theils von Vergoldungen, und hinter den meisten schwebten drei mächtige Lackeien, deren Röcke von Gold- und

Silber-Treſſen oder ſeidenen Borten ſtarr hinſtanden.

Dieſes Mahl fehlte denn auch auf dem Platze und den Straßen das ſchöne Geſchlecht nicht, ohne daß ich jedoch unter demſelben, ſo ſorgfältig ich mich darnach umſah, ausgezeichnete Schönheiten, Römerinnen, wie man ſie in Gemählden erblickt, entdeckt hätte.

Die Loggien und Stanzen des Raphael im vaticaniſchen Palaſt habe ich unter der höchſt unterrichtenden Leitung des Legationsraths Keſtner und in Geſellſchaft ſeiner liebenswürdigen Nichte geſehen. Die Gemählde der Loggien ſind nicht ſowohl durch die Einwirkung der Zeit, als durch die Barbarei roher Menſchen, die ſie durch Einkratzung ihrer Namen verdarben, in einem höchſt traurigen Zuſtande. Zu ſpät wendet man jetzt auf ihre Erhaltung Sorgfalt, und hat ſogar, um die Einwirkung der Atmoſphäre abzuhalten, die Zwiſchenräume der Arcaden mit Glasfenſtern verſchloſſen. Das Gebäude der in drei Stockwerken befindlichen Loggien, die in jedem aus dreizehn nach dem Cortile di S. Damaſo hinausgehenden Arcaden beſtehen, iſt eines der ſchönſten neuern Bauwerke Roms. Durch die gedachte Ausfüllung der Arcaden mit Glasfenſtern hat es

im äußern Ansehn, wie sich denken läßt, bedeutend verloren.

Die Gemählde der Stanzen Raphaels haben weniger gelitten; doch sind sie in den Jahren 1702 und 1703 auf Befehl Clemens XI. von Carlo Maratta mit großer Sorgfalt und Verehrung für Raphael restaurirt. Unter dem Namen »Stanzen« begreift man einen Saal und drei große Zimmer am Ende der Reihe von Raphaels Loggien. Herr Kestner entwickelte uns auf eine geistreiche Art den nach seiner Ansicht in diesen berühmten Gemählden herrschenden gewisser Maaßen epischen Zusammenhang: wie das Gedicht, von den Zeiten des Heidenthums beginnend, durch die des Zweifels bis zu denen der Gewißheit und des Sieges des Christenthums fortschreitet; welcher Sieg sich in der berühmten Darstellung der Schlacht Constantins mit Maxentius bei der Milvischen Brücke bei Rom darthut *). Bei welcher Erklärung, deren Einzelnheiten wiederzugeben ich außer Stande seyn möchte, ich den

*) Nichts würde wünschenswerther seyn, als wenn Herr Kestner, der schon als geistreicher Kunstkenner bekannt ist, seine Ideen in dieser Beziehung selbst darlegte. Obige Bemerkungen theile ich nur aus der Erinnerung mit, wobei leicht von meiner Seite eine mangelhafte Auffassung Statt gehabt haben kann.

Scharfsinn und die Tiefe, mit welcher Herr Keßner in die Vorstellungen des dichtenden Mahlers eingedrungen, nur bewundern konnte.

Diese Stanzen sind jetzt lediglich den Mahlern zum Studium und Copiren der Gemählde eingeräumt und werden zu nichts Anderm gebraucht. In ihrer ursprünglichen Schönheit waren sie der Schauplatz der Feste des prachtliebenden Papstes Leo X. Ihre Vernachlässigung begann, als die Päpste ihre gewöhnliche Wohnung nach dem Quirinal verlegten. Zur Zeit, als Maratta ihre Herstellung unternahm, befanden sie sich in einem Zustande, ähnlich dem, in welchen die Loggien sich noch jetzt befinden.

Die Gemählde, sowohl dieser als der Stanzen, sind auf das Genügendste in dem vortrefflichen und Jedem, dem Rom ein Interesse einflößt, fast unentbehrlichen Werke von Platner und Bunsen von dem Ersten beschrieben worden *).

Den Garten des Vatican und die päpstliche Mosaik-Fabrik habe ich in Begleitung der Baroninn de Praeroman und de Lully, einer noch jungen

*) Band II. S. 295 ff.

liebenswürdigen Dame aus Freiburg in der Schweiz, und ihres Gemahls, deren Bekanntschaft ich in dem Palaste des Duca Torlonia gemacht hatte, besucht. Mit beiden machte ich nachher die Reise nach Neapel, wo sie den General der dortigen Schweizer-Regimenter, ihren nahen Verwandten, zu besuchen gedachten.

Der Garten des Vaticans ist weitläufig und im Styl des le Nôtre angelegt. Außer dem bereits erwähnten Casino, (»Kaffeehaus«) in welchem der Papst den Damen Audienz zu ertheilen pflegt, erinnere ich mich nicht, Merkwürdiges darin gefunden zu haben; denn hierzu möchte ich das bronzene Model eines Linienschiffes, dessen Kanonen Wasserstrahlen schießen, eben nicht rechnen.

Die Mosaik-Fabrik befindet sich im Erdgeschosse des Palastes. Die Zahl der verschiedenen Tinten in Glaspasten hat man in dieser Anstalt bis zu der ungeheuern Zahl von achtzehntausend gebracht, und so die Möglichkeit erreicht, Gemählde täuschend für die Ewigkeit nachzubilden. Durch diese Kunst erst haben die großen Mahler Unsterblichkeit gewonnen. Diese Pasten sind in einem Saale von einer Länge von vielleicht hundert Schritten, gleich den Büchern in einer

Bibliothek, aufgestellt. Die Pasten werden bei größern Mosaikbildern auf Steinplatten in einem Kitte von Kalk und gestoßenem Travertin befestigt. Der das Original nachbildende Arbeiter hat eine Schleifmaschine neben sich stehen, auf welcher er der Paste erst diejenige Form geben muß, welche der nachzubildende kleine Farbenabschnitt des Gemähldes erfordert. So geht zuweilen ein ganzer Tag darauf hin, nur durch einen Raum von einem oder zwei Quadrat-Zollen fortzuschreiten. Ein Künstler, dessen Geduld ich bewunderte, bemerkte mir, daß er gar keine Bewunderung verdiene, indem er, lediglich das beschränkte und leicht zu beendende Tagewerk vor Augen habend, an die Zeit, wo das Ganze vollendet seyn würde, welche sich oft so viele Jahre hinauszöge, gar nicht dächte; gänzlich ungewiß, ob er selbst oder ein Nachfolger diese Zeit erleben werde.

Unabhängig von dieser großen Anstalt, in welcher nur für den Papst gearbeitet wird, befinden sich jetzt zu Rom mehrere Fabriken für die Mosaik-Miniatur-Arbeit, wie ich sie nennen möchte. In diesen werden wunderschöne Arbeiten von ganz feinen Stiften verfertiget, und zu Dosen, Damenschmuck u. s. w. angewendet. — Wer dergleichen kaufen will, thut bei weitem am besten, sich an einen der Fabricanten unmittelbar zu wenden, und die Sachen ohne Fassung zu kau-

fen. So bezahlt man nicht die Hälfte deſſen, was die Juweliere nehmen, für das Moſaik, und kann dann leicht bei bekannten Goldarbeitern die Faſſung zu Haus verfertigen laſſen. Ich kaufte zu Rom wohl zwanzig Stück ſolcher Miniatur-Moſaiken, welche ich zu Geſchenken beſtimmte, und habe ſie ſämmtlich erſt zu Haus faſſen laſſen. Hierbei hatte ich noch den Vortheil, daß ich unterweges für die noch nicht gefaßten Moſaiken keinen Durchzoll zu bezahlen hatte, obwohl ich den kleinen Vorrath aufrichtig angab *).

Göthe irret gewiß, wenn er in dieſen Miniatur-Moſaiken ein Zurückſchreiten und gleichſam eine Entweihung der edeln Kunſt wahrnimmt. Im Gegentheil, hier in Kleinem arbeitend, bilden ſich Künſtler für das Größere, welches nicht vernachläſſigt wird.

Es iſt offenbar eine der Uebertreibungen, welche ſchon im Alterthume nicht ungewöhnlich waren, wenn

*) Reiſenden kann ich für Moſaiken die Fabrik des Giovanni Fioppi, via Condotti No. 76, und für die ſo äußerſt täuſchend nachgebildeten Perlen die Fabrik des Luigi Freschi, Strada Padella No. 19 und Strada Condotti No. 28, empfehlen, in welchen Fabriken ich für höchſt billige Preiſe ſehr ſchöne Sachen gekauft habe.

von außerordentlich großen Gegenständen die Rede, wenn die Sage von dem vaticanischen Palast behauptet, er enthalte elftausend Säle, Zimmer, Capellen und Gemächer, sein Umfang betrage 800,960 römische Palmi, und er sey so groß als die Stadt Turin*). So viel ist aber gewiß, er hat mit seinen Nebengebäuden und Gärten die Größe einer nicht ganz unbeträchtlichen Stadt; denn dieses lehret bei der flüchtigsten Betrachtung der Augenschein. In diesem unermeßlichen und, bei aller Großartigkeit, labyrinthartigen Palaste nehmen nun wiederum die Säle, Hallen und Galerien, welche das vaticanische Museum bilden, einen Raum ein, der die meisten Königsschlösser Europa's an Größe, und wohl alle an Majestät und Pracht übertreffen möchte. — Wie schlecht der Belvederische Apoll und Laocoon zu Paris logirt waren, davon überzeugt man sich leicht, wenn man die Gallerien, welche das Louvre mit den Tuillerien verbinden, in Gedanken mit den Sälen und Hallen des Vaticans vergleicht, in welchem

*) Beschreibung der Stadt Rom von Platner u. s. w., Bd. II. S. 237. — Man braucht nur die röm. Palmi auf franz. Fuß, und diese auf Meilen zu reduciren, um zu finden, daß eine solche Angabe eine Unmöglichkeit enthält; denn die ganze Stadt Rom hat diesen Umfang nicht. 3 Palmi sind = 2 franz. Fuß, 0 Zoll, 9 1/10 Linie.

die antiken Sculpturwerke und die Gemählde der größten Meister aufgestellet sind und die in ihrer Gesammtheit das Local des vaticanischen Museums bilden. Dieser Flügel, zu dem man durch das sogenannte Apartamento Borgia geht, welches gleichsam die Vorhallen des Museums darstellt, heißt das Belvedere, der entzückenden Aussicht wegen, die man von hier über Rom und die Umgegend genießt. — Er enthält die Galleria lapidaria, das Museo Chiaramonti, den braccio nuovo oder den neuen Flügel dieses Museums, — Anlagen Pius VII. — den Giardino della Pigna, einen kleinen, antike Sculpturen enthaltenden Garten, den Tor de' Venti, mit den ägyptischen Denkmählern, und das erste Museum der Welt, nämlich das Museo Pio-Clementino. — Wie könnte ich es unternehmen, von Sammlungen, mit denen nur die florentinischen verglichen werden können, welche aber auch selbst diese eben so sehr an Zahl der alten Kunstwerke, als an hoher Bedeutung derselben übertreffen, hier Einzelnheiten zu berichten, besonders, da ich diese Schätze nur ungefähr acht Mahl betrachtet habe. Wenn zu Florenz die Museen täglich dem Publicum geöffnet sind, so ist dieses hier im Vatican nur zwei Mahl wöchentlich der Fall. Freilich kann man sie auch außer dieser Zeit zu sehen bekommen, aber nur in der Begleitung besonders zu be-

zahlender, ſich langweilender und ſchon in dieſer Hinſicht läſtiger Begleiter.

So wie ich demnach keine Einzelnheiten von dem vaticaniſchen Muſeum darlege, eben ſo wenig unternehme ich einen ſolchen Bericht von der vaticaniſchen Gemählbeſammlung. Dort eilt der entzückte Kunſtfreund ſofort zu dem belvederiſchen Apoll und zu dem Trauerſpiel in Marmor, der Gruppe des Laocoon, hier zu der Transfiguration Raphael's und zu der Communion des H. Hieronymus Domenichino's*).

In die Vaticaniſche Bibliothek tritt man aus dem Corridor der Inſchriften der erwähnten Galleria lapidaria, in welcher mehrere tauſend alte Inſchriften ſyſtematiſch geordnet eingemauert ſind. Nach den Vorzimmern folgt der große Bibliothekſaal, welcher ein wahrhaft grandioſes Anſehen hat. Seine Länge beträgt aber auch 317, ſeine Breite 69 und ſeine Höhe 41 Palmi. Sechs Pfeiler theilen ihn in zwei mit

*) Von allen dieſen Sammlungen iſt eine Beſchreibung vorhanden, welche den Titel führt: Indicazione antiquaria delle Sale Borgia, Corridore lapidario etc., compilata da Tommaso e Pietro Angelo fratelli Massi, Roma 1835, welche bei dem Aufgange zum Muſeum zu kaufen ſteht. — Vorzüglich verweiſe ich aber auf die oft erwähnte Beſchreibung von Rom von Platner u. ſ. w., Band II.

Kreuzgewölben verſehene Schiffe. Er iſt ganz und gar mit Frescogemählden ausgeſchmückt. — Die Handſchriften, in einer Geſammtzahl von ungefähr vier und zwanzig tauſend, befinden ſich in ſechs und vierzig Wandſchränken von Mannshöhe, die an den Wänden eine ununterbrochene Reihe bilden. Sie umgeben den Fuß der Pilaſter, und ſind ſo genau der Architectur angepaßt, daß man bei dem Hineintreten nicht im geringſten ahnen kann, ſich in der erſten Handſchriftenſammlung der Welt zu befinden. Die Zahl der gedruckten Bücher der Vaticana ſoll ſich nicht über dreißig- bis vierzig tauſend belaufen, und ſteht daher, gewiſſermaaßen hier eine Nebenſache, in gar keinem Verhältniß zur Anzahl der Handſchriften. Mit dieſem Saale ſtehen durch zwei am Ende deſſelben befindliche gewölbte Räume, die den Namen Cubiculi führen, die Gallerien des geheimen Archivs und die ſieben noch zum Bibliotheklocale gehörigen prächtigen Zimmer in Verbindung, die zuſammen eine Perſpective von 1378 Palmen, oder 948 Fuß, nämlich auf jeder Seite 689 Palmen oder 474 Fuß — bilden. Einer der großartigſten Anblicke im Innern eines Gebäudes zu Rom. — In den letztgedachten Zimmern befindet ſich die ehemahlige heidelbergiſche Bibliothek und die der Königinn Chriſtine von Schweden. Von der erſten ſind bekannt-

lich in neueren Zeiten die altdeutschen Handschriften nach Heidelberg zurückgekehrt.

Die vaticanische Bibliothek ist des Morgens von 9—12 Uhr zur Benutzung geöffnet. Bei den vielen Ferien bleiben jedoch zu diesem Zweck kaum jährlich hundert Tage übrig. Da nun überdieß die Einsicht der Verzeichnisse und die Erlaubniß aus den Handschriften Auszüge zu machen — ohne besondere höhere Protection — so ziemlich von der Laune des ersten Custos abhängt, so folgt hieraus, daß es mit bedeutenden Schwierigkeiten für den Fremden verknüpft ist, längere und gründliche Forschungen anzustellen.

Hier mögen noch die Namen der ersten Beamten der vaticanischen Bibliothek folgen.

Bibliothekar: der Cardinal Luigi Lambruschini.
Erster Custos: Monsignor Giuseppe Mezzofanti.
Zweiter Custos: D. Gabriele Laureani.

Ueberdieß sind bei der Bibliothek acht gelehrte Scrittori angestellt; nämlich drei für die lateinische Sprache, zwei für die griechische, zwei für die hebräische und einer für die arabische. — Die Pflicht dieser ist: die Handschriften zu studiren, um in vorkommenden Fällen Fragen beantworten und Nachweisungen geben zu können.

Außer der vaticanischen Bibliothek befinden sich zu

Rom noch sechs andere, nämlich: die Casanatense, die Angelica, die Alessandrina, (oder die Bibliothek der Università della Sapienza), die Lancisiana, die Aracoelitana und die Corsiniana, welche, außer den Ferien, täglich dem Publicum geöffnet sind.

Die Basilica S. Giovanni in Laterano ist die erste der katholischen Christenheit und hat den Rang noch vor der Peterskirche, daher sie den prächtigen Namen »Ecclesia Urbis et Orbis, Mater et Caput ecclesiarum« führt. Sie ist die eigentliche Pfarrkirche des Papstes, von welcher er nach seiner Erhebung zum Pontificat feierlich Besitz nimmt. Diese prachtvolle Basilica befindet sich in dem südlichen wüsten Theile Roms, nahe an der nach Neapel führenden Porta di S. Giovanni. Mit unendlichem Vergnügen habe ich stets ihre herrliche Vorderseite betrachtet, deren Architect Alessandro Galilei war. Vier Halbsäulen und sechs Pilaster von zusammengesetzter Ordnung tragen das mit einer Ballustrade und Statuen gekrönte Hauptgebälk. Zwischen den Säulen und Pilastern befinden sich fünf prächtige Balcone, von deren mittlerm der Papst die Stadt und die Welt — urbem et orbem — segnet. Unter den Balconen befindet sich ein majestätischer Porticus mit fünf Eingängen, der von vier und zwanzig

marmornen Pilastern getragen wird; fünf Thüren, jenen Eingängen entsprechend, führen in die Kirche. Unter dem Porticus ist die antike Statue des ersten Erbauers der Basilica, Constantins des Großen, aufgestellt. Die Kirche hat fünf Schiffe, deren mittleres durch die colossalen Bildsäulen der Apostel ausgezeichnet ist. Das großartige Bauwerk begrenzt der Lateranensische Palast, der dritte päpstliche in Rom, welcher aber wüst steht. Ihm gegenüber ist die heilige Treppe (scala santa), ehemahls, der Sage nach, vor dem Palast des Pontius Pilatus, und oftmahls von dem Heiland betreten, welche die Gläubigen nur auf den Knieen, aber so zahlreich, hinaufsteigen, daß sie (bereits ganz abgenutzt), um ihre völlige Zerstörung zu verhindern, von Zeit zu Zeit mit neuen hölzernen Stufen bedeckt wird.

Auch die uralte Taufcapelle, ganz in der Nähe des Lateranensischen Palastes, ist, vorzüglich ihrer alten Marmorarten wegen, sehr merkwürdig. — Auf dem Platze des Lateran ist der größte zu Rom befindliche Obelisk aufgerichtet. Ich habe geglaubt, wenn auch mit wenigen Worten, des Laterans, der hohen und alten Bedeutung wegen, die er in der katholischen Welt hat, erwähnen zu müssen; schweige jedoch von jetzt an von den Kirchen Roms, deren Anzahl sich bis zu dreihundert innerhalb der

Stadt erſtrecken ſoll, und unter denen noch eine große Menge iſt, die ſich durch eine prachtvolle Architectur, durch Statuen, Gemählde und hiſtoriſche Ueberlieferungen auszeichnen. Rom iſt für den Kunſtfreund in dieſer Beziehung unerſchöpflich. Eine Kirche im altdeutſchen, ſogenannten gothiſchen, Styl, die mit dem Dom zu Meiland, dem Münſter zu Straßburg, St. Stephan zu Wien, den Domen zu Cöln, Magdeburg oder Halberſtadt zu vergleichen wäre, giebt es jedoch nicht in Rom. Auch an prächtigen Thürmen iſt es arm; denn keiner von dieſen iſt mit unſerem St. Andreasthurme zu Braunſchweig zu vergleichen, wiewohl dieſer in neueren Zeiten durch eine zu ihm ganz und gar nicht paſſende kuppelartige Bedeckung entſtellt iſt*).

Ueberhaupt iſt Rom arm an Bauwerken aus dem Mittelalter. Außer einigen Kirchen und Thoren — vielleicht darf noch der venezianiſche Palaſt hierher gerechnet werden — iſt Alles entweder antik oder modern.

---

*) Eine Abbildung dieſes prächtigen Thurmes in Stahlſtich iſt in der Schenk'ſchen Kunſthandlung zu Braunſchweig erſchienen. Auch findet ſich eine ſolche auf dem Umſchlage von meines Neffen Carl Friedrich von Bechelde, »Braunſchweigiſchen Geſchichten,« Thl. I. (Helmſtedt 1835.), welches Werk zum Beſten der St. Andreaskirche von dem liberalen Verfaſſer herausgegeben iſt.

Daher hat das neue Rom im Ganzen ein sehr neues Ansehn.

Den Nachmittag des zweiten Pfingsttages (8ten Junius) hatte ich das Vergnügen, die Gräfinn Veterani, deren Gemahl eine Einladung bei dem kaiserlich-östreichischen Gesandten angenommen, auf einer vom Wetter außerordentlich begünstigten Fahrt zum Monte Gianicolo, den sowohl sie, als ich bis jetzt wenig kannten, zu begleiten; bei welcher Fahrt, nach Erlaubniß der gütigen Dame, ihre Kammerfrau, Virginia del Bianco, die an dergleichen Partien kein geringes Vergnügen fand, nicht fehlte. Zuerst besuchten wir das Franciscanerkloster S. Pietro in Montorio, wo mein guter florentinischer Reisegefährte Augustino Pesce sich aufhielt, dem ich eine Visite versprochen hatte. Die Frauen durften jedoch in das Kloster nicht eintreten, und blieben, während ich Erkundigung einzog, in der Kirche, die ihnen von ein Paar Mönchen auf das freundlichste gezeigt wurde. Mein Reisegefährte war nicht zu Haus; dieß hielt aber seine Mitbrüder nicht ab uns auf das gütigste aufzunehmen, und mit Limonade zu bewirthen. In der Regel kann man sich keine anständigere und gefälligere Formen denken, als die eines italiänischen Mönchs. Ihn kleidet seine Demuth, als

wesentlich seinem Stande gehörig, und seine fromme Freundlichkeit hat einen ganz eigenthümlichen Charakter.— Zu diesem Kloster gehöret ein sehr schöner kleiner runder Tempel, dessen Kuppel sechzehn dorische Säulen von grauem Granit tragen, ein Werk Bramente's. Man steigt hier einige Stufen zu dem Orte hinunter, wo nach der Ueberlieferung der Apostel Petrus hingerichtet wurde. Es brennet hier eine nie verlöschende Lampe. Sowohl die fromme Gräfinn, als ihre Dienerinn, knieten andächtig hier nieder und verrichteten ihre Gebete.

Wir empfahlen uns den gütigen Mönchen mit meinen Grüßen an den Padre Augustino — der nicht versäumte, mir am nächsten Tage früh Morgens den Gegenbesuch zu machen — und setzten unsere Fahrt zu der ganz nahen Fontana Paulina fort. Dieser herrliche Springbrunnen ist der wasserreichste zu Rom, und doch mündet er von allen am höchsten; denn die nahe Kirche S. Pietro in Montorio liegt 185 Fuß über dem Meere. Der Wasserreichthum, den dieser Brunnen beständig aus fünf gewaltigen Oeffnungen in ein sehr großes marmornes Becken ergießt, wird dem der harzischen Ilse, wo sie vom Brocken hinunter rauscht, wenig nachgeben. Er empfängt die gewaltige Wassermasse durch einen Aquäduct, den Trajan erbaute und der Papst Paul V. herstellen ließ, aus dem Lago di

Bracciano, fünf und zwanzig italiäniſche Meilen von Rom. — Solche Werke beſitzt noch jetzt die ewige Stadt! — Auch die Architectur des Brunnens, ein Werk Fontana's und Maderno's, iſt ſchön; doch wurden die Materialien dazu von dem Forum des Nerva genommen.

Jetzt ging es, dem botaniſchen Garten entlang, zur Porta di S. Pancrazio hinaus, welche ſich auf der Höhe des Gianicolo befindet, nach der Villa Pamfili-Doria, einer der prächtigſten und weitläufigſten Roms, denn ſie hat fünf italiäniſche Meilen im Umfang. Eine unendliche Mannichfaltigkeit von Anlagen iſt hier vereint, ſämmtlich in altfranzöſiſchem Geſchmacke und nicht vorzüglich unterhalten. Die Architectur des Palaſtes iſt von Algardi, und es fehlt ihm nicht an merkwürdigen antiken und modernen Kunſtwerken. In den weit ausgedehnten Gartenanlagen ſind die verſchiedenartigſten Formen von Springbrunnen, Waſſerkünſten und Künſteleien aller Art in einem jetzt mit Recht längſt verlaſſenen Geſchmacke. Das Ganze mit ſeinen faſt unabſehbaren Baumgängen und herrlichen Ausſichten hat jedoch etwas ſehr Grandioſes, und übertrifft faſt Jedes, was ich in dieſer Art geſehen hatte. Alles dieſes iſt in einem koſtbaren Kupferwerke beſchrieben*).

*) Villa Pamphilia, ejusdemque palatium, cum suis pro-

Noch war der ſchöne Tag nicht zu Ende: wir fuhren durch die Porta Cavalleggieri, nahe am Petersplatze, zurück; dann über den Ponte di S. Angelo durch die Stadt zur Porta del Popolo hinaus, wo wir uns in der Villa Borgheſe der langen Reihe der Equipagen anſchloſſen, umkehrten, den Corſo durchfuhren und dann den Tag auf dem ſpaniſchen Platze mit im Wagen genommenen Sorbetten auf gut römiſche Weiſe endeten.

Von dem unermeßlichen Gebäude der Thermen des Diocletian auf dem Monte Viminale, nach der Porta Salara zu, in welchen, nach den Ueberlieferungen des Olympiodor, 3200 Perſonen auf einmahl warm baden konnten, iſt in der Hinſicht nicht Vieles übrig, daß man jetzt nur Weniges davon auf den erſten Blick als Ueberreſte des alten Roms ſofort erkennen kann. Aus dem Hauptſaale hat Michel Angelo Buonarotti eine der herrlichſten und größten Kirchen Roms, Santa Maria degli Angli, gebildet, in welcher ſich jetzt ein bedeutender Theil derjenigen Gemählde befindet, deren Moſaikcopien die Altäre der Peterskirche ſchmücken.

---

spectibus, statuis, fontibus etc. Romae, formis Jo. Jac. de Rubeis (de Rossi); sine anno. fol.

Die acht mächtigen Granitsäulen der Kirche rühren noch von den Bädern her, und lassen uns die Pracht des Ganzen ahnen, welches einen so ungeheuren Umfang hatte, daß sein ehemahliger Flächenraum jetzt nicht allein die eben erwähnte Kirche, das dazu gehörige Kloster und die Kirche des H. Bernhard, sondern noch zwei große Plätze und weitläufige Kornböden, diese auch zum Theil aus Mauern der Bäder gebildet, in sich faßt. — In Verhältnissen der Art steht das neue Rom zu dem alten. Man erkennt daher leicht, wie sehr sich Keyßler irrte, wenn er dafür hielt, die neue Stadt könne mit der alten sich an Pracht messen.

An eben dem Tage, wo ich Morgens die diocletianischen Thermen besuchte (9ten), begab ich mich Nachmittags zu dem colossalen Grabmahl Hadrian's, groß genug, um jetzt zu der Citadelle Roms, der Engelsburg, umgewandelt zu seyn. Der Graf Veterani hatte die Erlaubniß der Besichtigung für sich, seine Gemahlinn und mich ausgewirkt. Wir wurden von dem wachthabenden Officier empfangen und von einem Militär allenthalben herumgeführt. Auch so gar hier ist Rom nicht zu verkennen; es giebt Statuen, Büsten und Frescogemählde, mit denen die Säle und Zimmer

des Gouverneurs ausgeschmückt sind, auch in dieser Citadelle. Ob eine bedeutende Anzahl von Staatsgefangenen jetzt hier verwahrt sey, habe ich nicht erfahren; doch glaube ich es kaum, denn die meisten Gefängnisse waren leer. Von der Platteform des thurmartigen Grabmahls, dicht neben der ehernen colossalen Statue des Engels, der sein Schwert in die Scheide steckt, ist die Aussicht über Rom und von den Gebirgen her bis zum Meere hin entzückend. Eine Aussicht über Rom und die Campagna ist mit keiner andern zu vergleichen; ja ich möchte behaupten, sie sey nicht zu beschreiben. Ein ganz eigenthümlicher graugelber Farbenton ruhet auf dem Ganzen und verleihet dem Bilde einen Ernst, der uns an Petrarca's Klagen erinnert:

Queste cui l'erba copre e calca il piede
Fur moli al ciel vicine, ed or son terra.
Roma che 'l mondo vinse al tempo cede,
Che i piani inalza, e che l'altezza attera.

Von dem Grabmahlcastel zurückkehrend, besuchten wir noch einige schön erleuchtete Kirchen, ich welche ich meine fromme Dame begleitete. — In die um zehn Uhr Abends beginnenden und zwei Uhr nach Mitternacht endenden Schauspiele zu gehen, habe ich mich nicht entschließen können, und soll auch nichts Bedeutendes verloren haben.

Der zehnte Junius war zur Reise von Frascati in Gesellschaft des Grafen und der Gräfinn Veterani bestimmt. Der Weg dahin wird durch die meilenlangen, halb verfallenen mächtigen Wasserleitungen, die von den Gebirgen nach Rom hinunterziehen, sich wie unabsehbare Brücken durch die wüste Ebene hin erstreckend, und uns so einen recht augenscheinlichen Begriff von dem Reichthume der ehemahligen Weltbeherrscher gebend, durch andere, hin und wieder der Zeit trotzende mahlerische Ruinen, und vorzüglich durch die Aussicht auf das Sabinergebirge, an dessen Fuße Frascati liegt, anziehend. Die Campagna ist nur stellenweis angebaut, und bietet ein ganz eigenthümliches verödetes Ansehen dar, welches die Mahler der jetzigen Zeit so in Entzücken setzt, daß ein warmer römischer Kunstfreund, dem ich meine Ansichten mittheilte, auf welche Art die Campagna angebaut, und so Rom gesunder gemacht werden könnte, über eine solche antiartistische, ja barbarische, Idee laut aufschrie. So würde, meinte er, Roma nicht mehr Roma seyn. — In ein Paar Stunden waren waren wir zu Frascati, einem schmutzigen Städtchen von verfallenem Ansehn, in welchem nicht einmahl ein einigermaaßen anständiger Gasthof vorhanden ist. Die angenehme Lage des Ortes und seine gesunde Luft bewirken jedoch, daß hier und in der Nachbarschaft sich

eine bedeutende Menge von Villen befindet, die im Sommer und Herbst römischen Familien zur Wohnung dienen. Auch der königlich preußische Minister und Gesandte am römischen Hofe, Bunsen, hält sich hier in den heißen Monaten auf. Ich verfehlte nicht, diesem würdigen und berühmten Gelehrten meinen Besuch abzustatten, und empfing von ihm die gütigste und freundlichste Aufnahme. Er bewohnte ein weitläufiges palastartiges Gebäude mit der herrlichsten Aussicht, aber von ziemlich wüstem, italiänischem Ansehn. — Ich mußte eilen, zu meinen theuren Reisegefährten zurückzukommen, welche mich in der am Markte gelegenen Kathedrale, wo sie die Messe hörten, erwarteten. Als ich in die Kirche trat, um sie abzuholen, erblickte ich vor einem der Altäre ein wunderschönes Kindchen, dessen dunkles Haar mit Blumen bekränzt war, auf einem seidenen Polster ruhend. Ich hielt es für ein Wachsbild, ein ex voto, und berührte die Wange des schönen Gebildes mit dem Finger, um mich davon zu überzeugen. — Es war eine Leiche. — Wir kehrten zu unserem Gasthofe zurück, nahmen einen Cicerone und besuchten zuvörderst die prächtige, aber gänzlich verwilderte Villa Aldobrandini; dann stiegen wir, nicht ohne bedeutende Anstrengung, das Sabinergebirge hinauf zu der Villa Ruffinella, welche dem Könige von Sardinien

gehört. Ich sage von den Villen nichts mehr: sie haben sämmtlich ein ziemlich gleichförmiges Ansehn — ehemahlige große Pracht, jetzt Verfall.

Wir hatten versäumt, Maulthiere zu nehmen; die Hitze war ziemlich bedeutend und der Weg rauh und steil. Doch alles dieses hielt die geistreiche und, wo es etwas zu lernen gab, unermüdliche Gräfinn nicht ab, zu verlangen: es solle bis zu den Ruinen des alten Tusculum vorgedrungen werden. Diesem Befehle mußten wir Gehorsam leisten, wie ich denn willig gestehe, daß die Gräfinn Helena vielmahls Ursach gewesen ist, daß ich den Gegenständen der Natur und Kunst längere Aufmerksamkeit schenkte, als sonst wohl der Fall gewesen. — So gelangten wir nach einem recht beschwerlichen Marsche dort hin, wo man die Ruinen der alten Stadt jetzt zu Tage fördert. Wir sahen Tusculums Stadtmauern, Straßenpflaster, Wasserleitungen, Theater, Amphitheater; Alles von gewaltigen Quadern. Man erkennt leicht, daß nicht die Zeit, sondern daß feindliche Menschen solche Bauwerke zerstörten. — Die Aussicht von diesen Ruinen nach Osten auf das Gebirge, seine mannichfach gebildeten Thäler, auf Ortschaften und Landhäuser, in Westen auf die Campagna, auf die ewige Stadt, und hin bis zum Mittelmeer, ist ganz unbeschreiblich schön. — Die Ruinen

von Cicero's Villa, einige gewaltige Bögen, bestehen aus Backsteinen. Man hat sie an den Mosaiken der Fußböden erkannt, deren Beschreibung uns Cicero hinterlassen hat. — Hier kann ich nun nicht umhin, bei Cicero's Namen unsers Cicerone, der so ziemlich einem neapolitanischen Lazzarone ähnlich sah, zu gedenken. Er wußte mehrere lange Stellen aus den Reden seines Namensgenossen in guten italiänischen Uebersetzungen auswendig, und verfehlte nicht, bei den Ruinen der tusculanischen Villa des großen Staatsmannes und überhaupt bei ihm passend erscheinenden Gelegenheiten, mit großem Pathos uns bedeutende Beweise seines guten Gedächtnisses zu geben. Wunderbar allerdings erschien es, in Cicero's zu Ruinen zusammensinkender Villa auf solche Weise von Neuem den Catilina angeredet zu hören. — Auch in den Trümmern von Tusculum ließ er es an Sonetten Petrarca's nicht fehlen, die auf das Vergängliche alles Irdischen hindeuteten. Nachdem wir Mauern und Felsen hinlänglich durchklettert, kamen wir sehr ermüdet nach Frascati zurück, wo uns in dem ziemlich wüsten Gasthofe ein sehr frugales Mahl vortrefflich schmeckte. Mir war ungefähr so zu Sinn, als wenn ich an einem heißen Sommertage, wie ich oft gethan, den heimischen Brocken hinauf- und heruntergestiegen, und nun in den

Hafen von Ilſenburg wieder glücklich eingelaufen wäre. Doch fehlte viel, daß der Steinklumpen zu Frascati die Bequemlichkeit und das Behagliche des beſcheidenen hölzernen Hauſes in dieſem Harzſtädtchen dargeboten hätte. — Die Sonne war ſchon untergegangen, als wir nach Rom zurückkamen.

Nachdem ich eine ganze Reihe von Tagen Rom, theils allein, theils in Geſellſchaft von Freunden, nach allen Richtungen durchſtreift, das ſchon Geſehene wiederſehend und möglichſt dem Gedächtniſſe einprägend, pflichtſchuldigſt die noch nicht geſchauten Kirchen, Paläſte und geringern Ueberbleibſel des Alterthums beſucht, auch manche neue Bekanntſchaft gemacht, wurde die Reiſe nach Tivoli beſchloſſen. Es wäre dieſes ſchon längſt geſchehen, aber kein Tag war ohne Gewitter und Regen hingegangen, zum deutlichen Beweiſe, daß diejenigen bedeutend irren, welche des Glaubens ſind, daß Italien, im Sommer dürr und verbrannt, jener Erquickungen der Pflanzenwelt in dieſer Jahreszeit entbehre, und daß daher man hier nur im Winter grüne Auen ſehe und mit Vergnügen reiſen könne. Dann wären ſeine reichen Ernten wahrlich ein Wunderwerk. Weit entfernt alſo, mit Herrn Nicolai über dieſe Sommer-

regen zu klagen, erhöhten sie mir den Reiz des schönen Landes, wenn sie mich auch auf ein Paar Tage von der Reise nach Tivoli abgehalten hatten und am Ende sogar diese halb und halb verleideten.

Es war am sechzehnten Junius, früh um fünf Uhr, als ich in Gesellschaft des Grafen und der Gräfinn Veterani, bei dem herrlichsten Frühlingswetter, die schöne Reise nach Tivoli, welches neunzehn ital. Meilen von Rom entfernt liegt, antrat. Die Porta tiburtina ist jetzt nicht mehr gangbar, und so geht denn der Weg aus der Porta di S. Laurenzo hinaus und dann dicht an dieser außerhalb der Stadt liegenden Kirche vorbei. Der Weg durch die Campagna bietet den bereits beschriebenen Anblick dar. Zweimahl überschreitet man den aus den Gedichten des Horaz jedem Gebildeten von Jugend auf bekannten Anio, welcher jetzt il Teverone heißt: zuerst vier Meilen von der Stadt vermittelst des Ponte Mammolo, einem Bauwerke der Mutter des Kaisers Alexander Severus, Mammea, und dann, bereits funfzehn Meilen von Rom entfernt, über den Ponte Lucano, so von einem Siege der Römer über die Lucaner genannt. Also erinnern in diesem Lande noch jetzt Namen an längst dahin geschwundener Zeiten Geschichten. — Es will mich doch bedünken, daß wenn der Ponte Lucano auch »der Brücke über die

Panke vor dem Brandenburger-Thore Berlins« in architectonischer Hinsicht nachstehen sollte, doch der edele Name »Anio« in jedes Gebildeten Ohre ganz anders erklingt, als der des obscuren Wassers. Dicht neben der letztgenannten Brücke steht das thurmartige Grabmahl der Familie Plautia, welches die größte Aehnlichkeit mit dem der Cäcilia Metella bei Rom hat. Auch dieses Monument wurde im Mittelalter in Vertheidigungszustand gesetzt, und ist daher mit Zinnen versehen. — Doch fast hätte ich zu bemerken vergessen, daß, noch ehe man zu dieser zweiten Brücke über den Teverone gelangt, man einen schmalen Canal überschreitet, dessen himmelblaues, Schwefeldämpfe aushauchendes Wasser aus der Solfatara di Tivoli abfließt. Diese Dämpfe bringen auf die Geruchsnerven genau dieselbe Wirkung hervor, als diejenigen, welche von dem Schwefelwasser zu Aachen emporsteigen. Die Solfatara ist ein kleiner, rechts, nach Norden zu, nicht weit von der Straße liegender See, welcher zum Baden benutzt wird, die ganze Gegend mit seinen Dünsten erfüllt, und den deutlichsten Beweis von der vulcanischen Beschaffenheit des Bodens darbietet.

Wir verschmähten nicht, rechts hin über harten vulcanischen Boden zwischen Hecken von Lorbeeren einen Umweg von ein Paar ital. Meilen zu machen, um

die traurigen Ueberreſte eines der herrlichſten Bauwerke des römiſchen Alterthums, die Villa Adriana, zu ſehen. Nach den erſtaunenswerthen Ruinen, die man hier erblickt, zu urtheilen, muß dieſe Villa von ſehr bedeutendem Umfange geweſen ſeyn; auch ſchätzt man dieſen auf ſieben ital. Meilen. Die Abſicht Hadrians war aber auch, hier Nachbildungen von den merkwürdigſten Gebäuden, welche er auf ſeinen Reiſen geſchaut, zu vereinen, und mit einem unermeßlichen Koſtenaufwand erreichte er dieſen Zweck. Von allem dieſen ſind jetzt nur Trümmer übrig, die jedoch eine unermeßliche Ausbeute der ſchönſten Sculpturwerke des Alterthums geliefert haben, wie denn auch noch jetzt von Zeit zu Zeit hier bedeutende antike Kunſtgegenſtände zu Tage gefördert werden.

Als ein gebildeter Cicerone für Pflicht gehalten, dieſe merkwürdigſten der Ruinen in der Campagna romana dem Herrn Nicolai auf der Fahrt nach Tivoli zu zeigen, und in ſeiner, einem Römer wohlkleidenden Begeiſterung auszurufen: „Sie ſtehen vor den ehrwürdigen Ueberreſten der Villa Adriana!“ unſtreitig keineswegs zweifelnd, daß ein Fremder, der ſo weit her gereiſet, um Italien zu ſehen, wohl auch ſchon daheim von der Villa Adriana gehört, und nun neugierig ſey, ihre Reſte zu ſchauen: — da wurde der

arme Mann von »jenem äußerſt aufgebrachten« Berliner Herrn folgendermaaßen angelaſſen*): »Herr, wir »wollen nach Tivoli und dort Naturſchönheiten ſehen, »und Sie führen uns in drückender Sonnenhitze auf »einem Umwege von zwei Miglien hierher, wo wir »nichts ſehen, als Ihre vermaledeiten Stein»klumpen (sic!), graue Olivenbäume und verdorr»tes Rindgras — der Teufel hole Ihre Villa »Hadriana!« — Da glaube ich denn gern, daß der wackere Cicerone, den ihn auf ſolche Weiſe apoſtrophirenden Monſu Tedesco, in welchen er ſchwerlich den Landsmann eines Winkelmann, eines Bunſen oder eines hochgebildeten Prinzen Heinrich von Preußen erkannt haben wird, beſtürzt und (wie Herr N. ferner berichtet) »in äußerſter Verlegenheit gebeten habe, ihm »nur zu folgen, und die Ruinen näher zu betrachten; »alle Fremden pflegten ſie zu ſehen.« — Armer Cicerone, der Du das traurige Geſchäft haſt, um dein Leben zu erhalten, und vielleicht Frau und Kinder zu ernähren, Fremde der mannichfachſten Bildung in den Ruinen der ewigen Stadt und ihrer verödeten Felder herumzuführen; faſſe kein nachtheiliges Vorurtheil**)

*) A. a. O. Thl. II. S. 88.

**) An Vorurtheilen dieſer Art fehlt es in den niedern Volksclaſſen in Italien nicht. »Semper neve; case di legno;

dieſes gewiß in ſeiner Art einzigen Vorfalls wegen, gegen die edele und in ihrer Bildung ſo hoch ſtehende deutſche Nation. Du ſagſt ſelbſt, alle Fremde, und alſo auch alle Deutſche, welche nach Rom kommen, pflegen dieſe merkwürdigen Ruinen zu ſehen. Herr N. geſteht ja, daß er ſich irrte, als er Italien zum Ziel ſeiner Reiſe wählte. Dieſes offene Bekenntniß entſchuldigt ihn hinlänglich. — Auch können wir Alle ja nicht Alles. Der Eine verſteht ſich auf Muſik, und zu dieſen gehört vielleicht Herr N., der Andere auf Gemählde und dem Dritten und Glücklichen iſt der innere Sinn für alles Schöne und Große in der Wirklichkeit und in der Phantaſie erwacht. — Uebrigens war es Totila, welcher bei ſeiner Belagerung von Tibur die Villa Hadriana in ihren jetzigen Zuſtand zu ſetzen begann, und das ſpätere Mittelalter brannte dann Kalk aus ſeinen Statuen. Meine geiſtreiche Reiſegefährtinn, hingeriſſen von dem, was ſie ſchaute, und es vergleichend mit dem, was eine edele Einbildungskraft ihr aus der Vorwelt darwieß, konnte ſich kaum von Trümmern trennen, die ein berliner Geſchäftsmann

---

gran ignoranza; danari assai.« — Immer Schnee; Häuſer von Holz; große Unwiſſenheit; Geld genug.« — So urtheilt der gemeine Italiener von den Transalpiniſchen Ländern. — Vielleicht dachte der Cicerone Monſu an Nr. III.

„vermaledeite“ nannte. — Wie würde die auf ihre herrliche Nation stolze Frau sich geschämt haben, wenn eine solche Verwünschung aus dem Munde eines Bewohners ihrer Vaterstadt Udine gekommen wäre! Aber ihr war auch das Licht für das Alterthum aufgegangen, ohne welches Niemand, der höheren Zwecke wegen reiset, Italiens geweihten Boden betreten darf. Die Reste der Villa Adriana sind in ihren wesentlichen Bestandtheilen von Volkmann*) und Nibby**) aufgezählt.

Zu Tivoli langten wir um zehn Uhr Morgens an. „Sit meae sedes, utinam, senectae!“ ruft der lebensfrohe Horaz aus. Und wunderschön auf dem Gebirge gelegen ist das alte Tibur, jetzt eine schmutzige Stadt, mit unförmlichen, schlecht unterhaltenen Häusern. Unser Gasthof, diesem Bilde entsprechend, lag an dem berühmten Felsenthale des Anio und bot uns von einem keineswegs eleganten Balkone die Aussicht in dasselbe und auf den Vestatempel dar.

Dieser Tempel ist ein wunderschönes Bauwerk, welches an der Felsenecke, dicht am Anio-Thale, einen Anblick darbietet, der kaum in seiner Art mahlerischer gedacht

*) Historisch-kritische Nachrichten von Italien. Band II. Seite 330 ff.

**) Itinerario di Roma, T. II. p. 731 ff.

werden kann. Ich brauche mich nur in dieſer Beziehung auf die ſchönen Kupferblätter zu berufen, welche kürzlich von Tivoli und ſeinen Umgebungen erſchienen ſind *). Der Tempel iſt rund, und ſeine nur zwei und dreißig Palmi im Durchſchnitte haltende Cella war von achtzehn corinthiſchen Säulen umgeben, von welchen annoch zehn vorhanden ſind. Ueber den Säulen iſt auch das Gebälk noch vorhanden, die entgegengeſetzte Seite aber iſt völlig zerſtört. Dieſe herrliche Ruine wäre der Erhaltung werth, welche nicht anders mit völliger Sicherheit erreicht werden kann, als durch Herſtellung des Ganzen. Palladio**) hat dieſes urſprüngliche Ganze auch in ſeinen Einzelnheiten ausgezeichnet, und eben nach dieſen Riſſen wäre es leicht, den herrlichen kleinen Tempel mit völliger Sicherheit ganz wiederum ſo herzuſtellen, wie er urſprünglich beſchaffen war. Durch einen ſolchen Bau würde auch, in ſo fern man nur zu dem neuen ein abweichendes Material anwendete, keine Verwechslung dieſes mit dem Alten herbeigeführt werden können.

---

*) Nuovaraccolta delle principali vedute di Tivoli . . da Gaetano Cottafavi. Roma, 1835. Gr. Fol.

**) Quattro libri dell' Architettura. L. IV. p. 88. Ausgabe: Venetia 1570.

Dicht neben den Resten des Heiligthums der Vesta erblickt man die Ueberbleibsel eines andern kleinen alten Gebäudes von oblonger Form, in welchem man den Tempel der Sybilla Tiburtina erkennen will. Diese Ruine hat vier jonische Säulen an ihrer Vorderseite, ist bei weitem mehr zerstört als der Vesta-Tempel, und dient jetzt zu einem Stalle.

Von diesen Tempeln steigt man auf einem ziemlich bequemen Wege in das Thal hinab, welches ich für diejenigen meiner Leser, welche den Harz kennen, mit dem Bode-Thale bei Blankenburg, in der Gegend der Roßtrappe, und vorzüglich des Kessels, vergleichen möchte; nur daß es nicht, wie dieses, aus Urgebirgsarten, sondern aus Kalk *), vielleicht durch vulcanische Einwir-

*) Die steilen Felswände von Tivoli, welche sich unmittelbar aus der Ebene bis zu 2000 Fuß Höhe erheben, sind ganz aus demselben lichtgrauen, dichten, versteinerungsarmen Kalksteine gebildet, welcher die Berge von Pesaro und Urbino einerseits, und anderseits die Ebenen Apuliens bis zur Spitze von Otranto zusammensetzt. Dieser Kalkstein ist entschieden ein Glied des Flötzgebirges; er ist identisch mit den gegenüberliegenden Kalksteinen der Küste Dalmatiens und mit der südlichen Kette der Kalkalpen, welche die lombardische Ebene längs der Gebiete von Como, Bergamo, Brescia, Verona u. s. w. begrenzen. Mit höchster Wahrscheinlichkeit gehört er deßhalb den Gliedern der Juraformation, und wohl theilweise den Bildungen der Kreide an, welche unter allen secun-

kungen hier gehoben, befreht, und auch wohl noch enger und gewundener iſt; die Felſen ſind hier mit Lorbeer, Rosmarin und Myrten bekleidet, eine Vegatation, die jedoch keinen andern Anblick, als die unſerer Harzfelſen, in der Ferne angeſchaut, darbietet. — Jetzt gelangt man in die Tiefe, man vernimmt ein gewitter-artiges Brauſen, und ſchon ſieht man mit Staunen, wie ſich der Teverone, in Schaum aufgelöſ't, hoch von dem Felſen in die Tiefe hinabſtürzt. Hier gelangt man zu des Horaz

»domus Albuneae resonantis,«

zu dem

»praeceps Anio«

und dem

»Tiburni lucus.«

Man erblickt Gegenſtände, deren poetiſche Namen uns ſchon als Kinder und Jünglinge entzückten. — Ich habe

---

bären Formationen die jüngſten, ſo wie auch unſtreitig die auf der Erdoberfläche verbreitetſten und mächtigſten ſind.« Die Beſchaffenheit des römiſchen Bodens von Hoffmann. Beſchreib. d. St. Rom von Platner, u. ſ. w. Band I. S. 68. Dieſe Kalkgebirge ſind nun offenbar an vielen Orten durch, von der Tiefe her wirkenden Vulcanismus gehoben, zerklüftet und ſelbſt durchbrochen; und einen ähnlichen Urſprung ſcheint mir das zerklüftete Thal des Anio zu haben.

nicht nöthig, einen Horaz bei mir zu führen, weil ich von früher Jugend her die lieblichen Dichtungen wörtlich im Gedächtniß habe. Hier konnte ich denn nach Herzenslust mich daran vergnügen — was wohl so mancher Reisende hier gethan — die schönen, auf Tibur und den Anio bezüglichen Stellen des venusinischen Sängers an den Orten erschallen zu lassen, wo sie gedichtet wurden. — Zuerst gelangt man an die Grotte des Naptun, wo man, völlig gesichert, dicht an sich vorbei den Anio mit donnerartigem Gebrüll in den Schlund stürzen sieht. — Dann geht es weiter zu der Grotte der Sibylla, wohin man schon mit mehr Beschwerden auf einem erst vor kurzem angelegten Wege, ähnlich dem, welcher unter der Roßtrappe im Bodethale zu dem Kronloche führt, gelangt. Hier stürzen sich von Neuem die milchweißen Fluthen des Teverone in einen noch tiefern Schlund, der sie gänzlich verbirgt, und von woher sie erst entfernt von hier wieder zum Tageslichte gelangen. — Wie ärmlich erscheinet gegen solche Naturscenen das nachgeahmte Menschenwerk der Parks! — Hier hatte denn unsere, an Geist und Körper unermüdliche Gräfinn Helena Gelegenheit, zu triumphiren: denn wir Männer waren schon geneigt gewesen, aus tadelnswerther Bequemlich-

keit die Reiſe nach Tivoli — hin und her neun deutſche Meilen — aufzugeben. Wir hätten das Schönſte der Campagna Romana nicht geſchaut, und bekannten dieſes gegen die Dame nicht ohne Beſchämung.

Die gedachten Waſſerfälle bilden die ſogenannten größeren Cascatellen. Die Erinnerung an ſie wird mir Zeitlebens unvergeßlich bleiben. Zwei herrliche, zu Rom geſtochene Blätter Gmelins, die ſchon lange mein Eßzimmer zierten, Geſchenke meines edeln verewigten Bruders, ſind mir nun erſt recht theuer geworden.

Wir kehrten zum Veſta-Tempel zurück, und gingen dann zu der hölzernen Brücke vor der Stadt, von welcher man auf den Spiegelfall des Teverone ſieht, der von dem großen Waſſerfalle (la gran caduta) übrig geblieben. Im November 1826 hatten nämlich die Fluthen des Teverone eine ſolche Gewalt erlangt, daß ſie nicht allein eine Sicherungsmauer, ſondern auch einen Theil der Felſen am rechten Ufer wegriſſen, durch welchen Unfall mehr als zwanzig Häuſer zu Grunde gerichtet wurden; wie ſich denn auch das ganze Flußbett ſenkte, mehrere Mühlenwerke in Stillſtand geriethen, und die große Cascade gleichſam verſchwand. — Um für die Zukunft ähnlichem Unglück

vorzubauen, wird jetzt dem Teverone ein neues Flußbett bereitet, und ist zu diesem Zwecke ein mehrere hundert Schritte langer Stollen (Gallerie) durch die Felsen geführt, den ich nach seiner Höhe uud Breite mit dem Felsenthore zu Salzburg oder mit der Grotta di Pausilippo zu Neapel vergleichen möchte. Wir wurden von unserm Cicerone durch dieses bereits gänzlich vollendete echt römische Bauwerk geführt, und gingen da, wo künftig der Teverone seine Fluthen rollen wird, um sie an der Mündung des mächtigen Stollens in die Tiefe des Felsenthales hinabzustürzen. Dann wird er mit verdoppeltem Rechte der praeceps Anio heißen, und eine Cascade bilden, welche den frühern großen Wasserfall bei weitem übertreffen wird, zum ewigen ruhmvollen Gedächtniß des jetzt regierenden Papstes Gregor XVI. Die Wirkung kann nicht anders als staunenerregend seyn: dieses gestehet Jeder; aber man beklagt, daß die größeren Cascatellen darunter leiden werden. — Ich gestehe aufrichtig, daß bei dem Mangel einer genauen Special-Karte der Umgegend von Tivoli, auf welcher der Zug des Thals und der Lauf des Teverone in allen Einzelnheiten dargestellt wäre, ich kein Urtheil wage. Bedenklich bleibt es immer, so in die Natur einzugreifen: doch muß es unter Umständen der Wissen-

ſchaft und der Kunſt erlaubt ſeyn, auch der Natur neue Bahnen zu eröffnen *).

*) Nach einem Schreiben aus Rom (Abendzeitung 1835. Nr. 281.) hat der Teverone am 6ten Octob. 1835 ſeinen neuen Lauf begonnen. »Die weltberühmten Waſſerfälle,« (heißt es in dieſem Schreiben) »ſind nicht mehr, es ſchäumen nicht mehr die claſſiſchen Cascatellen, es donnern nicht mehr die Kataraften der Neptun-Grotte, es lockt kein Sirenenſchlund mehr den glitſchenden Fuß in's Verderben: der Architect Clemens Folchi, erwägend die der auf den Felſenzinnen ruhenden Stadt drohenden Gefahren, grub, von der obern Schleuſe aus, einen dort neu hervorgerufenen Stromfall zu einem unterirdiſchen Canal in das Travertin-Gebirge des alten Tiburs, und leitete mit ſtarker, techniſcher Hand den ganzen ſolchergeſtalt dislocirten Fluß unſichtbar in's Thal der Campagna.«

»Ein altes Naturwunder iſt zerſtört, oder vielmehr bloß ſuſpendirt, und ein neues an deſſen Statt hervorgerufen worden, das die Gegend mit Wohlthaten überſchüttet, ganz Tivoli mit ſeinen Bewohnern vom Sturz in den Abgrund rettet. Die Römer können jetzt alljährlich, wie die Pariſer am erſten Mai nach Verſailles, in's Gebirge von Latium luſtwandeln, und daſelbſt, vermöge einer Schleuſe, die großen Waſſer der Vergangenheit wie zum Schauſpiel ſpielen laſſen. Alsdann winkt der Mechaniker auf ſeinem Throne des Sibyllen-Tempels abermahl, und befiehlt den Abſchluß ſeines Tunnels.«

»Die Schleuſe des unterirdiſchen Conductors befindet ſich unterhalb der obern Anio-Brücke von Tivoli, welche einen neuen coloſſalen Bogen von 90 Fuß Diameter, und den Namen Gregorius-Brücke, zu Ehren des jetzigen Papſtes, erhielt.«

Während meine Reisegefährten nach Tisch eine kleine Siesta hielten, begab ich mich noch einmahl allein zu

»Da, wo der Fluß in die Steinwand des Monte-Catillo fließt, befindet sich in bronzenen Lettern die Inschrift des Monumentes:

Gregorius XVI. pontifex. max.
ad Anienem infrenandum
perfosso monte alveum aperit
anno MDCCCXXXV.
curante
Augustino Rivarola card.
perfecto operi perficiendo
Francisco Xaverio max. IX. vir. urb. cur.
ab actis
Clemente Folchi eq. archit.

»Der Papst wohnte der ganzen technischen Operation bei. Sechszig römische Jünglinge führten seinen Wagen früh morgens an der Villa d'Este hin auf ein künstliches und natürliches Amphitheater, worauf er sich in den noch leeren Tunnel des Gebirges begab, und eine Viertelmiglia darin, bis an den neu hervorgerufenen Stromfall von fünfhundert Palmen, zurücklegte. Tages darauf hatte die Deviation in der Morgenstunde Statt. Das Anio-Thal wimmelte von Menschen, Roms ganze Kunstwelt saß in frohen Schaaren gelagert auf den Anhöhen. — Ein imposantes, einziges Schauspiel. — Sobald das Signal gegeben wurde, und die Thore des Canals in die Höhe gingen, verließ der Fluß Latiums sein Bette, es stockten, starben die Wasserfälle, es schwiegen die Donner, es wurden leer zum Durchwaten die Grotten und Höhlen der horazischen Götter, und wie durch Zauber gebannt strömte die Fluth seitab mit dumpfem Getön, verschwand und brach jenseit des Hügels in einer neuen Mündung brausend hervor.«

der Grotte des Neptun, mich an dem Sturz und Gedonner des Teverone zu ergötzen. — Als ich nun da so am Eisengeländer einsam stand, in den Abgrund schauend, in welchen sich der Anio hinunterstürzt: da wurde mir auf einmahl klar, in welcher Gefahr ich mich hier befände; wo es ein Paar rüstigen Birbanten eine Kleinigkeit gewesen wäre, den Ausgeplünderten den unterirdischen Weg des Teverone mitgehen zu heißen. Ich begab mich also zu meinen Freunden hinauf, welche meine Abwesenheit schon ängstlich gemacht hatte. — Unsere Absicht war, den Rest des Nachmittags zu benutzen, die prächtigen Ueberbleibsel der Villa des Mäcenas, die kleinen Cascatellen und die Villa d'Este zu besuchen. Nur die mächtigen Reste jenes Landhauses des Gönners und Freundes des Horaz, und die durch dessen Arcaden geleiteten Wasser und deren Fälle konnten wir noch schauen, denn ein furchtbares Gewitter stieg am Himmel empor, und ließ seine Donner durch das Felsenthal, noch das Rauschen des Teverone überbietend, erschallen. Die Villa des Mäcen durchschnitt ehemahls die alte Via Tiburtina. Um nun dieser nicht hinderlich zu seyn, hatte man für die Straße einen ungeheuern gewölbten Gang errichtet, welcher, gleich der Grotta di Pausilippo, oben Licht-Oeffnungen hatte. Von diesem Bogengange ist noch ein bedeutender

Theil vorhanden, mit Mauern von der sogenannten Opera incerta. Diese Ruine ist eine der großartigsten um Rom. Von der Villa selbst ist noch ein ziemlich großer Theil von dem Erd- und dem ersten Geschoß vorhanden: wahrhaftig prächtige Bogengänge und Gallerien. Nach dem Thale des Anio zu waren jene Gänge mit dorischen Pilastern verziert. Von der Terrasse des erwähnten großen Straßengewölbes genießt man einer entzückenden Aussicht über die Campagna bis zu dem Meere hin. Besonders zog stets der Soracte meine Blicke auf sich, denn er war ja so oft von Horaz geschaut und erwähnt worden. Seine Form und Höhe möchte ich mit dem Hoppelnberge, zwischen Blankenburg und Halberstadt, meinen norddeutschen Lesern vergleichen. »Candidus« soll er, selbst im Winter, jetzt nur selten seyn. Alles dieses hier schauend, möchte man noch jetzt ausrufen: »Sit meae sedes utinam senectae!« Doch einmahl wünschend, würde ich dieses noch lieber von Rom selbst sagen: aber in der Nähe von Freunden, wie die waren, welche mit mir die Thäler des Anio durchstreiften.

Jetzt ergossen sich Ströme von Regen, und schwellten den Teverone an, und noch lauter ertönte es von der Neptuns-Grotte hinauf, wie wir dieses, glücklich in unserm Gasthof zurückgelangt, aus unseren Fenstern

waren Tausende von Fremden in Rom eingetroffen, und der schon an gewöhnlichen Tagen so lebhafte Corso war dermaaßen von Equipagen und Fußgängern angefüllt, daß kaum durchzukommen stand. Die Arcaden und Colonnaden des Petersplatzes waren bereits seit mehreren Tagen mit den berühmten Hauteliſſe-Tapeten ausgekleidet, und eben so die auf der Piazza Ruſticucci aus Tannen-Balken von dem Petersplatze her fortgesetzten bedeckten Gänge; so daß also jetzt ein, mit Tapeten ausgekleideter Gang von der Kirche um beide Plätze herum bis wieder zur Kirche lief, ſie beide einſchließend. — Ich war eingeladen worden, der Proceſſion aus den Zimmern zuzuſehen, welche dem diplomatiſchen Corps am Ruſticucci-Platze eingeräumt zu werden pflegen, aber auf den ſachkundigen Rath meines Cicerone Luigi zog ich vor, mir einen Stuhl auf einem, gerade der Kirche gegenüber, auf der Piazza Ruſticucci errichteten Gerüſte, für einen Scudo zu miethen, an welcher Stelle die Proceſſion unmittelbar vorbeiziehen mußte, und wo ich das impoſante Ganze so recht in ſeiner Entwickelung, und nicht in der Vogel-Perſpective, zu überſchauen vermochte. — Wir begaben uns ſchon um ſechs Uhr Morgens zu einem Kaffeehauſe jenes Platzes, welcher bekanntlich gleichſam das Atrium zu dem Petersplatze bildet, wo ich denn in gehöriger Bequemlichkeit dem ſich immer meh-

renden Gewühle und dem Auffahren der Cardinäle und hohen Prälaten, römischen Fürsten, Hofbedienten u. s. w. zuschauen konnte. Ich müsse ja nicht versäumen, heute den Frauen eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen: denn Alles, was Rom und die Umgegend an schönen Weibergestalten besitze, fehle nie bei dem Feste des Corpus Domini. Ich würde erstaunen über die Menge der in der höchsten Blüthe und Pracht der Schönheit prangenden Landmädchen, unter denen sich wieder die Frascatanerinnen auszeichneten: denn gleichwie Neapel die eigenthümliche Heimath der schönsten Mannsgestalten Italiens sey, so überträfe kein Land der Welt hinsichtlich weiblicher großartiger Reize: »l'alma città di Roma e suoi contorni;« — so ungefähr mein begeisterter Luigi, dessen Vorsorge für mich ich nicht genug rühmen kann. Doch, es mag seyn, daß ein neidischer Genius mich neckte: nur zwei oder drei wahrhaft schöne Frauen habe ich unter so vielen Tausenden erblickt. Im Allgemeinen waren sie viel zu klein und gedrungen, um Anspruch auf Schönheit machen zu können. Auch weiß ich eben nicht zu sagen, ob das allerliebste Schnurrbärtchen der Römerinnen mit den sanfteren Reizen einer Venus Urania verträglich sey. Es ist wahr, man erblickt keine flache, nichtssagende Gesichtsbildungen, wie sie zu Dutzenden im lieben Niedersachsen sich darbieten: aber eben so wenig

regelmäßig ſchöne. Meine Vaterſtadt Braunſchweig zeigt bei ihren Volksfeſten den Liebhabern, in Beziehung auf regelmäßigen Wuchs und grazienhaftes Anſehn, ganz andere Geſtalten, wenn meine ſanften Landsmänninnen auch im Allgemeinen an Bedeutenheit der Phyſiognomien den herrſchſüchtigen Römerinnen nachſtehen ſollten. Auch unſere Bauernmädchen ſind im Allgemeinen ſchöner, als die Mädchen aus der Umgegend von Rom; wie man denn von Zeit zu Zeit bei uns auf dem Lande wahrhaft claſſiſche Geſichtsbildungen und Geſtalten erblickt, nicht ohne Bedauern, daß eine ſolche Blume, ohne von einem Tiziano dargeſtellt zu werden, im obſcuren Dorfe hinzuwelken beſtimmt, die, hätte ſie das Schickſal zu einer Prinzeſſinn gemacht, alle Bilderläden zieren würde. Beſonders übertrifft aber in den hiergedachten intereſſanten Beziehungen die Gegend zwiſchen München und Salzburg Latium. — Doch hatte ich zu meiner Nachbarinn eine junge Dame aus Spoleto bekommen, welche ſchön und freundlich genug war, um meinem Platze, der an ſich ſchon einer der beſten, noch beſondere Annehmlichkeiten zu verleihen.

Um die Proceſſion richtig beſchreiben zu können, müßte ich eine genauere Kenntniß der verſchiedenen Claſſen der römiſchen Geiſtlichkeit, des päpſtlichen Hofſtaates und Militärs beſitzen, als der Fall iſt. Zwar erklärte

mir mein Cicerone, welchem ich einen Stuhl hinter dem meinen gemietet hatte, die einzelnen Gruppen in ihren mannichfachen Bedeutungen, so wie sie vorbeizogen: aber wie könnte ich hoffen, alle diese Einzelnheiten richtig dem Gedächtnisse einverleibet zu haben? — Doch will ich suchen, besonders meinen protestantischen Lesern, welche nie einer ähnlichen Procession beiwohnten, das Bild eines römischen Frohnleichnamsfestes einigermaßen vor die Augen zu führen, wobei wenig darauf ankommen wird, ob ich die Reihefolge des Gesehenen völlig richtig wiedererzähle, oder in dieser Beziehung kleine Fehler begehe.

Um acht Uhr begann der Zug sich vom Vatican her zu entwickeln, angekündigt durch den Donner der Kanonen von der Engelsburg her und durch das Geläute aller Glocken von St. Peter. — Doch, was dieses anbetrifft, so gestehe ich, daß mir das volle Geläute unsers Doms zu Braunschweig dem von St. Peter wenigstens nicht nachzustehen scheint. Es hängen jedoch die Glocken nicht vortheilhaft, und das Getöse der Tausende versammelter Menschen mochte auch nachtheilig wirken. — Zuerst erschienen mehrere hunderte von Chorknaben, die kleineren vorauf, wie allenthalben üblich; zuerst schwarz-, dann weißgekleidete; Jeder eine brennende Wachskerze tragend. Diese Knäbchen sahen eben so unbefangen und weltlich aus, als unsere deutsche Schuljugend, wenn sie

ex officio ihren Herrn Schulephor zum Grabe geleitet. — Dann kamen die verschiedenen Mönchsorden, ihre Fahnen und Generale an der Spitze; eine rüstige, noch immer wirksame Miliz für die streitende Kirche. Welch' eine Mannichfaltigkeit an Costumen! Eines stets mahlerischer als das andere; doch die Kleidungen der orientalischen Mönche alle übrigen an mahlerischen Formen übertreffend. Und was für Gesichtsbildungen, welche Bärte! Bald erblickte man einen Moses des Michel Angelo, bald einen St. Peter des Raphael. Auch jeder dieser Mönche, wie überhaupt im Allgemeinen Jeder, der der Procession folgte, trug in der Linken eine Fackel. In der Rechten aber führten Alle ein gedrucktes Heft mit rothem Umschlage mit dem Titel: Laudes in festo corporis Christi, continue alternatim recitandae, dum sanctissimum Sacramentum a pontificio Vaticano sacello in basilicam principis Apostolorum solemni supplicationis ritu circumfertur. (Romae 1835. Ex typographia Rev. Camerae Apostolicae), und ließ daraus seine Gesänge, ziemlich unharmonisch und nachlässig, erschallen. Das Letzte hätte man nicht erwarten mögen, da das Vorwort des Heftes (welches mir späterhin ein Geistlicher schenkte, und welches ich mit dem Wachse geweihter Kerzen beträufelt, noch jetzt vor mir liegen habe) folgendes enthält: »Indulgentia. San-

»ctissimus Dominus noster Gregorius divina provi-
»dentia Papa decimus sextus pie, religioseque pro-
»cessioni interessentibus, et sequentes hymnos et
»psalmos recitantibus Quinquaginta Annos,
»et totidem Quadragenas de vera indulgentia in con-
»sueta Ecclesiae forma concedit.« — Von den Hymnen lasse ich hier, um eine Idee von ähnlichen Gesängen protestantischen Lesern zu geben, die erste folgen.

»Pange lingua gloriosi
Corporis mysterium,
Sanguinisque pretiosi,
Quem in Mundi pretium
Fructus ventris generosi
Rex effundit gentium.

Nobis datus, nobis natus
Ex intacta virgine,
Et in mundo conversatus,
Sparso verbi semine,
Sui moras incolatus
Miro clausit ordine.

In supremae nocte coenae
Recumbens cum fratribus,
Observata lege plene
Cibis in legalibus,
Cibum turbae duodenae
Se dat suis manibus.

Verbum caro panem verum
Verbo carnem efficit.

Fitque sanguis Christi merum
Et si sensus deficit:
Ad firmandum cor sincerum
Sola fides sufficit.

Tantum ergo sacramentum
Veneremur cernui;
Et antiquum documentum
Novo cedat ritui:
Praestet fides supplementum
Sensuum defectui.

Genitori, Genitoque
Laus et jubilatio,
Salus, honor, virtus quoque
Sit et benedictio:
Procedenti ab utroque
Compar sit laudatio. Amen.«

Den Mönchen folgten die Domherren von St. Peter und aller römischen Stifter, die Parochial-Geistlichen mit den vielfarbigen, prächtig-gestickten Fahnen der Kirchen, goldverbrämten Zelten und hohen Crucifixen, unter deren Last die Träger fast erlagen. Nun Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe und infulirte Prälaten, zum Theil in partibus infidelium, aus allen Theilen der Erde, über welche die römische Kirche die geistliche Herrschaft, wenn auch nicht besitzt, doch behauptet: denn diese auf einen Fels gegründete Kirche giebt nie etwas auf. Hier fehlten denn auch nicht die Patriarchen des Morgenlan-

des in ihren mannichfachen Costumen: vielleicht ging hier neben dem Patriarchen von Constantinopel der von Jerusalem, und neben dem Antiochier der alexandrinische Patriarch. Nun kamen die Fürsten der Kirche, die Cardinäle, in ihren rothen, prachtvollen Talaren, welche die Caudatarien, auch Prälaten, in stiller Ehrfurcht nachtrugen. Diejenigen Cardinäle, welche Erzbischöfe oder Bischöfe sind, mit ihren, das Schiff Petri nachbildenden Mitren. Diese höchsten Personen der Kirche waren mit zahlreicher, ganz in glänzenden Stahl geharnischter Wache umgeben. Jetzt kam der ganze päpstliche Hofstaat, dessen ich schon erwähnte, die geistlichen Camerieri segreti, gefolgt von den weltlichen di cappa e spada. Diese in rothen, goldgestickten Kleidern, mit prächtigen weißen Federn geschmückten Hüten und alterthümlich zur Erde hängenden Schwertern; ein unermeßlich langer Zug. Dann folgten wieder Züge von Prälaten in den prächtigsten, goldgestickten Costumen, deren Aemter und Geschäfte ich nicht anzugeben wüßte. — — Schon aber sank Alles auf die Knie: der Statthalter des Heilandes auf der Erde, das sichtbare Oberhaupt der Kirche, erschien, vor einem Altare, auf dem sich das heilige Sacrament befand, kniend, (oder vielmehr, in Gewande gehüllet, nur zu knien scheinend) und in dem tiefsten Gebete, oder in Meditationen

verſunken, getragen von vier und zwanzig alterthümlich gekleideten Männern. Ueber dem Ganzen ſchwebte ein goldgeſtickter Baldachin, getragen von acht Prälaten. Ganz in der Nähe des heiligen Vaters traten ſechs Männer einher, welche große Wedel von weißen Pfauenfedern trugen, wohl urſprünglich dazu beſtimmt, Kühlung zuzuwehen und ſtörende Mücken zu verſcheuchen. Wie nun ſo Alles auf die Knie bei dieſer Erſcheinung hinſank, da konnten die Damen in meiner Nachbarſchaft ſich nicht enthalten, in höchſter Bewunderung auszurufen: ah, che bello, che bello gruppo! Quanto e bello il santissimo padre! — Und in der That, in dieſer Art ließ ſich nichts Mahleriſcheres ausdenken, wozu nicht wenig die ganz in polirten Stahl, vom Kopf bis zum Fuß, geharniſchte Schweizer-Garde beitrug, welche den päpſtlichen Baldachin theils umgab, theils folgte. Der heilige Vater hatte die Augen dicht geſchloſſen, und zeigte nicht die geringſte Spur von Leben. — Jetzt kam die römiſche Nobelgarde zu Pferde, in roth mit Gold gekleidet; lauter junge, ſchöne Geſtalten, die nicht wenigen Eindruck auf zarte Romanenleſerinnen gemacht haben würden. Nun trat ſchwerfällig einher die älteſte Compagnie auf der Erde, die Schweizer-Leibgarde ſeiner Heiligkeit, deren Hauptmannsſtelle, ſeit Julius II., dem Geſchlechte der Pfyffer von Allishofen aus Luzern ge-

gehörte. Diese Söhne Helvetiens sind in die langerter Stadtfarben gekleidet, blau, gelb und roth. »Schade,« sagt der geistreiche Verfasser des »Rom im Jahre 1833 *),« »daß man an Helmen und Hüten nicht ganz die alte Form beibehalten hat, wie sie in den Stanzen Raphaels erscheint;« doch muß ich gestehen, nur Formen des Mittelalters erblickt zu haben. — Den Schluß machten wieder Züge von Mönchen, und zuletzt große Detaschements päpstlicher Truppen zu Pferde und zu Fuß, nicht ohne kriegerische Musik, und, wenn ich nicht irre, schweres Geschütz. — Es dauerte länger als zwei Stunden, bis daß der Zug in die Kirche zurückgekehrt war. — Jetzt ergossen sich die Tausende in den Dom von St. Peter: aber so unermeßlich ist dieses Gebäude, daß auch nicht das geringste Drängen dadurch in demselben entstand. Ich begab mich in die Sacristei, und eben hier war es, wo ich zwei Exemplare der Hymnen-Hefte von freundlichen Prälaten, mit denen ich ein Gespräch anknüpfte, geschenkt erhielt.

Die natürliche Beschaffenheit des Bodens, auf welchem die ewige Stadt liegt, ist durch die Ba-

*) Stuttgart und Tübingen, 1833, S. 140.

nahmung der großen Geognosten Breislak, Brocchi, Leopold von Buch und Friedrich Hoffmann völlig ins Klare gesetzt, und von dem letzten, Deutschland so sehr Ehre bringenden thätigen Forscher im ersten Bande des großen Werks von Platner, Bunsen u. s. w. über Rom in einer eignen Abhandlung (mit einer trefflichen Karte begleitet) zusammenstellend geschildert. Rom liegt großentheils in einer Ebene an beiden Ufern der Tiber, welche Ebene, ursprünglich durch das alte Meer gebildet, durch vulcanische, von unten her wirkende Kräfte hin und wieder zu Hügeln erhoben und selbst an einigen Stellen durchbrochen wurde. Hierdurch entstanden örtliche Verhältnisse, welche die Tiber, die sich vielleicht in jenen Urzeiten erst bildete, in ihrem Laufe hemmten; es entstanden Sümpfe und Seen von süßem Wasser. Auch dieses ließ nun Lagerungen zurück, nachdem der Fluß seinen Abzug durchgewühlt hatte. So zeigt uns denn der Boden Rom's Meeresbildungen (Mergel und Sandstein), vulcanische Bildungen (Tuffe, Schlacken und Bimmstein) und Süßwasser-Bildungen (Mergel Ton und Travertino). Die Tiber schlängelt sich durch die letzten Formationen, welche eine Ebene von sandigem Mergel und Thon darstellen, die auf der westlichen Seite durch den lang hingedehnten Monte Gianicolo (Sand-

ſtein, überlagert von Schlacken und Bimmſtein) und auf der öſtlichen durch die ſieben Hügel (vulcaniſcher Tuff) begrenzt wird. In dieſer Ebene war ehedem der Campus Martius, jetzt iſt hier der bewohnteſte Theil der Stadt und der Vatican. — Dieſe Gegend iſt ungeſund und war es immer; wie denn auch Rom überhaupt nicht gerade eine geſunde Luftbeſchaffenheit hat. Dieſe abnorme Eigenheit der atmoſphäriſchen Luft, möchte ich glauben, rührt von Zerſetzungen her, welche, befördert durch Hitze, die das Waſſer in der Tiefe des Bodens erleidet, und deren Producte als ſchädliche Dämpfe in ſo geringen Quantitäten in der Luft ſchwimmen, daß ſie keine chemiſche Analyſe aufzufinden im Stande iſt; jedoch ſtets groß genug, den menſchlichen Körper anzugreifen. — Wechſelfieber herrſchen zu Rom zu allen Jahreszeiten, ganz vorzüglich aber im Sommer, und dieſe Fieber ſind von einer weit gefährlichern Natur als in andern Gegenden. Sie haben ſchon Tauſenden unſerer Landsleute zu einem Grabe auf claſſiſchem Boden verholfen. Erkältungen, die in andern Gegenden einen in ſeinen Wirkungen wohlthätigen Schnupfen zur Folge haben, bringen hier gar zu leicht ein hartnäckiges und nicht ſelten tödtendes Fieber hervor. Dieſe Erfahrungen ſind gewiß und laſſen ſich nicht leugnen; ſchon die ſtets gefüllten Hoſpitäler für

Fieberkranke beweisen sie, und nicht ohne Grund errichteten die alten Römer der Dea Febris einen Tempel auf dem palatinischen Berge. — Aber sehr irren würde man sich, wenn man nun dieser Thatsachen wegen glauben wollte, daß man zu Rom, vorzüglich im Sommer, selbst in denjenigen Gegenden der Stadt, denen man nicht recht zu trauen pflegt, in steter Lebensgefahr schwebe. Zu diesen Gegenden gehöret z. B. die schöne Piazza del Popolo, und doch wohnt eben hier der General von Lepel seit mehreren Jahren und befindet sich, wie er mich versicherte, seit er hier wohnt, in guter Gesundheit. Der Borgo nuovo, wie die ganze Gegend des Vaticans, wird für vorzüglich ungesund gehalten; aber ich habe, so genau ich zuschaute, nicht gefunden, daß die hier vor den Häusern arbeitenden Handwerker und die vielen nackten Kinder dieser von den ärmern Volksclassen bewohnten Gegend ein krankhaftes Ansehn gehabt hätten; wobei ich jedoch nicht verheimlichen darf, daß man mir bei Nachfragen in diesen Beziehungen stets antwortete: seit drei oder vier Jahren herrsche keine aria cattiva zu Rom, weil es keine heiße Sommer gegeben. Während meines Aufenthalts in Rom im Monat Junius regnete es fast täglich in Folge von Gewittern, und höchst selten stieg die Hitze über 18 Grad Reaum. Die Abende waren gewöhnlich kalt, und nie

habe ich es gewagt, ohne einen Mantel auszufahren, deſſen ich mich, ſo wie die Sonne untergegangen, zu bedienen nicht unterließ. Aber ich habe auch nie die geringſte Anwandlung von Unwohlſeyn zu Rom vermerkt. — Die Schwindſucht ſoll hier, wie mehrere Schriftſteller warnend bemerken, einen höchſt anſteckenden und faſt peſtartigen Charakter haben, ſo daß man nicht einmahl mit Sicherheit von einem Antiquar ein Buch kaufen könne. — Ich weiß nicht, was hieran wahr ſey, das kann ich aber verſichern, daß die Bücher-Antiquare, mit denen ich hierüber ſprach, mir ihre eigene Geſundheit und ihr hohes Alter als Gegenbeweis darſtellten. — So ſcheint mir denn das Gewiſſe zu ſeyn: Rom hat eine ungeſunde Lage, ſeine Luftbeſchaffenheit entſpricht dieſer, Fieber herrſchen hier, beſonders im Sommer häufiger, und ihr Charakter iſt gefährlicher als in Gegenden, die man geſunde nennt. — Bei gehöriger Vorſicht und bei regelmäßiger Lebensart kann man aber auch in Rom geſund bleiben und alt werden, wie die Mehrheit der Cardinäle, die Päpſte ſelbſt und Madame Lätitia beweiſen. — Uebrigens zeigte das Verhältniß der Gebornen zu den Geſtorbenen ſich nie vortheilhafter als in den letzten drei kalten Jahren, in welcher Beziehung ich hier die folgenden Daten aus den officiellen »Notizie per l'anno 1835« mittheile.

Jahre.	Geborne.	Geſtorbene.
1832.	5045.	4649.
1833.	4465.	3629.
1834.	4454.	3480. —

Hiermit vergleiche man:

1800.	5193.	8457.
1801.	4526.	7260.
1802.	4432.	7685.
1803.	3957.	9269:

ſo wird man ſich überzeugen, daß Rom jetzt geſunder iſt als vor dreißig Jahren. Dieſes Verhältniß erſcheint aber um ſo vortheilhafter, wenn man erwägt, wie viele Arme aus den Provinzen jährlich nach Rom einwandern, um dort von den reich dotirten Wohlthätigkeits-Anſtalten Nutzen zu ziehen, oder zu betteln; dagegen kein Armer leicht Rom (das Paradies der Bettler) verlaſſen wird.

Im Jahre 1834 lebten hier 150016 Menſchen.

Die Univerſität zu Rom (Sapienza), ſonſt keinem Inſtitute dieſer Art in Italien nachſtehend, iſt dadurch in ihren Grundfeſten erſchüttert, daß ſie, der unruhigen Zeiten und der zu liberalen Tendenz der Jünglinge we-

gen, gleich der Universität zu Bologna, provisorisch in Specialschulen aufgelöset ist. Es ist zu wünschen und auch zu hoffen, daß dieser zerstückelte Zustand der herrlichen Anstalt bald ende; schon aus dem Grunde, da er gegen das Uebel, in dem Maaße wie man glaubt, wenn es wirklich bestehen sollte, keine Wirkung zu äußern vermag. — Nach meiner Ansicht würde dem schönen Italien nichts eine größere Sicherheit vor innern Unruhen wie vor äußern Angriffen gewähren als eine der deutschen Bundesverfassung nachgebildete Institution; jedoch mit einem kraftvollen Protectorate, zu dem sich keine Macht besser als Oestreich passen würde. — Mich dünkt, bei festem Ernste und bei der Zustimmung von Preußen und Rußland, ließe sich ein solches Verhältniß erreichen. Hat doch Frankreich ein Protectorat über Belgien, und was ist denn die sogenannte Quadrupel-Allianz? — Das größte Unglück, welches Italien treffen könnte, wäre eine Revolution in republicanischem Sinne. Jahrhunderte würden dazu gehören, es wieder zu Ruhe und Civilisation zurückzuführen. — Möchten aber auch alle Fürsten Italiens das für die Justizpflege thun, was Oestreich und Toscana in diesen wichtigen Beziehungen zu Stande zu bringen suchen und zum Theil bereits zu Stande gebracht haben, — denn im römischen Staate hat seit dem Aufhören der französi-

ſchen Inſtitutionen die Gerechtigkeitspflege die bedeutendſten Rückſchritte gemacht — und möchten Beſchränkungen aufhören, die gerade das Gegentheil von dem veranlaſſen, was man durch ſie zu erreichen gedenkt! Der Italiäner iſt klug genug, um ſtets den eigenen Vortheil zu erkennen. Dieſen ſuche man zu bewirken: er wird bald ein guter Patriot werden. — Vereinten ſich die Fürſten Italiens zu einer gleichförmigen, völlig väterlichen weiſen und gerechten Behandelung ihrer Völker, ſo iſt kaum zu zweifeln, der Wohlſtand Italiens werde ſich heben, und man würde erkennen, daß es nirgend beſſer wohnen iſt, als in einem nach feſten Grundſätzen der Gerechtigkeit verwalteten monarchiſchen Staate. Und warum nicht ſelbſt in einem von einem Prieſter regierten? — Sagte doch Jahrhunderte lang ein deutſches Sprichwort: Unter dem Krummſtabe iſt gut wohnen. — Durch beabſichtigte Unterdrückung wahrer Aufklärung wird man aber nie Liebe der Unterthanen, alſo auch nie völlige Sicherheit der Staats-Inſtitutionen, bewirken.

Schließlich empfehle ich meinen Leſern dringend folgendes Werk: »Rom im Jahre 1833. — (Stuttgart und Tübingen, 1834.)

Nur ein geiſtreicher Mann, der Rom viele Jahre bewohnte, konnte ein Buch dieſer Art zu Stande bringen. Es erſtreckt ſich über das ganze innere Leben der merkwürdigen Stadt, und lehrt ſie uns von einer Seite kennen, die dem Fremden faſt gänzlich unbekannt bleibt. Ich halte dieſe Schrift, deren ungenannter Verfaſſer wohl ein Diplomat ſeyn mag, für ein wahres Meiſterſtück, und bedaure nichts mehr, als daß ſie mir erſt nach meiner Rückkehr aus Italien bekannt geworden.

In der gegenwärtigen Zeit giebt es ſchwerlich auf der ganzen Erde eine Anſtalt, welche für die Alterthumswiſſenſchaft erſprießlicher wäre, als das unter der Protection Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen, ſeit dem Jahre 1829, zu Rom blühende archäologiſche Inſtitut. Seine Stifter waren Deutſche, und ohne irgend einem andern der dirigirenden Mitglieder zu nahe zu treten, darf man wohl behaupten, daß der berühmte Bunſen (königl. preußiſcher Miniſter zu Rom) als die Seele des Ganzen angeſehen ſey, wie denn auch das Local des Inſtituts in dem Palaſt Caffarelli (der Wohnung Bunſens) auf dem Capitol eingerichtet iſt. Ich unterlaſſe es, von der Wirkſamkeit der Anſtalt und vorzüglich von den von

ihr fortdauernd besorgten Schriften Nachricht zu ertheilen, da Alles dieses auf das genügendste aus dem Hefte: »Thatsachen des archäologischen Instituts in Rom, von Dr. Eduard Gerhard, königl. preußischem Professor und Archäologen des königl. Museums zu Berlin, (zweite Ausgabe, Berlin, 1834),« zu entnehmen ist, und ich diese Schrift also nur ausschreiben müßte. — Doch mache ich jeden Alterthums-Liebhaber auf solche aufmerksam; wie ich denn auch wohl äußern darf, daß billig jede nur einigermaaßen bedeutende öffentliche Bibliothek sich die Schriften des Instituts verschaffen müßte, welche von der Kunsthandlung Schenk und Gerstäcker zu Berlin durch jede Buchhandlung zu beziehen sind.

Der Graf und die Gräfinn Veterani hatten anfangs beabsichtigt, bis zu Ende des Monats zu Rom zu verweilen, den Grafen Marulli hielten hier noch Geschäfte zurück, so hatte ich denn neue Reisegesellschafter zur Fahrt nach Neapel gesucht, und in dem schon erwähnten Baron de Praroman et de Lully und seiner Gemahlinn gefunden. Später änderte der Graf Veterani seinen Plan; aber ich hatte nun einmahl für die Reise die neue Verbindung geknüpft, und mit dem be-

kannten großen Vetturin Parete, der über mehr als hundert Pferde gebietet, einen Contract für die Reise nach Neapel abgeschlossen. Ich reisete also, vier Tage vor dem Grafen Veterani, aus Rom, mit der Verabredung, diesem lieben Freunde und seiner Gemahlinn in Neapel, in dem Gasthofe, wo ich wohnen würde, la Speranzella genannt, Quartier zu machen. Obwohl wir so die Hoffnung hatten, uns in wenigen Tagen wiederzusehen, war demnach der Abschied nicht ohne Trauer: denn er war uns ein Vorbild von dem, was, nach unseren wechselseitigen Verhältnissen, uns nur zu bald ereilen mußte.

Am neunzehnten Junius, früh um sechs Uhr, verließ ich Rom, den Weg aus der Porta S. Giovanni, auf der Via Appia nach Albano zu, einschlagend. Ich würde untröstlich gewesen seyn, hätte mich nicht schon damahls die Hoffnung belebt, die ewige und einzige Stadt wiederzusehen. Denn solchen Eindruck muß Rom auf jeden Gebildeten machen, und macht ihn wirklich, daß es das Herz zerreißen würde, ohne diese Hoffnung von ihm zu scheiden. — So nahm ich denn, als eine gute Vorbedeutung, das gewöhnliche Abschiedswort der Römer, »a rivederci,« scheidend von meinen Hausgenossen, auf.

Mein Transportmittel war ein äußerſt bequemer und geräumiger, mit vier tüchtigen Hengſten beſpannter Reiſewagen des ſchon belobten Parete. Ich bezahlte für die Reiſe nach Neapel, mit dem Beding, daß wir zu Albano verweilten, zu Ciſterna und zu Molo di Gaeta übernachteten, einſchließlich der Zehrung, die mäßige Summe von zwölf römiſchen Scudi (oder Piaſter). Zu meiner Rechten im Wagen hatte ich die Baroninn de Praroman et de Lully, gegen mir über deren Gemahl und wiederum eine Demoiſelle Virginie, Cammerfrau der Baroninn, Tochter eines „Profeſſeur,“ und durch Jugend, intellectuelle Bildung und Aeußeres keineswegs ohne Intereſſe zu erregen. Die Baroninn, eine lebhafte, geiſtreiche und noch junge Franzöſinn, eine Blondine, litt nicht, daß die Unterhaltung einen Augenblick ſtockte; und ſo hatte ich denn, da meine Reiſegefährten keine andere Sprache, als die franzöſiſche, verſtanden, drei Tage lang gute Uebung in dieſer. Da die Baroninn ſich lange in Paris aufgehalten, ſo hatte ſie, zu meinem nicht geringen Verdruß, die allermodernſte Ausſprache, wie ſie in dem Livre descent et un irgendwo perſifliert wird, ſich angewöhnt, und ſprach demnach, die Hälfte der Sylben verſchluckend, ſo undeutlich und dabei ſchnell, daß es mir faſt unmöglich war, ſie zu verſtehen. Doch war ſie gütig genug, mir zu Gefallen,

bald einer correcteren Sprechung sich zu bedienen. Der Wagen hatte einen Außensitz (Cabriolett). Dieser war mit einem russischen Officier, einem gebornen Circassier, der, um sich von den Folgen seiner Verwundungen zu heilen, auf Urlaub nach Neapel ging, und mit einem, an seiner Gesundheit sehr leidenden Engländer besetzt. Beide sprachen nothdürftig französisch, und da sich der Baron Praroman bisweilen in das Cabriolett setzte, so machten wir dann auch mit diesen beiden Herren gute Bekanntschaft. Hätten wir einen Reisegefährten von dem Geiste und den Talenten eines Horaz gehabt, an Stoff zu einem scherzhaften Tagebuche, wie dieser Dichter von seiner Reise von Rom nach Brundusium hinterlassen *), hätte es wahrlich nicht gefehlt, und ein Torrentius, ein Cruquius, ein Baxter, unsern eigenen geistreichen Wieland nicht zu vergessen, hätten dann einer späten Nachwelt, sich in Vermuthungen erschöpfend, annoch witzige, nur den Genossen völlig verständliche Anspielungen des humoristischen Reisebeschreibers entwickeln können.

Die Via Appia, wenn auch nicht in ihrem ursprünglichen Zustande, ist gut unterhalten, und durch antike Grabmonumente und Wasserleitungen, auf welche das

*) Satiren I. 5.

Auge des Reisenden fällt, auch jetzt anziehend genug. Es ging in tüchtigem italiänischen Trabe, wie im Fluge, bei allem diesen vorbei, und wir waren zu Albano, ehe wir es glaubten. Hier mußte, nach unserm Contracte, sechs Stunden angehalten werden. Ein Cicerone wurde sofort angenommen, und, ohne allen Verzug, ging es auf die nahe Hügelkette bis nach Castel Gandolfo, dem gewöhnlichen Sommeraufenthalte der Päpste, hin. Es war heiß, und der Weg, obwohl von Baumreihen beschattet, nicht wenig ermüdend, doch die Reisegefährten, freilich noch in den Jahren ihrer Lebensblüthe, murreten nicht; ich aber, ein rüstiger Bergwanderer, lasse mich durch Mühen nicht zurückschrecken. Zwischen Castel Gandolfo und dem nahen See lag ehemahls eine Villa Domitians, auf derselben Stelle, wo jetzt Lucian Bonaparte, Fürst von Canino, einen Landsitz hat, in welchem man noch bedeutende Ruinen jener Villa erkennt. Die päpstliche Villa zu Castel Gandolfo ist anspruchlos, ihre Lage aber, unweit des Gebirges, mit der Aussicht auf dieses und den See von Albano, unstreitig einem ehemahligen Crater, ist entzückend. Dieser See hat acht ital. Meilen im Umfange, und ist ganz mit Waldgebirgen umgeben. Man kann ihn mit den bayerischen Seen vergleichen. Der Stollen, welcher das Wasser aus diesem See, wenn es zu einer gewissen Höhe gestie-

gen, durch das Gebirge abführt, ist ein Werk der Römer, welches bis jetzt nicht der geringsten Reparatur bedurft hat. Ich möchte es mit unserm Georgstollen bei Grund auf dem Harze vergleichen. Von hier gingen wir nach dem Franziscaner-Kloster Palazzuola; sahen, wo Alba Longa einst gelegen, dann stiegen wir auf die Höhe des Albanergebirges, und genossen der herrlichsten Aussicht bei Rocca di Papa auf den Monte Cavo, wo Tarquinius Superbus dem Jupiter einst einen Tempel erbaute. Diese Excursion, von wohl sechs ital. Meilen, hatte fast fünf Stunden gedauert, und wir waren nicht wenig ermüdet, als wir endlich nach Albano zurückkamen. Der Engländer, seine schwache Gesundheit schonend, war früher zurückgekehrt. Ich bemerke, daß ein Gang von dieser Weite, zu dieser Jahrs- und Tageszeit, allerdings ein gewagtes Unternehmen war, dessen Nachahmung ich nicht anrathe. Hätten wir die ganze Länge des Weges gekannt, so würden wir gewiß auf Transportmittel Bedacht genommen haben. Doch hatte die Anstrengung weder für die schöne Baroninn, noch für uns Uebrige nachtheilige Folgen, und wir hatten den Zweck erreicht, die herrliche Umgegend des Lago di Albano genau kennen gelernt zu haben.

Auf der Südseite von Albano, ganz nahe an der Stadt, befindet sich ein antikes Grabmahl, welches hier,

doch entweder irrig: „il sepolcro degli Orazj e Curiazj“ genannt wird. Es besteht aus einem großen quadratförmigen Mauerwerk, auf dessen Ecken sich vier abgestumpfte Kegel, von denen noch zwei übrig sind, erheben. In der Mitte erblickt man noch die Reste einer runden Basis, welche wahrscheinlich ein Standbild trug. — Nicht genug kann man loben, daß die Italiäner jetzt sehr viel Sorgfalt auf die Erhaltung der Ueberreste altrömischer Baukunst verwenden. So mochte denn auch im Sommer des Jahres 1833, als Herr Nicolai Italien besuchte, eine Hauptreparatur an dem sogenannten Grabmahl der Horatier und Curiatier nöthig erachtet worden seyn. — Unglücklicher Weise trifft nun dieser Reisende noch das Baugerüste und glaubt zu erblicken, daß „die kegelförmigen Aufsätze und ein Theil des Fundamentes nicht etwa bloß reparirt, sondern ganz neu erbaut worden*),“ welches ihn denn zu folgenden, den Archäologen unstreitig wichtigen Betrachtungen Veranlassung giebt: „Der Italiäner weiß, daß die Fremden ganz aus nach Ruinen sind. Sie lachen über diese „Manie, und zeigen für gutes klingendes Geld so viel „Ruinen, als man haben will. Wer mag es ihnen ver-

*) A. a. O. Bd. I. S. 218.

»argen, daß sie künstliche Ruinen schaffen, bringt's ih»nen nur Geld? — Hätte ich doch dies Grabmahl »der Curiatier nie gesehen! Jetzt ist auch mein Glaube »an die Ruinen erschüttert!«..... Ich kann Herrn Nicolai versichern, daß er sich ganz ohne Ursach beunruhigt. Als ich das hier in Frage stehende Monument betrachtete, war es genau noch eben so beschaffen, als die Kupferwerke des vorigen Jahrhunderts dasselbe darstellten. Es ist also doch nur reparirt und weiter nichts. Ja, nicht vier kegelförmige Säulen, die Herr N. erblickt hat, sondern nur zwei, wie seit Menschengedenken, erheben sich an den Ecken des großen Sockels. Nicht einmahl hat es also der S. P. Q. A. gewagt, das ganz offenbar Mangelnde zu ergänzen, wie man doch zu Verona ohne Anstoß die schadhaften Sitzsteine des Amphitheaters zu ergänzen beflissen ist, wie man den straßburger Münster, wenn ihn der Blitz beschädigt, ergänzt, ohne zu zweifeln, ob das Bauwerk nun noch ganz dem Mittelalter angehöre, und wie man kein Bedenken getragen hat, dem belvederischen Apollo eine neue Linke, der mediceischen Venus aber ein neues Nasenspitzchen, unstreitig unter Billigung des Herrn N., anzusetzen. Oder tadelt derselbe, daß der Triumphbogen des Titus, von ungehörigen Anbauen befreit, von einem kunstliebenden Papste eine sehr bedeutende Ergänzung

— Daß das Amphitheater zu Nimes mehr und mehr hergestellet wird, und die Maison quarrée daselbst mit einem Aufwande von 800,000 Fr. bereits vollständig reparirt worden, so daß man im Stande war, dessen Inneres zu einem Museum zu benutzen? — Dieses geschah aber im südlichen Frankreich, und nicht in Italien.

Wie die Ruinen Roms seit mehreren Jahrhunderten beschaffen waren, ist den Archäologen aus Acten (wenn ich mich so ausdrücken darf) bekannt; und nur der unwissende Dilettant kann durch Restaurationen getäuscht werden, die der Gelehrte für das nimmt, was sie sind, und zwar mit Dank gegen denjenigen, welchem das Alterthum so viel Ehrfurcht einflößte, um auf die Erhaltung der Reste desselben Bedacht zu nehmen. — Aber doch täuschet man sich vielleicht? — Wer steht uns dafür, daß nicht die gewinnsüchtigen und schadenfrohen Kinder Hesperiens den belvederischen Apoll, den Laocoon, ja das Colosseum und die Bäder des Caracalla ganz besonders machen ließen, um die auf Statuen und Ruinen so versessenen Fremden zu prellen und zu verhöhnen? — Dann könnte auch wohl gar Harduin Recht haben, daß, was wir für Meisterstücke alter Literatur halten, am Ende nichts als Machwerk des Mittelalters sei, so wie Voltaire, der frei und philoso-

phisch zu urtheilen glaubte, wenn er der Meinung war, daß die auf den Gipfeln der Berge sich findenden versteinerten Conchylien von Austerneſſern dort hingeworfen? —

Die Fortsetzung des Weges durch das Albanergebirge ist reizend. Es erinnert dieſes den aus dem Norden kommenden Reiſenden an die vaterländiſchen Wälder. La Riccia, ein beſcheidenes Dorf in der herrlichſten Umgebung, war des frohen Horaz erſtes Nachtquartier.

»Egressum magna me excepit Aricia Roma
»Hospitio modico.«

Jetzt würde er hier kein leibliches Hospitium gefunden haben. — Wie Aricia an Horaz, ſo erinnert Velletri (Velitrae) an den Imperator Octavius Auguſtus; denn dieſe Stadt war der Stammort des Geſchlechts der Octavier. Jetzt iſt in der auf der Höhe des Gebirges thronenden und in der Ferne ſich beſſer, als in der Nähe ausnehmenden Stadt, außer dem ſchönen Palazzo Lancelotti und einigen Reſten alter Bauwerke, nichts Merkwürdiges zu ſchauen. Man ahnet nicht, daß hier ſo prächtige Villen der römiſchen Imperatoren waren. — Doch, was ſag' ich? — Zu Velletri ſey nichts Merkwürdiges! — Sind hier nicht noch jetzt die Originale der Madonnen-Geſichter zu ſchauen, die in Raphaels Gemählden entzücken? — Velletri iſt nämlich hoch berühmt ſeiner ſchönen Mädchen wegen,

denen man unter den Schönen des Albanergebirges den Preis allgemein zuerkennet, und nicht mit Unrecht. — Während der Stunde, da wir hier verweilten, haben wir Gesichter und Gestalten gesehen, wie sie doch wohl nur Italien hervorbringt. — Zu Rom, das seiner schönen Frauen wegen so hoch berühmt, ist etwas Aehnliches nicht zu sehen, welches wohl vorzüglich daher kömmt, daß die Einwohnerschaft von Rom mehr eine vorübergehende als bleibende ist. Es sollen dort wenige Menschen seyn, deren Großältern zu Rom geboren wären.

Nachdem wir, immer in hügeliger, mahlerischer Gegend fortrollend, den Fluß Astura (Austra) überschritten, gelangten wir zeitig nach unserm Nachtquartier la Cisterna, einer Poststation und weitläufigen ländlichen Besitzung eines römischen Principe, dessen Namen ich vergessen. Man war hier auf das emsigste mit dem Einbringen der Erndte beschäftigt. Wir fanden große freundliche Zimmer, und sehr gute Bewirthung. — So war denn der erste Tag der Reise nach Neapel in angenehmer Gesellschaft froh und heiter, und nicht ohne etwas zugelernt zu haben, verlebt *).

*) Als Herr Nicolai vor zwei Jahren in dieser Gegend reiste, machte er die richtige, und Jedem, dem die ersten Elemente

Um die Hitze zu vermeiden, verließen wir schon um 4½ Uhr (20. Jun.) das freundliche Cisterna. Die Ge-

der Astronomie bekannt sind, leicht erklärliche Beobachtung, daß hier, unter dem 41sten Grade der Breite, die Sonne weit früher im Sommer untergeht, als zu Berlin, unter dem 52sten, der Fall ist. Der Unterschied zwischen der Länge des Tages und der Nacht wird nämlich, jemehr man sich dem Aequator nahet, immer geringer, bis er endlich unter diesem fast gänzlich verschwindet. — Herr N. machte aber auch eine zweite, ebenfalls richtige Bemerkung, nämlich die, »daß in diesen Gegenden die Dämmerung immer »kürzer wird.« — »Bald nach Sonnenuntergang« — sagt er a. a. O. S. 210 — »breitet die Nacht ihren »Schleier über die Gegenstände.« Dieses Phänomen scheint er nicht erklären zu können, den er fügt hinzu: »Wenn die »Dämmerung dadurch entsteht, daß die Lichtstrahlen der un»tergegangenen Sonne sich noch im Dunstkreise der Erde bre»chen, so muß allerdings angenommen werden, daß der süd»liche Theil Italiens nur einen schwachen Dunstkreis hat, »weil die Dämmerung hier wirklich nicht so lange währt, als »in nördlichen Gegenden. Nichtsdestoweniger habe ich« (mit Ausschluß Eines Falles) »noch keinesweges Gelegenheit ge»habt, eine größere Reinheit der Luft in Italien zu bemer»ken, vielmehr ganz dieselben Veränderungen in der Atmo»sphäre wahrgenommen, welche den nördlichen Gegenden ei»genthümlich sind.« — Auch ich habe diese letzte Bemerkung gemacht, ohne deshalb zu zweifeln, daß Andere, die das Gegentheil beobachteten, auch Recht hatten. Die Sommer der Jahre 1832, 33, 34 und 35 sind nämlich in Italien von so ganz außergewöhnlicher, und fast möchte man sagen, nordischer Beschaffenheit gewesen, daß ängstliche Personen sogar

birge weichen immer mehr zur Linken zurück, und bei Torre di tre ponti, 1½ Post von Cisterna, tritt man

an eine dauernde Veränderung des Clima's in ihrem schönen Lande glauben. — Wurde doch selbst im November dieses Jahres (1835) der Vesuv, der nicht höher als unser Brocken ist, früher mit Schnee als dieser den größten Theil des Jahres in Nebel gehüllt Berg bedeckt. — Aber Herr N. irret sich, wenn er glauben sollte, daß eine größere Menge von Dünsten in der Atmosphäre die Dauer der Dämmerung befördere, mithin ein völlig heiterer Himmel die Dämmerung abkürze. — Gerade umgekehrt; je größer die Reinheit der Atmosphäre ist, um so stärker bricht sie die Lichtstrahlen, und befördert also die Dauer der Dämmerung; daher es denn, wie Jeder weiß, an trüben Tagen schneller Abend dunkel wird, als an hellen. — Ist man doch sogar an recht nebelvollen Tagen zu Amsterdam und London gezwungen, um Mittag die Kerzen anzuzünden. — Daß aber unter dem 41sten Grade der Breite im Sommer die Dämmerung weit kürzer ist, als unter dem 52sten zu dieser Zeit, ist ein ebenfalls ein nicht gar schwer zu lösendes Problem. — Die Dämmerung hört bekanntlich gänzlich auf, wenn die Sonne 18 Grad tief unter den Horizont gesunken ist. Wenn nun, bei einer gegebenen Polhöhe, die Sonne diese Tiefe am geschwindesten erreicht, so ist die Dämmerung am kürzesten. Da der Winkel, unter welchem die Sonne unter den Horizont hinabsinket, in den verschiedenen Breiten der Erde und in den verschiedenen Jahreszeiten bedeutend von einander abweicht, also auch die Zeit, welche erforderlich ist, daß die Sonne bis zu dem 18ten Grade unter den Horizont gelange, verschieden: so ist auch eine natürliche Folge hiervon, daß die Dauer der Dämmerung ebenfalls bald länger, bald kürzer ist.

in die übel berüchtigten pontinischen Sümpfe, welche sich von hier, in einer Breite von sechs ital. Meilen, vier und zwanzig Meilen bis nach Terracina hin erstrecken, eine nach Süden zu wenig abschüssige Senkung zwischen der Gebirgskette und dem Meerufer bildend. Die grandiose Linea Pia, eine breiter, herrlicher mit Ulmen besetzter Kunstweg, das Werk des großen Papstes Pius VI., durchschneidet dieses Sumpfthal, die ehemahlige Via Appia in ihrer ganzen Länge verfolgend. Nahe zur Rechten hat man fast beständig den Canal,

---

Unter dem Aequator ist diese Zeitdauer am kleinsten, und wird immer größer, je näher die Oerter den Polen liegen. An denjenigen Oertern, welche eine halbjährige Nacht haben, dauert die Abenddämmerung, nach dem Verschwinden der Sonne, gegen zwei Monate, und selbst unter dem 52sten Grade dauert sie um die Zeit des längsten Tages die ganze Nacht hindurch, weil die Sonne während derselben keine 18 Grad unter den Horizont sinkt. Die Aufgabe, die Tage der kürzesten Dämmerung zu finden, durch Hülfe der Differentialrechnung zu lösen, hatte die beiden Gebrüder Bernoulli mehrere Jahre lang beschäftigt, obgleich schon Nunnez (Nonius) solche durch Hülfe der Geometrie der Alten gelöset hatte. (S. dessen Liber de crepusculis 1541, P. II. prop. 17.) — Diese Materie ist erschöpfend behandelt, sowohl in Fischer's physicalischem Wörterbuche, Art. »Dämmerung,« als, vorzüglich ausführlich, in Gehler's phys. Wörterbuche, neu bearbeitet von Brandes u. s. w. unter demselben Artikel.

welcher jetzt, nachdem er erneut und erweitert, den Namen »il grande Naviglio« führt, denselben, auf welchem einst Horaz auf seiner lustigen Reise schiffte.

Tum pueri nautis, pueris convicia nautae
Ingerere . . . .

Hier war es, wo ihn die »mali culices ranaeque palustres« belästigten, die sich bis zu unseren Zeiten munter fortgepflanzt hatten, und offenbar hier ein ihnen zusagenderes Klima als die Menschen fanden, die sich auf den drei einzeln liegenden Poststationen Bocca di Fiume, Mesa und Ponte maggiore als wahre Bilder des Fiebers und beklagenswerthe Jammergestalten darstellten. Auch auf Pferde und Rindvieh hat die Sumpfluft keinen nachtheiligen Einfluß; nur der Mensch unterliegt ihr, und der ganze weite Bezirk der Paludi Pontini, so viel auch davon durch die Canäle des Papstes Pius VI. trocken gelegt, ist fast gar nicht bewohnt, und wird nur aus der Nachbarschaft größtentheils zur Weide benutzt. Auch unser Vetturin schien die Gegend, die überdieß nicht völlig sicher ist, unheimlich zu finden: nirgend hielt er an, und beständig ging es im stärksten Trabe fort. Wir im Wagen ermunterten uns wechselseitig, wach zu bleiben, da ein Schlaf hier das tödtliche Fieber herbeizuführen im Stande ist. Zum Schlaf lädt aber die Einförmigkeit der Gegend und das schnelle

Fortrollen auf völlig ebenem Wege nur gar zu sehr ein. Uebrigens darf man nicht glauben, als hätten die pontinischen Sümpfe ein trauriges, abschreckendes Ansehen. Im Gegentheil, sie stellen sich, obwohl einförmig, doch heiter dar. Unabsehbare Wiesenflächen, durchschnitten von Canälen, zur Rechten; zur Linken ebenfalls grüne Auen, und in einiger Entfernung eine Gebirgskette mit mahlerischen Wellenlinien; der Weg selbst, so schön als möglich und beschattet, wie gesagt, von einer Allee üppigwachsender Ulmen: man könnte glauben, wenn nicht der Mangel menschlicher Wohnungen das Gegentheil lehrte, sich in den fruchtbarsten Gegenden der Niederlande zu befinden. — So waren wir denn froh genug, als wir gegen Mittag die weißen Felsen des alten Anxur, des heutigen Terracina, herleuchten sahen.

Zu Terracina stiegen wir in dem Nuovo albergo ab, und hatten das Vergnügen, in dasselbe Zimmer geführt zu werden, in welchem vor zwei Jahren Herr Nicolai gewohnt hatte. Eine große Veränderung mußte seit dieser Zeit hier vorgegangen seyn; wir blieben von Flöhen gänzlich unbelästigt, speis'ten ganz vortrefflich, und fanden die Aussicht auf das Meer entzückend, auf welchem wir mit unseren Opernfernröhren die nach Neapel segelnden Schiffe unter heiteren Bemerkungen verfolgten. Wäre die Luft in Terracina nicht bedenklich, so daß der

Fremde hier nicht zu übernachten wagt, wahrlich, man könnte sich keinen angenehmern Wohnort denken. Theils auf, theils an den Felsen, die hier von Osten her das Meer erreichen, gelegen, mit einer herrlichen südlichen Vegetation, die schon Palmen, Citronen, Granatbäume, haushohe Cactus und Agaven zeigt, der Myrten und Lorbeern nicht zu gedenken, darf man jetzt nicht mehr zweifeln, daß man sich den Gärten der Hesperiden nahe. Ich hatte die Ehre, die Baroninn Praroman nach der Cathedrale, welche sich durch einen majestätischen Porticus auszeichnet, und nach den Ruinen des Palastes des Königs Theodorich zu begleiten, und sodann an das Meer zu führen, an dessen Horizonte, rechts hin, man die vor dem Golf von Neapel liegenden Inseln erblickt. Von dem alten Hafen von Anxur ist nichts mehr übrig, als die Ringe, an welchen ehemahls die Schiffe befestigt wurden. — Terracina war mir auch deshalb merkwürdig, weil ich mich wohl erinnerte, daß mein alter schon belobter Lehrer in der »dolce favella italiana,« der Cavaliere Domenico da Gattinara, wie er mir oft erzählt hatte, ursprünglich aus diesem Orte stammte, wiewohl ein früheres Mitglied seines Hauses, der berühmte Mercurio da Gattinara, Kanzler Karls V. und später Cardinal, bekanntlich aus Piemont gebürtig war, wo auch der Ort Gattinara liegt.

Nachmittags gegen 4 Uhr verließen wir Terracina, und kamen bald nachher auf einem Wege mit der reizensten Aussicht auf das Meer nach Torro de' confini, dem letzten Orte des Kirchenstaates, der denn doch von Ferrara bis hierher einen guten Theil des schönen Italiens einnimmt. — Gleich nachher gelangt man nach Portello, dem ersten Orte des Königreichs beider Sicilien. Sowohl die „Ministri della Dogana“ als die Paßbeamten fertigten uns schnell ab, wobei ich denn, wie gewöhnlich, das Geschäft eines Procurators für die ganze Reisegesellschaft übernahm, und sey es nun, daß man seit zwei Jahren hier billigere Grundsätze angenommen, daß man uns, da wir mit dem wohlbekannten Fuhrwerk des Pavete und nicht mit Extrapost reiseten, schonender behandeln zu müssen glaubte, oder daß man uns nicht für gente fresca (Füchse und Neulinge) hielt — kurz, ich entrichtete für die ganze honorabele Gesellschaft nicht mehr als fünf Paoli, und hatte also keine Ursache, in die Klagen des Herrn Nicolai einzustimmen, der in der Regel mehr Scudi als ich Paoli an buona mano bezahlte, dafür aber auch gewiß für einen incognito reisenden Duca oder Principe gehalten wurde, dagegen ich hinlänglich zufrieden gewesen, wenn man mich für einen Mahler angesehen hätte. Zu Fondi ruft jener zartorganisirte

Reisende aus, nachdem er eben die mit Früchten und Blüthen prangenden Orangengärten dieser Stadt geschaut und, in dieser Hinsicht »in Wonnegefühl geschwelgt hatte,« sich der Qualen nur zu lebhaft erinnernd, die ihm Paßbeamte, Flöhe, Wanzen und schlechte Kost in den hesperischen Gefilden bereiteten:

»Nein, nein, ein edeles Gemüth kann Italien nicht »schön finden! Daß die Natur schöner wäre, als bei »uns, kann ich nicht zugeben; sie wirkt, wie ich auch im »tiefern Süden wiederholen muß, nur durch den Reiz »des Fremdartigen; wäre sie aber wirklich unendlich »schöner, dennoch vermöchte sie nicht zu entschädigen für »die Qualen, denen Körper und Seele in diesem Jammerlande unausgesetzt Preis gegeben sind. Nur ein »schmutziger Cyniker kann sich in Italien gefallen.«

Schade daß Göthe nicht mehr lebt, ihm würde klar geworden seyn, zu welcher philosophischen Secte er gehöre, so wie Madame de Praroman und ich jetzt erfahren, daß unsere Philosophie in Strenge noch über die der Stoiker hinausgeht, indem wir uns als würdige Schüler des Antisthenes darstellten; denn uns entzückten die Orangengärten bei Fondi, wie uns schon die Palmen- und Granatbäume bei Terracina erfreut hatten. — Ja, was mich betrifft, ich muß mir nun einmahl

gefallen lassen, und beklage mich nicht, für einen »schmutzigen Cyniker« von dem zartfühlenden, sich aber nicht ganz zart ausdrückenden Herrn N. geachtet zu werden. Denn »das schöne Land, welches der Apennin theilt, und das Meer und die Alpen umgeben,« hat meinem Gemüthe einen solchen Hochgenuß gewährt, daß ich mich, selbst im Alter von vierundsechzig Jahren, sehr unglücklich fühlen würde, erheiterte mich nicht die schöne Hoffnung, Italien und die Menschen, welche mich in demselben so freundlich aufnahmen, noch einmahl wiederzusehen.

Zu Seite 108.

Zu Louis Napoleon's, vormahligen Königs von Holland, Charakteriſtik.

Das Schickſal kann einen Sterblichen auf keine größere Probe ſtellen, als wenn es ihn in eine Lage verſetzt, wo er, ohne Verantwortlichkeit fürchten zu dürfen, von einer unumſchränkten Macht Gebrauch machen kann. Die Süßigkeit der Rache iſt tief in der thieriſchen Natur, die auch dem Menſchen, neben ſeiner geiſtigen, wahrlich nicht fehlt, begründet. Da muß das edlere Ich ein entſchiedenes Uebergewicht über das inwohnende Thier erlangt haben, wo der Fluch mit Segen vergolten wird. Ein Menſch, der es bis dahin gebracht hat, ſcheint mir auf dem Gipfel menſchlicher Hoheit zu ſtehen. Zu dieſem höchſten Standpunkte menſchlichen Adels war Ludwig Napoleon bereits gelangt, als er noch König war, und gewiß, vernimmt man aus ſeinem Munde die Milde ſeiner Geſinnungen, iſt er ſeit dieſer Zeit nicht zurückgeſchritten. — Wie er in der gedachten Beziehung als König handelte, möge folgende Anekdote beweiſen, die er im dritten Bande

(Seite 33) seiner Documents historiques sur la Hollande nicht selbst berichten würde, wenn sie nicht vollkommen in der Wahrheit gegründet wäre.

»Hollands Lage war die traurigste. Der König glaubte, daß eben aus dem Uebermaaß des Elends ein Hülfsmittel hervorgehen würde. Niemand litt durch diesen Zustand der Dinge mehr als er selbst, und Jeder, sowohl im Inlande als im Auslande, hatte die Ueberzeugung hiervon; dessen ungeachtet aber erlaubte sich ein zu Wilpen, einem in Nordholland, nicht fern von der Hauptstadt belegenen Dorfe, neu angestellter Prediger einen äußerst heftigen Ausfall. In dem Dorfe selbst und in seiner Nachbarschaft wohnte eine große Anzahl von Gutsbesitzern, die am Hofe angestellt und dem Könige sehr zugethan waren. Der Unwille dieser war allgemein, und die Mehrzahl der Zuhörer äußerte sich in dieser Beziehung laut. Jeder verlangte die Bestrafung eines Geistlichen, der sich auf eine so boshafte und verläumderische Art gegen die Regierung geäußert und dem Zwecke so wenig entsprochen, den diese bei der Anordnung des Buß- und Bettages gehabt hatte *).

*) Man kann leicht denken, daß eine so erwünschte Gelegenheit, höfische Anhänglichkeit zu zeigen, Wenige vorübergehen ließen.

Der Geiſtliche wurde von dem Miniſter der Polizei und des Innern zur Hauptſtadt beſchieden. Der König verlangte ihn zu ſehen. — Er war noch ſehr jung und erſchien in einer bedeutenden Gemüthsbewegung. — Gewiß war er ſtrafbar, und ſchon des Beiſpiels wegen verlangte man ſeine Beſtrafung. Die Abſicht des Königs war nun, dieſe auf ſeine eigene Art zu vollziehen. — Er empfing ihn kalt, aber höflich, ſtellte ihn zur Rede und ließ ſich von ihm die Ausdrücke wiederholen, deren er ſich bedient hatte. — Nun zeigte der König ihm die Lage des Reichs und ſeine (des Königs) eigene, und zwang ihn durch dieſe Darſtellung ſelbſt zu bekennen, daß er eben ſo grauſam als ungerecht (aussi cruel qu'injuste) gehandelt hätte, die Regierung zu beſchuldigen. Der junge Mann wurde von der Ungerechtigkeit ſeines Betragens überzeugt, verſprach, dieſes vollkommen zu ändern, und wir ſchieden als gute Freunde. — In der That widerrief er unaufgefordert in der Kirche und betrug ſich ſpäterhin auf das muſterhafteſte.

Als man dem Könige den Vorſchlag machte, ihn hart beſtrafen zu laſſen, antwortete dieſer: »Es liegt mir mehr daran, ihn zu überzeugen, als ihn zu beſtrafen.«

Eine ſolche Art zu handeln iſt wahrhaft königlich:

sie gewährt einen gewissen Lohn, zuvörderst den schönsten, ein ruhiges Bewußtseyn, und dann einen Ruhm, der bei den Edeln den Ruhm der glänzendsten Siege überstrahlet.

Anlage.

ORARIO DELLA PONTIFICIA UNIVERSITA DI BOLOGNA.

Per l'Anno Scolastico 1834—1835.

FACOLTA TEOLOGICA.

	8. *antem. alle* 9.	
Sacra Teologia.	Sign. Prof.	*Mellini Zama Giuseppe.*
	9. *alle* 10.	
Sacra Scrittura.		*Trombetti Pietro.*
	10. *alle* 11.	
Sacra Teologia.		*Pasti Giuseppe.*
	11 *alle* 12.	
Eloquenza Sacra.		*Lucchesini Giovanni.*
	12. *all' 1. pomer.*	
Teologia Morale.		*Monteventi Gio. Battista*
	1. *alle* 2.	
Storia ecclesiastica.		*Torri Gaetano.*

FACOLTA LEGALE.

	8. *alle* 9.	
Istituzioni Canoniche.		*Vasconi P. Aurelio.*
	9. *antem. alle* 10.	
Istituzioni Civili.		*Giusti Luigi.*
	10. *alle* 11.	
Istituzioni Criminali.		*Giacomelli Raffaele.*
	11. *alle* 12.	
Istit. di Dritto di Natura, e delle Genti.		*Bajetti Rinaldo.*

12. *all' 1. pomer.*

Gius Pubblico Eccles. e Testo Canonico. — S. Prof. *Osti Giuseppe.*

1. *alle* 2.

Teste Civile. — *Venturoli Gaetano.*

FACOLTA MEDICO-CHIRURGICA.

8. *antem. alle* 9.

Chimica, Farmacia alternativ. — *Santagata Antonio.* / *Sgarzi Gaetano.*

Chirurgia Teorica ec. — *Baroni Paolo.*

9. *alle* 10.

Veterinaria. — *Alessandrini Antonio.*

Medicina Legale, ec. — *Gualandi Domenico.*

10. *alle* 11.

Botanica. — *Bertoloni Antonio.*

Materia Medica, ec. — *Gozzi Fulvio.*

11. *alle* 12.

Fisiologia. — *Medici Michele.*

12. *all' 1. pomer.*

Medicina Teorico-Pratica. — *Valorani Vincenzo.*

1. *alle* 2.

Patologia, ec. — *Barilli Gioachino.*

2. *alle* 3.

Anatomia. — *Mondini Francesco.*

Le Lezioni di Anatomia dal primo giorno di Aprile sino al termine dell' Anno Scolastico si tengono dalle ore 7. alle 8. antimeridiane.

10. *antem. alle* 11. *e* 6. ½ *pomer. alle* 7. ½.

Clinica Medica. — *Comelli Gio. Battista.*

Clinica Chirurgica. — *Venturoli Matteo.*

FACOLTA FILOSOFICO-MATEMATICA.

8. *antem. alle* 9.

Ottica, ed Astonomia. . . . . .

9. *alle* 10.

Meccanica, ed Idraulica. — *Casinelli Luigi.*

10. *alle* 11.
Calcolo Sublime Sgn. Prof. *Magistrini Gio. Battista.*

12. *all'* 1. *pomer.*
Introduzione al Calcolo. *Lapi Gio. Battista.*
Mineralogia, e Zoologia. *Ranzani Camilo.*

1. *alle* 2.
Fisica. *Gherardi.*

2. *alle* 3.
Agraria. *Contri Giovanni.*

FACOLTA FILOLOGICA.

8. *antem. alle* 9.
Archeologia, ec. *Schiassi Filippo.*

9. *alle* 10.
Storia, ec. *Bruno Gio Battista.*

12. *all'* 1. *pomer.*
Arte Orat., e Poetica. *Grilli Rossi Gio. Battista.*

2. *alle* 3.
Lingua Greca. *Angelelli Massimiliano.*

DISTRIBUZIONE DE' CORSI SCOLASTICI.

Corso Teologico.

Anno 1.
1. Sacra Scrittura.
2. Sacra Teologia.

Anno 2.
1. Sacra Scrittura.
2. Sacra Teologia.

Anno 3.
1. Sacra Teologia.
2. Storia Ecclesiastica.

Anno 4.
1. Sacra Teologia.
2. Storia Ecclesiastica.

Corso Notarile.

1. Istituzioni Canoniche.
2. Istituzioni Civili.

Corso Legale.

Anno 1.

1. Istituzioni Canoniche.
2. Istituzioni Civili.
3. Istituzioni Criminali.

Anno 2.

1. Diritto pubblico Ecclesiastico.
2. Istituzioni di Diritto Nat. e delle Genti.
3. Testo Civile.

Anno 3.

1. Diritto pubblico Ecclesiastico.
2. Testo Canonico.
3. Testo Civile.

Anno 4.

1. Testo Canonico.
2. Testo Civile.

Corso Medico.

Anno 1.

1. Anatomia umana.
2. Botanica.
3. Chimica.

Anno 2.

1. Chimica.
2. Fisiologia.
3. Materia Medica, ec.
4. Patologia, ec.

Anno 3.

1. Materia Medica, ec.
2. Medicina Teorico-Pratica.
3. Medicina Politico-Legale.
4. Farmacia.

Anno 4.

1. Medicina Teorico-Pratica.
2. Medicina Politico-Legale.
3. Farmacia.

Corso Chirurgico.

Anno 1.

1. Anatomia umana.
2. Chimica.
3. Fisiologia.

Anno 2.

1. Chimica.
2. Chirurgia Teorica.
3. Materia Medica, ec.
4. Patologia, ec.
5. Medicina Politico-Legale.

Anno 3.

1. Chirurgia Teorica.
2. Ostetricia.
3. Materia Medica, ec.
4. Medicina Politico-Legale.

Corso Farmaceutico.

Anno 1.

1. Chimica.
2. Farmacia.
3. Botanica.

Anno 2.

1. Chimica.
2. Farmacia.
3. Materia Medica.

Corso Veterinario.

Anno 1.

1. Anatomia Comparata, ec.
2. Chimica.
3. Farmacia.
4. Botanica.

Anno 2.

1. Anatomia Comparata, ec.
2. Chimica.
3. Farmacia.
4. Materia Medica, ec.
5. Fisiologia.

Corso Matematico.

Anno 1.

1. Fisica.
2. Introduzione al Calculo.

Anno 2.

1. Calculo Sublime.
2. Meccanica, ed Idraulica.
3. Ottica, ed Astronomia.

Anno 3.

1. Meccanica, ed Idraulica.
2. Ottica, ed Astronomia.

Corso Filologico.

Anno 1.

1. Arte Oratoria, e Poetica.
2. Storia antica.
3. Antichità Romane.

Anno 2.

1. Scrittori Classici Latini.
2. Storia Greca, e Latina.
3. Antichità Greche.

Anno 3.

1. Scrittori Classici Italiani.
2. Storia Moderna.
3. Antichità Egiziane, ec.

Corso delle Lingue.

Anno 1.

1. Lingua Ebraica.

Anno 2.

1. Lingua Siro-Caldaica.

Anno 3.

1. Lingua Arabica.

Bemerkung

zu Seite 196 des ersten Bandes.

Diejenige Sorgfalt, welche mir hinsichtlich der prächtigen von dem Kaiser Lothar II. erbauten Stiftskirche zu Königslutter im Herzogthume Braunschweig wünschenswerth schien, ist diesem höchst merkwürdigen byzantinischem Bauwerke im Sommer und Herbste des Jahres 1835 und im Frühlinge 1836 zu Theil geworden. Das Ganze ist auf eine zweckmäßige Weise hergestellt und von nicht dazu gehörenden spätern Anbauen befreit.

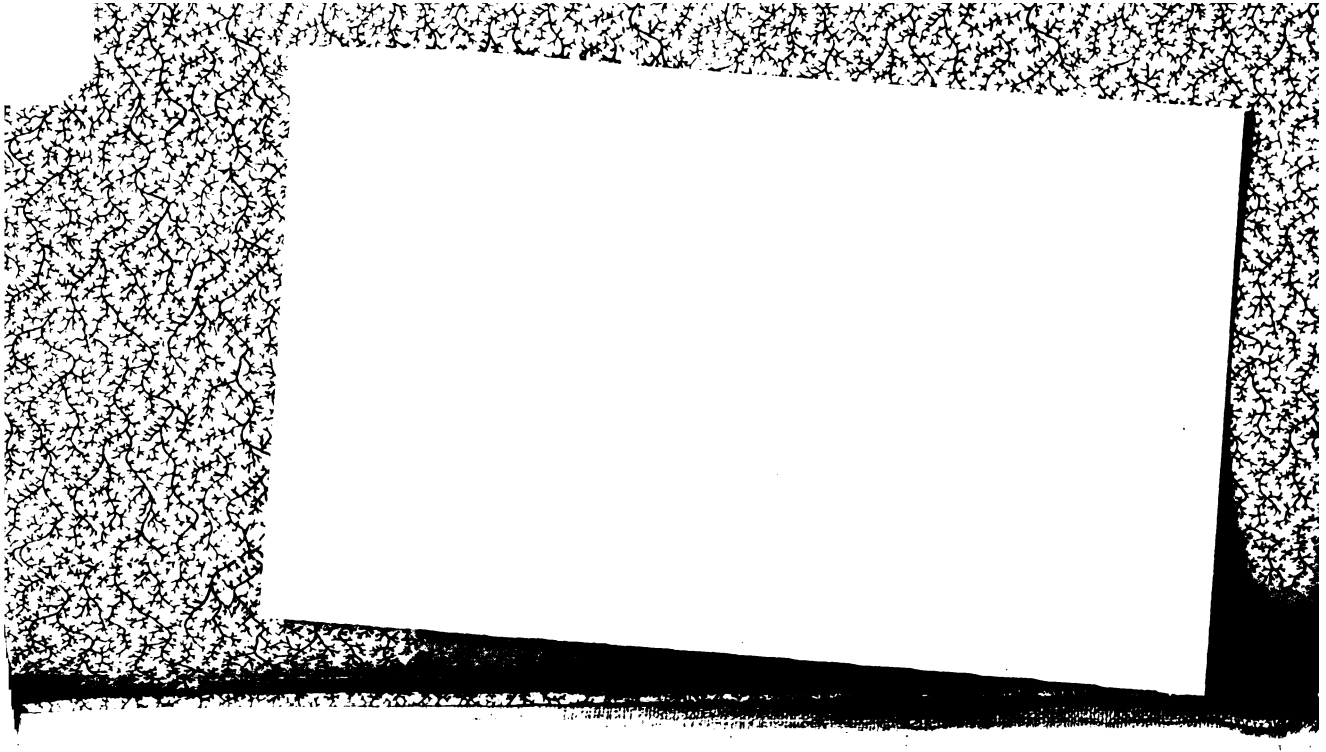
Verbesserungen.

Im ersten Theile (außer den bereits angezeigten):

Seite 206 Zeile 4 v. unten statt i due torri lies le due torri.
— 210 Zeile 5 derselbe Fehler.

Im zweiten Theile.

Seite 17 Zeile 13 statt Istitut lies Istituto.
— — — 16 statt diantichità lies di antichità.
— 23 — 7 von unten statt S. L. lies S. Luca.
— 30 — 5 statt später lies früher.
— 59 — 6 von unten und überhaupt häufig ist Pallazzo statt des richtigern Palazzo gesetzt; so wie auch im Lateinischen Palatium richtiger als Pallatium ist.
Seite 245 Zeile 1 statt Mittheilung lies Mittheilungen.
— 297 — 8 statt Rindgras lies Riedgras.
— 300 — 13 statt ausgezeichnet lies aufgezeichnet.



B'D MAR 22 1915